

dlv

Grace Irwin

Rebell aus Liebe

Biographischer Roman



Christliche
Literatur-Verbreitung e.V.
Postfach 11 01 35 · 33661 Bielefeld

Amerikanischer Originaltitel »Servant of Slaves«
by William B. Eerdmans Publishing Co., Grand Rapids Mich., USA

© der deutschen Ausgabe 1963 by R. Brockhaus
© der deutschen Ausgabe 1994
by CLV · Christliche Literatur-Verbreitung e.V.
Postfach 110135 · 33661 Bielefeld

Übersetzung: Dr. E. Gauhe
Umschlag: Dieter Otten, Bergneustadt
Satz: CLV
Druck und Bindung: Druckhaus Gummersbach

ISBN 3-89397-349-4

Der Hufschlag eines langsam trabenden Pferdes brachte in die winterliche Stille einen dumpfen Klang. Hin und wieder knirschte das Sattelleder, wenn der Reiter seinen Sitz änderte; die meiste Zeit jedoch saß er auffallend träge und in sich gekehrt auf seinem Pferd, so abwesend und unbekümmert um seine Fortbewegung, als sitze er auf einer Sänfte.

Etwas Unbeteiligtes, beinahe Mürrisches lag auch in seinem ganzen Gehabe. Wäre ihm aber ein Fremder begegnet, so hätte dieser betroffen in das Gesicht eines Burschen von noch nicht zwanzig Jahren geblickt – und bei näherem Zusehen hätte sich eine gewisse Unsicherheit bemerkbar gemacht. In der Tat näherte er sich einem Punkt, wo eine Entscheidung getroffen werden mußte. Öfter als vorher hob er den Kopf und spähte nach Orientierungspunkten. Wenn das Pferd aus seinem schweren Trab in Schritt fiel, machte er keine Anstalten, es wieder anzutreiben. Die behandschuhte Linke ging unruhig zum Sattelknopf, zum Knie und zu der weiten Tasche. Dort fand sich ein Brief, den er halb hervorzog und dann unschlüssig wieder zurückschob. Er wußte den Inhalt auswendig. Warum hatten diese Catletts überhaupt geschrieben? Vor zehn Jahren hätten sie ihm schreiben können. Wie sehr hätte er sich gefreut, damals, als die Nachricht vom Tode seiner Mutter kam! Aber man hatte das siebenjährige Kind bei fremden Leuten untergebracht, wo es mit mehr Furcht als Sehnsucht auf die noch ferne Rückkehr des Vaters von der Seefahrt wartete. Wie willkommen wäre ihm der Brief ein Jahr später gewesen, als er nach seines Vaters Rückkehr und zweiter Heirat eine neue Behausung bekommen hatte, wo seine suchende Seele aber keine Beachtung fand. Oder im ersten Jahr im College in Stratfort – welche Wirkungen hätte in jenen Jahren ein solcher Brief haben können!

Zornig brach John seine Erinnerungen ab. In drei Tagen würde er in der Postkutsche nach Liverpool sitzen, in zwei Wochen an Bord des Schiffes sein, das nach Jamaika ging. Erst in fünf Jahren würde er wieder englischen Boden betreten, vielleicht noch später. Wozu also jetzt zu fremden Menschen gehen, die sein Benehmen vielleicht ungewandt fanden und ihn selber langweilig und ungehobelt?

Der Besuch würde ihn allerdings vor der Notwendigkeit bewahren, sofort weiter nach Hause zu reiten. Das war ein Punkt, der dafür sprach. Deshalb hatte er von seinem Vater die Erlaubnis erbeten und auch ohne weiteres erhalten. Nicht daß sein Vater und seine Stiefmutter je hätten durchblicken lassen, John sei ihnen unwillkommen. Aber sie waren so sehr in Anspruch genommen von ihren eigenen Angelegenheiten, voneinander und von Billy, dem neuen Kind, daß John immer ihre Erleichterung spürte, wenn er sich verabschiedete. Sie hatten es als angenehm empfunden, nicht für ihn sorgen zu müssen, als er in Spanien war. Aber er wurde aus dieser einträglichen Stellung in Alicante, die der alte Herr ihm aufgrund seiner spanischen Beziehungen verschafft hatte, kurzerhand entlassen. Als er ihnen darüber berichtet hatte, begnügte der Vater sich mit einer kurzen, nüchternen Strafpredigt, die dann allerdings anschwell, als er den schriftlichen Bericht von Johns verflossenem Brotherrn über sein »unbeständiges Wesen und seine Abneigung gegen Zucht« gelesen hatte – eine Strafpredigt, in der bestimmte Redensarten des öfteren wiederkehrten, wie »verderbte Zeiten«, »mangelnde Selbstdisziplin«, »meine Erziehung in Sevilla«, »grobe und zügellose Gleichgültigkeit gegen die dir gewährten Vorrechte«.

»O tempora, o mores« hatte John die Rede in Gedanken charakterisiert, während er in ehrerbietiger Haltung vor seinem Vater stand und sich alles anhörte. Jetzt kam ihm diese Redewendung wieder in den Sinn, einer der wenigen Ausdrücke, die ihm aus seinem zweiten, verhältnismäßig glücklichen Unterrichtsjahren geblieben waren. Und dabei hatte er vor seinem zehnten Geburtstag die Klassenkameraden im Latein überrundet, begierig zu dem hinzulernend, was ihm seine Mutter vom siebten Lebensjahr an beigebracht hatte.

Seine Mutter! – Vielleicht besuchte er die Catletts doch. Er hätte gern mit jemand, der sie gekannt hatte, über sie gesprochen und etwas über sie gehört. Merkwürdig, daß sie Latein gelernt hatte! Vielleicht hatte auch Mrs. Catlett Latein gelernt, als die beiden zusammen auf der Schule waren. Die meisten Frauen, auch die, die Zeit und Geld hatten, waren nicht sehr gebildet, das wußte er. Er würde manches über seine Mutter erfragen und viel-

leicht erfahren, ob sie von ihm gesprochen hatte, ob sie ihn vor ihrem Tode noch einmal hatte wiedersehen wollen.

Nein! Er würde nichts dergleichen tun! Denn mit dem Gedanken an seine Mutter kamen andere Gedanken, die er in der letzten Zeit, sooft sie wiederkehrten, abgewiesen hatte: Strophen aus Dr. Watt's Gesangbuch, dessen Lieder er, kaum daß er hatte sprechen können, lernen und aufsagen mußte, Fragen und Antworten aus dem Katechismus, Bibelverse, immer unwillkommene und scharfe: »Die Augen des Herrn schauen an allen Orten beide, die Bösen und die Frommen«. – »Dessen sei gewiß, deine Sünde wird dich finden.« – »Die Menschen müssen Rechenschaft geben am Jüngsten Gericht von einem jeglichen unnützen Wort.« Er wollte doch nach Hause reiten. Die drei Tage würden schnell vorübergehen. Vielleicht ließ ihn seine Stiefmutter mit Billy ein Schiff besehen. Oder, wenn daraus nichts würde, konnte er in die Stadt reiten und ins Theater gehen.

John hatte eine Mulde durchquert und eine lange, sanfte Steigung. Weiter vorne hob sich ein verwitterter Wegweiser vom Himmel ab und erinnerte John daran, daß er bald seine Entscheidung treffen mußte. Er begann krampfhaft zu überlegen, wie er dieser Notwendigkeit entgehen könne. Ob er eine Münze hochwerfen sollte? Als er schon nach dem ledernen Beutel griff, kam ihm ein anderer Gedanke, der ihn belustigte: die Entscheidung seinem Pferd zu überlassen. Der Weg war jetzt ziemlich eben, die Wagenspuren nicht mehr so tief wie in der Mulde. Kurz vor dem Wendepunkt würde er die Zügel auf den Nacken der Stute legen und den Weg nehmen, den sie wählte. So waren die Chancen gerecht verteilt. Die Stute konnte die Straße rechts nehmen, die nach Chatham. Auf jeden Fall würde die Entscheidung nicht bei ihm liegen.

Die beiden trotteten langsam auf den näherkommenden Wegweiser zu. John ritt mit lockeren Zügeln, äußerlich wieder so gleichgültig wie zuerst. In Wirklichkeit klopfte sein Herz rascher, mit Unwillen merkte er es. Das war nicht die philosophische, von Spott und Humor getragene Gelassenheit, wie sie jener große Geist, Lord Shaftesbury, lehrte. Die Entscheidung dem Zufall zu überlassen, statt sich damit abzuplagen, das stand im Einklang

mit der unerschütterlichen Ruhe des Autors der *Characteristics*. Ein Exemplar dieses vielgeschätzten Buches befand sich in Johns Satteltasche. Auf einem Bücherstand in Holland hatte er es aufgetrieben, und es hatte ihm die Augen geöffnet für eine neue Welt des Denkens. Um die losgelöste, heitere Ruhe wieder zu erlangen, beobachtete er den rhythmisch auf und ab gehenden Kopf und die feinen Ohren seiner Stute. Was mochte wohl in diesem Kopf vorgehen? Hatte sie eine Ahnung, daß der Aufenthaltsort ihres Herrn während der nächsten Tage von ihr abhing?

Fast ohne zu atmen im Sattel sitzend, spürte John die Stute schwerfällig auf die Kreuzung zutrotten. Als sie an die Stelle kam, wo die Watling Street in einem spitzen Winkel auf den Maidstone Road traf, zögerte sie und wartete darauf, durch einen Zug an der Kandare gelenkt zu werden. Als sie den nicht spürte, wollte sie die normale Abbiegung nehmen, die nach Rochester und London führte. Im gleichen Augenblick ergriff John Newton, durch einen unerklärlichen Impuls aus seiner Trägheit geweckt, die Zügel, zerrte ihren Kopf scharf nach rechts und trieb das Tier auf die Straße nach Chatham.

Wenige Minuten später stand John vor der Haustür der Familie Catlett. Der Widerhall des schweren Türklopfers klang ihm unangenehm laut in den Ohren. Die Tür flog auf; die mit besorgten Fragen untermischte freudige Begrüßung, bei der man ihn ins Haus zog, ihm beim Ablegen seiner dicken Hüllen half und ihn ans Kaminfeuer setzte, stand in einem solchen Gegensatz zu seinem einsamen Ritt, zu dem üblichen Empfang in seinem Elternhaus und überhaupt zu allem, was ihm in seinen siebzehn Jahren widerfahren war, daß er kaum etwas sagen konnte; ihm war, als habe er die wenigen Sätze, zu denen er selbst kam, im Traum gesprochen.

»Haben Sie es sich auch wirklich bequem gemacht, mein lieber John?« Mrs. Catlett kam von ihrem Gang in die Küche zurück, die Bänder ihrer Haube flatterten bei ihren eiligen Schritten. »Jack wird gleich wieder da sein. Ich habe ihn hinausgeschickt, damit er Dickon hilft, wenn er nach ihrem Pferd sieht. Der Bursche meint es ja gut, es fehlt ihm jegliches Geschick. Jack wird nicht lange ausbleiben. Er ist entzückt, daß er jetzt einen so großen Freund im Haus hat. Und dann müssen Sie uns alles erzählen. Sie können doch eine gute Weile bei uns bleiben?«

John öffnete den Mund, um zu sagen, daß er am folgenden Tag aufbrechen müsse, schloß ihn aber wieder. Mrs. Catlett hatte seine Antwort nicht abgewartet.

»Wir müssen Ihnen die Stadt zeigen und unsere berühmte Windmühle. Die Stadt ist, verglichen mit London, nicht groß, aber dieser Tage ist allerhand los, Admiral Malhers inspiziert den Hafen. Von solchen Dingen verstehen Sie ja mehr als wir. So ein weitgereister junger Mann! Bis nach Spanien sind Sie gekommen, sagen Sie? Und nach Italien? Mr. Catlett, könnten wir nicht noch ein paar Scheite für das Kaminfeuer brauchen? John ist den ganzen Vormittag durch die Kälte geritten.«

»Was der junge Mann braucht, ist eine Kanne Apfelwein«, erwiderte George Catlett, kam aber trotzdem dem Wunsch seiner Frau nach und legte neue Holzscheite auf. »Laß doch Jane welchen heraufholen. Und das Mittagessen wird ihn besser aufwärmen als das Feuer. Kann Polly mit dem Essen nicht etwas voran machen?«

Die Worte, das Hin und Her, die Wärme des Feuers und der Gefühle, alles benahm dem jungen Newton die Besinnung wie das unwirkliche Bewußtsein eines Traumes. Der selbstgemachte Apfelwein hatte lange im Faß gelagert und stieg zu Kopf. Der erste Krug wärmte John die Kehle, der zweite löste ihm die Zunge und ließ ihn mehr von sich geben als nur einsilbige Antworten auf die Fragen von Mrs. Catlett und dem jungen Jack, der die gleiche liebenswürdige Geschwätzigkeit hatte wie seine Mutter. Als John sich diesen großen Haushalt vorstellte, sprach er im stillen Mrs. Catlett von der Schuld frei, die sie offenbar ihm gegenüber empfand, weil sie sich um das Kind ihrer besten Freundin nicht gekümmert hatte. Für sie waren die zehn Jahre, die ihm so endlos vorgekommen waren, sicherlich ganz ausgefüllt gewesen. Als Herrin eines Haushaltes von zehn Personen, die satt gemacht und gekleidet werden wollten, hatte Mrs. Catlett sicher wenig Zeit gehabt, an ihn zu denken. Auch die Pflege seiner durch die Schwindsucht dahinsiechenden Mutter mußte eine schwere Zusatzlast gewesen sein für eine Frau, die damals ihr drittes oder viertes Kind erwartete. Jetzt noch zeugten das große Spinnrad und die volle Spindel neben dem Herd von reichlicher Beschäftigung.

»Ich beneide Sie um Ihre Reisen«, sagte Jack. Mit seinen klaren braunen Augen und dem krausen, dunklen Haar glich er seiner Mutter. »Wenn ich mit der Schule fertig bin, möchte ich auch auf große Fahrt gehen, ehe ich in London in die Lehre komme. Aber Vater will nichts davon wissen.«

»Das fehlte noch!« brummte George Catlett, aber trotz des brummigen Tones spürte John in seinen Worten eine Verbundenheit und Liebe, die sich sehr von der förmlichen Distanz unterschied, mit der sein eigener Vater ihn immer behandelte, auch wenn sie bei ihren zahlreichen Seefahrten zusammen in der Kapitänskajüte gewohnt hatten. »Die große Fahrt verdirbt schon ohnehin zu viele junge Leute heutzutage. Für dich, Jack, sind die englischen Gebräuche gut genug. John wird dir sagen können, wie sie sind, die da draußen.«

Der Hinweis auf seine überlegene Kenntnis und Erfahrung steigerte in John das Gefühl des Wohlseins. Zum erstenmal in sei-

nem Leben war er bei Menschen, auf die er durch seine Kenntnis des Meeres und der Mittelmeerhäfen, des Lebens auf Schiffen und des Handels auf den großen Gewässern den Eindruck eines Weltmannes machte. Wenn auch von dem Kapitän, seinem Vater, unter Aufsicht gehalten, hatte er doch sehr viel mehr an unzüchtigen Reden, unflätigen Gesprächen und schmutzigen Worten zu Ohren bekommen, als Jack und seine Kameraden von der Lateinschule in Rochester sich jemals würden träumen lassen. Zwar hatten die Reste der strengen Glaubenserziehung, die Furcht vor einem zürnenden Gott und vor der Hölle, die den gefallenen Sünder erwartet, ihn davon abgehalten, den Begierden des Fleisches freien Lauf zu lassen. Seit den unbeaufsichtigten Monaten in einem spanischen Hafen wußte er jedoch über jede Art von Laster Bescheid. Ober solche Dinge konnte man in diesem anständigen Hause natürlich nicht sprechen, wo Kinder mit großen Augen und freundlicher Neugier zuhörten. Aber es machte Vergnügen, weise zu lächeln, übereinstimmend mit Mr. Catlett den Kopf zu schütteln und die fragende Bewunderung in den Augen des jungen Jack zu sehen, der die Schule besucht hatte, als er selber zur See gefahren war, der weit mehr Latein konnte, als John in der Zwischenzeit vergessen hatte, und der mit dem Griechischen vertraut war, das John nie gelernt hatte.

Als er eben eine Frage nach seines Vaters letzter Fracht beantwortete, hörte man draußen im Korridor die Stimme Mrs. Catletts, wie sie voller Aufregung etwas zu erklären schien. Sein Stuhl war ans Feuer gerückt worden, so daß er mit dem Rücken zur Tür saß, aber dennoch drangen in heiterem Ton gesprochene Worte zu ihm, noch bevor Mrs. Catlett hereinstürmte und, ohne ihren Redefluß zu unterbrechen, jemand anderes mit sich zog. »Eine Überraschung für dich; was meinst du, wer es ist? Er brauchte seinen Namen nicht zu nennen. Ich habe ihn erkannt, noch bevor er etwas sagte – wieso, kann ich selbst nicht verstehen, denn seiner Mutter gleicht er nur wenig –« »Hier ist er also, Polly. Heiß deinen Vetter nach all diesen Jahren willkommen. John, dies ist unsere Mary.«

John Newton hatte plötzlich die Empfindung, als er da in der schwach erhellten Stube mit der niederen Balkendecke stand, als

wäre sein ganzes Leben und alles, was ihm bisher widerfahren war, ein blasses Traumgesicht gewesen, verglichen mit der eindringlichen Wirklichkeit dieses Augenblicks.

Mary Catlett war bescheiden, doch ohne Scheu auf ihn zugekommen, und ihr Lächeln war echt, nicht gezwungen. Sie machte einen Knicks, so gewandt wie eine Dame in Rochester, und streckte John ihre Hand hin.

»Ich heiÙe Sie herzlich willkommen – Sir«, sagte sie. Dann mit einem fragenden Blick zu ihrer Mutter: »Wir haben schon immer gehofft, Sie würden uns besuchen – Vetter John.«

Verschwunden war der Weltmann, der mit Jack witzige Bemerkungen und mit Mr. Catlett geschäftliche Neuigkeiten austauschte. Ungelenk und schwerfällig dastehend, zögerte er, seine wettorraue Hand hinstrecken, die im Vergleich zu der hübschen kleinen Hand, die sich entgegenstreckte, noch unförmiger und größer aussah, als sie in Wirklichkeit war; und als er es dann tat, ließ ihm die Berührung die Worte, die er sagen wollte, im Halse steckenbleiben. Er war verzückt, aber bei klarer Besinnung. Ihre Hand war fest, hart durch Hausarbeit. Aber es war ihre Hand, und die war richtig, wie alles an ihr richtig war und immer sein würde, gleichgültig, welche äußeren Veränderungen eintreten mochten. Locker gewelltes braunes Haar, durch eine Kapuze zerzaust, eine kleine gebieterische Nase, flache Augenbrauen, deren Enden sich nach oben statt nach unten bogen: all das nahm er gleich beim ersten Blick voll in sich auf. Nur ihre Augen – die Augen mußte er eingehender besehen, auch die Krümmung ihres kleinen, eigensinnigen Kinns und die Schulterlinie, als der Mantel jetzt herabglitt und sie ihn mit der freien Hand auffing. Und irgend etwas mußte er auch sagen. Die anderen fanden ihn sicher recht lächerlich, daß er so stumm dastand. Daß sie merkten, was in ihm vorging, machte ihm nichts aus, nur daß er vor den Augen Pollys eine so armselige Rolle spielte, das war beschämend.

»Danke.« Klang denn seine Stimme immer so wie das Bellen eines verirrtten Seehundes? »Ich freue mich, daß ich kommen durfte, Miss –« Wie sollte er sie nennen? »Mary« hatte ihre Mutter deutlich gesagt, aber vorher hatte er den Namen »Polly«

gehört. Oder hätte er sie mit Kusine anreden sollen? Er schluckte krampfhaft und sagte sich, daß es jetzt zu spät sei, sowohl für das eine wie das andere.

Aber es gehörte wohl zu der schönen Gastfreundschaft, mit der er gleich zu Anfang aufgenommen worden war, daß niemand darauf achtete. Die sechsjährige Sarah wartete kaum ab, bis die Vorstellung beendet war, und platzte mit ihrer Frage heraus.

»Warum sagt Polly denn Vetter zu ihm, Mutter? Ein Vetter gehört doch zu Onkeln und Tanten? Ist Johns Vater unser Onkel? Warum besuchen wir ihn nie, oder warum kommt er nie zu uns?«

»Nein, Johns Vater ist nicht euer Onkel«, sagte Mrs. Catlett ein wenig verlegen. »Sieh doch, ob du das Essen nicht etwas beschleunigen kannst, Polly, sei so gut. Johns Mutter und ich waren entfernte Kusinen. Ihre Großtante war die Frau meines Großonkels, wenn du so weit zurückdenken kannst, Sally. Aber Jack und Polly nannten sie immer Tante. Das war, bevor du auf die Welt kamst. Und deshalb habe ich ihren Sohn, John hier, in Gedanken immer als meinen Neffen angesehen, und ich möchte gerne, daß er zu mir Tante und zu eurem Vater Onkel sagt, wenn er mag.« Sie sprach zu dem Kind, aber in Wirklichkeit waren ihre Worte für John bestimmt.

»Ich würde es als eine Auszeichnung betrachten, Tante.« Wie leicht es jetzt war, mit der gebotenen Höflichkeit zu sprechen. Aber obwohl er sich in Pollys Abwesenheit sicherer fühlte, ersehnte er dennoch ihre Rückkehr.

– Ihre Augen! – Als Polly neben ihrer Mutter am Tisch saß und von Zeit zu Zeit in die Küche huschte, um Jane beim Servieren zu helfen, blickte er, sooft er sich traute, zu ihnen hinüber. Was für eine Farbe hatten sie eigentlich? Der Eindruck ihres lächelnden Blicks hatte ihn für den Augenblick farbenblind gemacht. Wie alt mochte sie sein und was tat sie und was dachte sie – was dachte sie vor allem über ihn? Er war dankbar, daß in der herzlichen Atmosphäre, die bei Tische herrschte, seine stammelnde Ungeschicklichkeit nicht wiederkehrte. Er redete sogar mehr als je, fesselte die anderen durch seine Erzählungen und erwiderte Jacks lateinische Aussprüche mit spanischen Redewendungen oder zuweilen mit einem Satz auf Französisch. Dadurch hoffte er Polly

zu beeindrucken und sie zu überzeugen, daß er nicht der ungebildete Barbar sei, als der er sich in ihrer Gegenwart vorkam; zwischendurch fragte er sich mit sinkendem Mut, ob sie seine plumphen Versuche wohl durchschaute und durch seine Eitelkeit abgestoßen würde.

Wenn es so war, ließ sie sich jedenfalls nichts davon anmerken, auch nicht am Nachmittag des nächsten Tages, als sie und Jack ihn zum Hafen mitnahmen, um das mit sechzig Kanonen bestückte Kriegsschiff zu besehen, das beinahe fertig gebaut war. Am Morgen war es ihm gelungen, in der Kirche neben ihr zu sitzen; von der schnell heruntergeleiterten Liturgie und der kurzen, pedantisch abgelesenen Predigt hatte er durch die Empfindungen und Gedanken, die durch Pollys Nähe stürmisch auf ihn eingedrungen waren, kaum etwas aufgenommen. Und trotz Mrs. Catletts mütterlicher Bemühungen, es ihm so gemütlich zu machen wie irgend möglich, trotz der zusätzlichen, mit Daunen von selbst gezogenen Enten gefüllten Steppdecke und der gewärmten Backsteine, die sie ihm ins Bett getan hatte – Umstände, die Erinnerungen an seine Mutter in ihm weckten –, hatte er die halbe Nacht wach gelegen vor lauter Staunen über das, was ihm widerfahren war.

Ihm war, als habe er noch nie ein Mädchen gesehen. Auf seine letzte Seefahrt hatte er einen Band Shakespeare mitgenommen, jetzt sagte er sich die Worte vor, die Ferdinand zu Miranda spricht, und beneidete ihn um die mühelose Leichtigkeit seiner Rede. In Wirklichkeit hatte er schon viele Mädchen gesehen, nur wünschte er, man könnte ihnen andere Namen geben, um die ganze Gattung von diesem einen Mädchen zu unterscheiden. Die jungen Dirnen in den Schenken, die Mädchen, die bei den Werften daheim und in den Mittelmeerhäfen um die Matrosen strichen: sie hatten wenig Reiz gehabt für den steifen, schüchternen Burschen, der ihre gelegentlichen Annäherungsversuche meist ignoriert hatte, um dann allerdings in den verborgenen, ungestümen Phantasien seines Herzens um so heftiger von den Gedanken an sie überfallen zu werden. Und die Mädchen, die er zu Hause kennengelernt hatte, Landwirtstöchter aus dem Bekanntenkreis seiner Stiefmutter, schienen ihm alle linkisch und farblos.

»Das Schiff wird gut aussehen, wenn es fertig ist«, meinte Jack und zeigte mit dem Kopf auf das unter ihnen liegende riesige Skelett. »Auf einem solchen bist du nie gefahren, John.«

»Und werde ich auch hoffentlich nie fahren.«

»Auch nicht, wenn wir schließlich doch gegen die Franzosen kämpfen?«

»Die Franzosen werden gut tun, einem solchen Schiff nicht zu nahe zu kommen. Auch unseren neuen Fregatten. Auf einer von ihnen war ich vorige Woche in Tilbury. Die französischen sind zwar noch größer, aber unsere sind schneller.«

»Wie alt waren Sie, Vetter John, als Sie zum erstenmal zur See gingen?«

»Elf. Wir brachten eine Ladung Korn von Southampton nach Spanien.«

Er sann auf ein Mittel, wie er etwas erfahren könne. »Du lagst damals in einem festen Bett, Jack, während ich auf der Biskaya schaukelte. Und Sie, Polly, was haben Sie damals getan?«

»Ich – warten Sie, ich war sieben Jahre, beinahe acht, ich lernte bei meiner Mutter lesen und spinnen. In die Schule bin ich nie gegangen.«

»Erzähl uns noch etwas von der See, John«, unterbrach Jack, als Newton sich gerade ausgerechnet hatte, daß sie jetzt etwa vierzehn Jahre sein mußte, und sich wunderte – wie früh sich bei den Frauen Grazie und Selbstsicherheit entwickeln. »Bist du schon mal in einen furchtbaren Sturm gekommen – einen Sturm, wo sie schrien: ›Alle Mann an die Pumpen!‹? Oder von einem glitschigen Deck über Bord gefallen oder –?«

»Jack, warum willst du all die Scheußlichkeiten hören?« fragte Mary. »Ich glaube sicher, wenn John in solcher Gefahr gewesen ist, würde er es lieber vergessen.«

»Kann es aber nicht.« Zum erstenmal wurde John in ihrem Beisein durch den Druck schmerzlicher Erinnerungen dazu getrieben, eine nicht vorher bedachte Bemerkung von sich zu geben. Bruder und Schwester sahen ihn an, und John beeilte sich, es näher zu erklären, und wünschte, er hätte nichts gesagt.

»Es ist nur, daß ich solche Dinge nicht vergessen kann. Im Ausland bin ich nie in besonderer Gefahr gewesen, Jack – soviel

ich weiß. Aber hier zu Hause bin ich zweimal nur mit knapper Not davongekommen.«

»Erzähl doch«, drängte Jack ohne Rücksicht auf die Schwester. »Wegen Polly mach dir keine Sorge. Sie ist stärker, als sie aussieht.«

Newton beschloß nachzugeben.

»Eigentlich ist auch nichts dabei, was sie bedrücken könnte«, versicherte er und wünschte, er könnte lange genug in ihre Augen blicken, um die Frage der Farbe ein für allemal zu klären. Aber Polly hielt die Augen weiter auf den Fluß gerichtet, und so fuhr er fort: »Ich mußte eben an ein anderes Kriegsschiff denken. Vorigen Samstag wollte ich es mit einem Freund besichtigen, aber ich kam zu spät zum Kai, und er fuhr ohne mich. Ich sah ihnen nach und ärgerte mich« – er hielt es für unnötig, von den wütenden Flüchen zu sprechen, mit denen er seinem Ärger Luft gemacht hatte – »und plötzlich kam eine Bö auf, das Boot kenterte, und alle stürzten ins Wasser.«

»O John! Sind sie –?«

»Mein Freund und drei andere sind ertrunken. Wäre ich fünf Minuten früher gekommen, wäre ich auch ertrunken. Ich kann nicht schwimmen.«

Jetzt sah er Marys Augen. Sie begegneten den seinen mit Festigkeit und mitfühlendem Verständnis. Er fand, sie seien wie Teiche auf einer Wiese im Sonnenschein, und ihre Farbe war unbestimmbar: helle, klare Iris, die grün oder grau oder topasfarbig aussah, je nach dem wechselnden Licht. Und die richtige Größe hatte Polly auch. Er selbst war nicht sehr groß, etwas größer als Jack wohl und viel breiter in den Schultern. Aber Polly würde immer so wie jetzt zu ihm hochblicken, und er würde sie beschützen – ach, mit welcher Freude wollte er sie beschützen vor der ganzen Welt.

»Laß uns Vater und Mutter doch zureden, daß sie am Dienstag mit uns in den Kursaal gehen, Polly. John muß ihn sehen. Wir können dort Karten spielen.«

»O ja, Cribbage. Oder Whist. Können Sie Whist spielen, John?«

John zögerte. Sein Vater war während der langen Stunden bei Seefahrten zuweilen soweit aufgetaut, daß er eine Partie

Cribbage mit ihm gespielt hatte. Aber die einzigen Whistspieler, die John kannte, waren die einfachen Matrosen. Jack lachte.

»Ich glaube, du bist wie Tante Hammond – sie sagt, Whist sei in ihrer Jugend ein Dienstbotenspiel gewesen. Aber jetzt ist es in London in den Kaffeehäusern und auf Gesellschaften die große Mode. Wir vom Lande müssen dich über die Londoner Mode aufklären! Ein Mann namens Hoyle hat dieses Jahr ein Buch geschrieben, ›Kurze Abhandlung über Whist‹, dessen erste Auflage innerhalb von einer Woche schon vergriffen war! Und ...«

»Jack, hör bitte auf und spiel dich nicht als Lebemann auf«, unterbrach Polly. »Ich mache mir nicht viel aus Whist, aber in den Kursaal ginge ich gerne. Mutter hat gesagt, an meinem Geburtstag würden wir vielleicht hingehen, und um Johns willen wird sie uns sicher gehen lassen. Können Sie tanzen, Vetter?«

»Ich könnte es ja lernen.« Obwohl John fürchtete, er werde sich ungeschickt anstellen, beglückte ihn der Gedanke, daß Polly ihm das Tanzen beibringen würde. Jetzt hätte er eigentlich erklären müssen, daß die Postkutsche nach Warrington am Mittwoch von London abging und daß er unmöglich bis Dienstagabend dableiben konnte. Doch er sagte nichts.

Er hatte noch immer nichts gesagt – weder vom Verpassen der Kutsche in London und des Schiffes in Liverpool noch von den Plänen, die sein Vater mit ihm in Jamaika hatte –, als er sich drei Wochen später, am Tag nach Neujahr, zum Aufbruch zwang. Die erste Kutsche hatte er mit der Feststellung, daß er auch mit der nächsten noch rechtzeitig ankommen würde, fahren lassen. Aber lange vor dem Abfahrtstag der nächsten war ihm der Gedanke unerträglich geworden, Polly zu verlassen, ohne Hoffnung auf ein Wiedersehen während der nächsten fünf Jahre, und sie bei der Rückkehr mit einem anderen verheiratet zu finden. Zu Mrs. Catlett sagte er nichts, weil sie darauf bestanden hätte, daß er aufbrach. Auch ihrem Mann sagte er nichts, denn er hatte Johns Vorhaben als eine außerordentlich günstige Gelegenheit betrachtet – »In deinem Alter als Verwalter auf eine Plantage in Westindien gehen können, was für ein Glücksfall!« Und einen jungen Mann, der seinen Vater erzürnte, indem er solche Vorteile um einer ersten Jugendliebe willen fahren ließ, hätte er nicht als pas-

senden Bewerber um die Hand seiner Tochter betrachtet. Und auch Mary gegenüber schwieg er. Denn trotz der Art, wie sie den Blick senkte, wenn er sie anstarrte – und das tat er weitaus öfter, als es die Höflichkeit erlaubt hatte –, war sie von einer solchen harmlos-heiteren Gelassenheit, daß ihm, wenn sie einen seltenen Augenblick für sich allein hatten, der Mund verschlossen war.

So war er dageblieben und hatte in der bestmöglichen Weise sich für die Gastfreundschaft erkenntlich gezeigt durch bereitwillige und dankbare Annahme all der Pläne, die zu seiner Unterhaltung gemacht wurden. Er und Jack hatten in der Küche teils geholfen und teils die anderen behindert, denn dort spielten sich Weihnachtsvorbereitungen von einem Ausmaß ab, wie John es nie erlebt noch vermutet hatte. Er hatte danach gelehzt, über Weihnachten dableiben zu dürfen, und Mrs. Catletts mit Bedauern geäußerte Überzeugung, daß »sein Vater und seine Stiefmutter mit seinem Fernbleiben von zu Hause sicherlich nicht einverstanden« wären, mit ungeschickten Gegengründen entkräftet. Auch im Plumpudding- und Kuchenteigrühren hatte er sich versucht, vor allem um Polly die Mühe zu sparen, denn Mrs. Catlett überwachte die Bäckerei mit eifersüchtigem Auge, und nur die älteste der Dienstmägde durfte sich dabei beteiligen. Bei Catletts war Weihnachten offenbar die vergnügteste Zeit des ganzen Jahres, und die Religion schien wenig damit zu tun zu haben. Am Heiligabend sangen sie zwar Weihnachtslieder, schmückten die Pfarrkirche und nahmen am nächsten Morgen am Gottesdienst teil, aber dann folgte eine Reihe von Schmausereien und allerhand Belustigungen, die mit einem Bauerntanz in der Diele endeten und mit Glühwein am verglimmenden Julfeuer.

Sie waren in den Wald gegangen, um Stechpalmen zu holen, und hatten auf einem wilden Apfelbaum dick bebeerte Mistelzweige gefunden. Jack hatte lachend eine ordentliche Menge davon abgeschnitten und John damit geneckt, welche Chancen ihn erwarteten, wenn er über Weihnachten dableibe, denn die ganze Familie machte jetzt bei allen möglichen Gelegenheiten, wenn Polly nicht dabei war, scherzhafte Anspielungen. Polly einen Kuß geben! Allein schon der Gedanke ließ den Verliebten

wie betäubt verstummen, was bei Jack erneute Neckereien hervorrief. Und während Jack sich dann am Abend die aufgehängten Mistelzweige mit mehreren geladenen Mädchen aus der Nachbarschaft zunutze machte, hätte John sich eine solche Freiheit mit Mary nie herauszunehmen getraut, auch wenn sie es nicht vermieden hätte, ihm unter den Zweigen zu begegnen.

Jetzt mußte er aufbrechen. Dickon hatte sein Pferd aus dem Stall geholt. Die ganze Familie stand an der Haustür, erfüllt von einem herzerwärmenden Bedauern über sein Fortgehen. Der Reihe nach verabschiedete er sich von jedem einzelnen und sorgte dafür, daß Polly die letzte war. Ihr Morgenkleid mit Schnürleibchen und weitem Rock war aus grünem Wollstoff, und ein grüner Widerschein lag in den grauen Augen, die lächelnd in die seinen aufblickten.

»Gott gebe Ihnen eine gute Fahrt, John.« Es war das erste Mal, daß sie das förmliche »Vetter« fortließ. »Vergessen Sie nicht Ihre ländlichen Freunde.«

John, fast gänzlich hilflos in dem Schwall von Zärtlichkeit und Sehnsucht, der ihn überkam, war gerade im Begriff, stammelnd seinen Einspruch gegen eine solche Unterstellung vorzubringen, als Jack in freundlich-heiterem Ton dazwischenwarf:

»Unsinn, Polly. Meinst du, John wird auch nur einen Augenblick daran verschwenden, an dich zurückzudenken – bei all den Mädchen, die er in fremden Häfen jetzt kennenlernen wird? Nein, mir solltest du schreiben, mein lieber Freund. Junge Männer mit meinen geistigen Fähigkeiten trifft man so leicht nicht.«

»Noch solche, die von ihren geistigen Fähigkeiten eine so hohe Meinung haben«, erwiderte John schlagfertig. Trotz seines Ärgers über Jacks Dazwischenfahren war er sich durchaus bewußt, daß Jack ihn davor bewahrt hatte, bei Polly den Eindruck eines Tölpels zu hinterlassen. Er ritt davon und hoffte, sie werde finden, daß er wenigstens gut zu Pferde sitze.

Die Gedanken an sie milderten während seines Rittes nach Rotherhithe seine wachsende düsteren Befürchtungen wegen der bevorstehenden Unterredung. Sie wärmten sein Herz bei der frostigen Begrüßung durch die Stiefmutter und dem kalten Zorn seines Vaters. John wußte, ihr Mißfallen war nur allzu berechtigt.

Nicht nur hatte er die Vereinbarungen, die sie mit erheblichen Mühen und Kosten für ihn arrangiert hatten, zunichte gemacht, er hatte sie auch nicht einmal wissen lassen, wo er steckte, so daß sein Vater, obwohl ziemlich sicher, daß ihn im Falle eines Unglücks eine Nachricht erreicht hätte, schon im Begriff gewesen war, Erkundigungen einzuziehen.

Den ersten Tag, an dem er wie ein Geächteter behandelt wurde, verbrachte er in seinem Zimmer, um den mißbilligenden Blicken der Familie wie des Personals zu entgehen. Dann wurde er in das Privatgemach des Kapitäns beordert. Dort vor dem Vater stehend, beantwortete er die scharfen Fragen eine nach der anderen mit vorschriftsmäßiger Höflichkeit; den wahren Grund seiner Verfehlung erwähnte er mit keinem Wort. Was ihn am meisten erstaunte, war die Geschwindigkeit, mit der Alte Herr – wie er im geheimen halb ironisch von den Offizieren seines Schiffes genannt wurde – seinen Zorn wieder unterdrückte. Ganz plötzlich warf er am Schluß des Verhörs die Rohrfeder, mit der er seinen Worten Gewicht verliehen hatte, auf den Tisch, lehnte sich in seinem Stuhl zurück, starrte seinen pflichtvergessenen Sohn mit einem langen, rätselhaften Blick aus seinen kleinen blauen Augen an und sagte dann mit schneidender Bestimmtheit:

»So. Da dein Verstand so schwach entwickelt ist, daß er dich nicht davon abhält, dir deine Chancen zu verscherzen, besteht auch wenig Hoffnung, daß meine Worte dir zum Bewußtsein bringen, was du verloren hast. An Mr. Manesty kann ich mich in deinen Dingen nicht mehr wenden. Was er zu deinem Verhalten sagen wird, kann ich mir jetzt schon vorstellen. Lassen wir ihn aus dem Spiel. Ich muß irgend etwas anderes finden, und ich glaube, ich habe es schon gefunden. Kapitän Yeats von der Dolphin sagte mir gerade gestern, daß er drei Matrosen durch Pocken während ihres Landurlaubs verloren hat und für sie Ersatz sucht. Sein Schiff ist abgekratzt und neu gestrichen worden, und nächste Woche hofft er mit dem Laden zu beginnen. Seine Fahrt geht nach Lissabon und Venedig. Ich werde morgen mit ihm sprechen.«

»Aber, Sir« – der junge Newton wußte nicht, ob er seinen Vater recht verstanden hatte – »als was soll ich da mitfahren?«

»Als Matrose. Wie denn sonst? Hattest du erwartet, du würdest immer in der Kapitänskajüte wohnen?«

Seines Vaters Zorn wäre John unendlich viel lieber gewesen als dieser Hohn. Doch er fuhr fort:

»Sir, Sie meinen doch nicht, ich solle als einfacher Matrose fahren?«

Kapitän Newton beugte sich vor und ließ seine Faust so kräftig auf die schwere Eichenplatte seines Tisches niederfahren, daß das kleine Segelschiffmodell dort hochsprang und wie ein Schiff bei schwerem Seegang hin- und herschwankte.

»Genau das meine ich, mein Herr. Ich hatte dir eine bessere Möglichkeit geboten, und du hast sie durch eigene Schuld verscherzt. Für einen höheren Posten hast du nicht die nötigen Qualifikationen, und auch dann würde ich mich nicht nach einem solchen für dich umsehen. Das nächste Mal wirst du es dir vielleicht überlegen, ob du dich über meine Anordnungen hinwegsetzt. Geh jetzt. Und kein Wort mehr über dieses Thema. Ich werde Kapitän Yeats sagen, daß er ein wachsames Auge auf dich haben soll.«

Nachdem sein Vater ihn auf diese Weise abgefertigt hatte, suchte John zunächst die Stille der Felder und Wälder von Surrey auf, um über diese unerfreuliche Änderung seiner Zukunftsaussichten nachzudenken. Bisher waren seine Seefahrten – bei allem Mangel an Bequemlichkeit und Kameradschaft – stets mit Vorrechten verbunden gewesen. Von den Offizieren zwar mit Gleichgültigkeit und von seinem Vater mit Geringschätzung behandelt, war er doch der Sohn des Kapitäns gewesen, ihm unmittelbar unterstellt. Dagegen war das Leben eines einfachen Matrosen nicht nur sehr anstrengend – wenn auch auf einem Handelsschiff noch immer etwas besser als auf einem Kriegsschiff –, es kam dazu, daß man keinerlei gesellschaftliche Stellung und keine Aufstiegsmöglichkeit hatte. Welche Chance blieb ihm jetzt noch zur Erreichung seines Zieles, bei Mary eines Tages als willkommener Bewerber aufzutreten? In seinem Stolz gekränkt und nicht mehr weit von offener Rebellion, schäumte er vor ohnmächtiger Wut.

Aber es war der Gedanke an Mary, der ihn davon abhielt, sich gegen seinen Vater aufzulehnen. Trotz der Unbegrenztheit seiner

Träume wohnte hinter seinen verträumten Augen ein scharfsinniger und selbstkritischer Verstand. Die bedrückenden Tatsachen waren unumstößlich: er hatte weder die Schulkenntnisse noch die berufliche Ausbildung, um sich aus eigener Kraft eine Stellung zu erobern, die den Anforderungen Mr. Catletts an einen Schwiegersohn entsprach. Alles hing vom Wohlwollen seines Vaters ab. Ohne dieses – selbst wenn er durch ein Wunder irgendwie zu Geld kam – blieb es äußerst zweifelhaft, ob solche Eltern einer Ehe ihrer Tochter mit ihm zustimmen würden. Zweimal schon hatte er die Geduld des Alten Herrn auf die härteste Probe gestellt. Schon aus geringeren Anlässen hatten Väter ihre Söhne enterbt, und der kleine Billy entwickelte sich immer mehr zu Kapitän Newtons Liebling. Einen Bruch, wie ihn offener Trotz bestimmt hervorrufen würde, mußte er um jeden Preis vermeiden.

Nachdem dies klar war, konnte er die Zukunft ruhiger betrachten als vorher. Und im stillen begann er sich auf diese Fahrt sogar zu freuen, bei der er zum erstenmal nicht unter ständiger Aufsicht seines Vaters stehen würde.

Der vom Wind gepeitschte Kanal, die regenverhangene Küste, London im Nebel, Rotherhithe und das Elternhaus, alles war John willkommen, nur weil es Stationen seines Weges nach Chatham waren. Kapitän Newton, mit seines Sohnes Aussehen und Reisebericht zufrieden, wollte John nicht in einem Ort so nahe bei London tatenlos herumsitzen lassen, wenn dieser den Wunsch hatte, seine Zeit bei einer ehrbaren Familie auf dem Lande zu verbringen. Vielleicht empfand er es auch als eine Schuld, daß das Haus, in das er sich von seinem Seefahrerleben zurückgezogen hatte, für seinen Erstgeborenen kein richtiges Heim war. Die Familie Catlett schätzte und achtete er, obwohl das Verhältnis zwischen ihm und Mrs. Catlett ziemlich kühl geworden war, weil diese gefunden hatte, daß er seine erste Frau vernachlässigt und sich allzu rasch nach ihrem Tod wieder verheiratet habe.

»Du bist hoffentlich sicher, daß du dort willkommen bist?«

»Sir, Mrs. Catlett hat mir gesagt, wenn ich Gelegenheit hätte, sollte ich kommen. Jack kommt in Ferien nach Hause, wenn die Gerichtssitzungen aufhören. Ich möchte Jack gern wiedersehen.« Was ihn in Wirklichkeit nach Chatham zog, davon ließ er nichts verlauten. Er mußte fürchten, wenn er Marys Namen nannte, daß das scharfe Auge seines Vaters ihn sofort durchschauen würde. Zwischen den beiden herrschte zwar wenig Sympathie, aber der jüngere Newton hatte beträchtlichen Respekt vor dem Scharfblick und der Weltkenntnis des älteren.

»Ohne Zweifel. Also, denn los! Aber eines sage ich dir: Ich werde mich baldigst nach einer neuen Beschäftigung für dich umtun. Müßiggang ist schlecht für einen jungen Mann in deinem Alter. In zwei Wochen bist du wieder hier, hörst du?«

»Ja, Sir.« John verabschiedete sich ehrerbietig, und schon nach kurzer Zeit – in einer Eile, die seiner sonstigen gemächlichen Verträumtheit fremd war – saß er auf dem Pferd und befand sich auf der Straße, die nach Blackheath und Shooter's Hill nach Chatham führte.

Im Hause Catlett war alles so, wie er es in Erinnerung hatte. Als das Essen vorüber war, hatte er das Gefühl, als sei er gar nicht fortgewesen, nur daß die jüngeren Kinder ein kleines Stück

gewachsen waren und die Familie sich mit regem Interesse nach seinen Seefahrten erkundigte. Jack, der jetzt bei einer Londoner Firma in der Lehre war, produzierte zum Spaß vornehm-städtische Manieren und kleidete die Erzählung alltäglicher Vorfälle in eine bombastische Kanzleisprache. Um es ihm gleichzutun, ahmte John bald den Kapitän, bald den Bootsmann nach, indem er zwischen Offiziers- und Matrosenkauderwelsch hin und her wechselte, aber die schmutzigen Beiworte sorgsam aus seinen Erzählungen austilgte. Mrs. Catlett war mütterlich und liebevoll wie früher, infolge einer Fehlgeburt nur etwas blaß.

»Und was wir hier gemacht hätten ohne unsere Polly, das kann ich gar nicht ausdenken«, sagte sie mit einem liebevollen Blick. »Den ganzen Haushalt hat sie in die Hand genommen, wie eine richtige kleine Hausfrau. Mir wäre es bedeutend schlechter gegangen, wenn sie mir nicht die ganze Sorge um die Familie abgenommen hätte. Eine bessere Hausfrau als ihre Mutter, sagt Mr. Catlett.«

»Bitte, Mutter, nicht doch«, bat Mary, und als John in ihr Gesicht blickte, fand er, daß sie in ihrer Verlegenheit liebenswerter war als je.

Sie war genauso, wie er sie sich in den langen Monaten der Trennung immer vorgestellt hatte, nur noch lieblicher, noch fraulicher, heiter, voll unerwarteter Schlagfertigkeit – besonders überraschend, weil sie nicht viel sprach und in den Bewegungen von einer unbewußten Grazie, die es ihm fast unmöglich machte, sein Verlangen zu verbergen. Es gab nichts, gestand er sich, das er nicht um ihretwillen tun würde, keine Gefahr, in der er sie nicht beschützen wollte, keine Drangsal, die er nicht auf sich nehmen würde, um sie zu gewinnen.

Das einzige, was er einstweilen tun konnte war, daß er jede Gelegenheit benutzte, um mit ihr zusammen zu sein. Aber jedesmal, wenn er ein Wort zu seinen Gunsten hätte anbringen können, benahm er sich wie ein erschrecktes Kalb. Zum Glück war er bei der Familie beliebt. Für jeden hatte er ein kleines, geschickt gewähltes Souvenir von der Seefahrt mitgebracht – für Mary ein Halstuch aus maurischer Seide, mit dem sie, als sie in den Kursaal gingen, den Ausschnitt ihres Mieders schmückte, wie er

in sprachlosem Entzücken feststellte. Die Familie sah ihn nur in seinen entspannten Momenten und blickte über seine anbetende Verehrung, wegen deren Marys Freunde sie schon neckten, tolerant hinweg. Jack zog ihn manchmal auf wegen seiner Torheit und seiner »falschen Werbemethoden«, wie er es nannte, aber im übrigen fand er, daß John ein so amüsanter und diskutierfreudiger Kamerad war, daß er es vorzog, sich an seiner Vernarrtheit nicht zu stören und zu warten, daß sie in ihrem eigenen Feuer niederbrennen würde.

Ganz anders Mr. Catlett! Im Jahr vorher hatte er die Sache als kindische Verliebtheit abgetan. Jetzt, da seine Tochter beinahe fünfzehn Jahre alt war, in einem Alter also, wo eine Heirat nicht selten war, fühlte er seine Verantwortung.

»Du bist also als einfacher Matrose nach Venedig gefahren?« fragte er eines Abends plötzlich, nachdem die übrige Familie schon zu Bett gegangen war.

»Ja, Sir.« John hoffte sehr, er werde ihn nicht fragen, wie hoch der Sold bei einem einfachen Matrosen sei.

»Hm. Und was hast du jetzt vor?«

»Ich – ich weiß noch nicht genau«, sagte John; er merkte, daß seine Antwort keineswegs befriedigend war und hoffte, Jack würde das Gespräch unterbrechen. Aber Jack hatte Seine Schlafzimmerkerze angezündet und las. Da ihm von dort keine Hilfe kam, fühlte sich John zu einer näheren Erklärung verpflichtet.

»Mein Vater sieht sich nach einer anderen Möglichkeit um.«

»Auf einem Schiff, meinst du?«

»Ja, Sir.«

»Wieder als einfacher Matrose?«

»Ich glaube nicht, Sir. Mein Vater fand, daß der Dienst als Matrose für meine Ausbildung gut sei. Wenn ich weiter mit ihm gefahren wäre wie vorher, hätte ich nicht die Kenntnisse der gesamten Arbeiten auf einem Schiff sammeln können, die ich jetzt habe.« Auch dies war nicht überzeugend, und er wußte es. Die Catletts waren nicht einfache Landleute, sondern Freisassen, von guter Herkunft und stetig wachsendem Wohlstand. Mit einem gewöhnlichen Seemann würde Polly normalerweise nie in Beziehung kommen. Trügerische Ausreden wie »Kenntnisse

sammeln« konnten auf Mr. Catlett kaum Eindruck machen. Die ganzen Kenntnisse von einem Schiff, die ein Bewerber seiner Tochter brauchte, konnten auf dem Offiziersdeck erworben werden, so wie Kapitän Newton dies auch getan hatte. Bei seinem Sohn Jack würde Mr. Catlett nie zulassen, daß er sich mit einem niedrigen Dienst abgäbe.

»Nun, das ist Kapitäns Newtons Sache, nicht meine.« Seine Ablehnung war so offensichtlich, daß John sich versucht fühlte, seinem Vater zu Hilfe zu kommen und ihn zu verteidigen, indem er von dessen Bemühungen berichtete, ihn in dem Kontor in Alicante und dann auf Jamaica unterzubringen. Aber er hielt seine Worte zurück, weil ihm rechtzeitig einfiel, daß eine solche Verteidigung seines Vaters eine Verurteilung seiner selbst gewesen wäre. Die Stimmung war ungünstig, selbst für die leiseste Erwähnung Seiner Gefühle für Mary, und er wechselte das Thema, um den schlechten Eindruck, den er auf ihren Vater gemacht hatte, nach Möglichkeit zu verwischen. Im übrigen würde er warten – warten, bis die Verwirklichung eines der großen Pläne, die er in seiner regen Phantasie des Nachts entwarf, ihn instand setzte, mit ungezwungener Sicherheit vor Mr. Catlett hinzutreten und um die Hand seiner Tochter anzuhalten. Und Mary ...?

Er wartete in der Tat und schob das Anpacken eines seiner vielen Pläne so lange hinaus, als er die Möglichkeit hatte, in Marys Nähe zu bleiben. Nach drei Wochen schließlich zwang ihn sein Schamgefühl und das Ausbleiben einer Aufforderung zum Dableiben über Weihnachten (Mr. Catlett hatte anscheinend die mütterlichen Neigungen seiner Frau in diesem Punkte gezügelt), sich nach Rotherhithe zurückzugeben, wo die anschließende Unterredung mit seinem Vater ihn aus seinen Träumen aufrüttelte und in wahrhafte Bestürzung versetzte.

Noch nie, auch nicht in den verhältnismäßig seltenen Fällen, wo er den Sohn verprügelt hatte, war Kapitän Newton so zornig gewesen; noch nie, auch nicht an Bord, hatte John erlebt, daß seine Lippen weiß vor Wut wurden und er seine Stimme, während er seine vernichtende Kritik vorbrachte, kaum beherrschen konnte. Und nie zuvor hatte er in einem solchen Ausmaß den Reichtum seines Wortschatzes über seinen Sohn ausgeschüttet – ein

wahrer Platzregen von Flüchen und Beschimpfungen, die John, wäre der Anlaß nicht so ernst gewesen, mit Erschütterung und Bewunderung angehört hätte.

»Meine Geduld ist zu Ende mit dir, zu Ende, verstehst du?« Er war erregt auf und ab gegangen – im Gehen konnte er besser die Peitschenhiebe seiner Sätze anbringen, in denen er sämtliche Verfehlungen Johns seit seiner Kindheit aufs Korn nahm –, und zweimal war er dicht vor der kleineren Gestalt seines Sohnes stehen geblieben, als wollte er ihn schlagen. Jetzt stand er in der schmalen Nische am Fenster und blickte starr auf den Fluß hinaus. »Meinst du, ich hätte überhaupt keinen Stolz, wenn ich bei meinen Bekannten zum Gegenstand des Gelächters gemacht werde – wegen eines verächtlichen Lümmels wie du? Mein Vater hätte mir bei lebendigem Leib die Haut über die Ohren gezogen, wenn ich ihn gezwungen hätte, mit dem Hut in der Hand, wie ich vorige Woche, zu Kapitän Oakes zu gehen und ihm zu sagen, daß du nicht da wärest und deshalb den Posten, den ich für dich erreicht hatte, nicht antreten könntest. Wir werden ja sehen, wie weit du kommst, wenn du selbst für dich sorgen mußt, du grün-schnabeliger Meuterer! Als einfacher Matrose zu fahren, dazu warst du dir zu gut, nicht wahr? Darauf verschaffte ich dir eine Stelle als Unteroffizier. Aber Jamaika war ja zu weit für dich. Also ging die Fahrt nach Holland, und dort wollte ich dir einige Geschäfte anvertrauen, die sich sehr zu deinem Vorteil ausgewirkt hätten, wenn du sie gut erledigt hättest. Damit ist nun ein für alle Male Schluß. Ein drittes Mal lasse ich mich nicht vom eigenen Sohn zum Narren halten. Eigener Sohn! Bei Gott, der kleine Billy zeigt wahrhaftig mehr Verantwortungsgefühl als du – und ist noch nicht acht Jahre alt. An ihm erlebe ich Freude, auf ihn kann ich stolz sein. Ich habe für dich getan, was ich konnte. Vor Gott und den Menschen fordere ich dich auf: leugne es, wenn du kannst! Du hast deine Rechte verwirkt. Du wirst zugeben, daß das Urteil gerecht ist? Wie?«

Erschreckt überlegte John, was sein Vater mit den drohenden Schlußsätzen gemeint habe.

»Vater –«, begann er, indem er instinktiv die ungewohnte Anrede benutzte.

»Du hast Sir zu mir zu sagen«, schnitt ihm der Kapitän das Wort ab. »Vater! Mußt du mich daran erinnern, daß ich einen solchen Tunichtgut in die Welt gesetzt habe? Ein Glück für deine Mutter, daß sie gestorben ist, bevor du ihr das Herz gebrochen hast, die Arme –«

Er brach unvermittelt ab, als er in Johns bleich gewordenes Gesicht sah. Unter den Peitschenhieben der Vorwürfe hatte es einen angespannten und verstörten Ausdruck angenommen; aber als die Mutter erwähnt wurde, begann der Mund zu zittern, und es war wieder das Gesicht eines Knaben. Er wußte, wie sein Vater es verabscheute, wenn ein Mensch Gefühle zeigte, deshalb versuchte er, eine Schwäche dadurch zu verbergen, daß er weitersprach.

»Sie meinen, Sir, daß ich – daß Sie mich –« Er konnte es nicht aussprechen, das gefürchtete Wort – als fürchte er, das bloße Aussprechen werde aus dem Wort eine Tatsache machen.

»Nein, verstoßen werde ich dich nicht – noch nicht.« Kapitän Newton setzte sich, zum erstenmal seit Beginn der Unterredung, und John, dem vor Erleichterung ganz schwach wurde, nahm die Schroffheit seines Tons als Zeichen, daß sein Zorn für den Augenblick vorüber sei. »Dazu entschlossen war ich schon, und das laß dir gesagt sein: dies war das letzte Mal, daß ich mich mit deinem Ungehorsam abfinde. Aber einen neuen Posten für dich suchen werde ich nicht. Wohnung und Essen werde ich dir geben hier, wohlgemerkt, und Gott Gnade dir, wenn ich sehen muß, daß du irgendwelchen Unfug machst. Wenn du am eigenen Leib erfahren hast, wie es ist, wenn man nichts zu tun hat, wirst du deines Vaters Einfluß vielleicht besser schätzen lernen, obgleich ich fürchte, daß das Nichtstun keinen Schrecken für dich hat. Na ja, wenigstens neigst du nicht zur Trunksucht, wie mir alle sagen. Solange das der Fall ist, haben wir noch Hoffnung, daß wir eine Besserung bei dir erleben.«

Das alte Jahr war zu Ende gegangen. Auf einen grauen Januar war ein grauer Februar gefolgt, und John, nachdem die erste Erleichterung verflogen war, empfand den Müßiggang, zu dem sein Vater ihn verurteilt hatte, immer quälender. Fürs erste mußte er sich aber in Geduld fassen, solange, bis sein Vater, dem ja an einer Regelung liegen mußte, die sowohl ihm als auch seinem Sohn Nutzen brachte, sich wieder für ihn einsetzen würde.

»Gib Obacht, John, wo du dich in diesem Aufzug sehen läßt.« Kapitän Newton, der ihm an der Tür begegnete, betrachtete mißbilligend das karierte Seemannshemd. »Die Trupps, die herumziehen und Rekruten pressen, sind sehr tätig, und wenn du in der Hafengegend einem solchen in die Arme läufst, werden sie kurzen Prozeß mit dir machen.«

»Danke, Sir. Ich hatte vor, in die Richtung nach Blackheath zu gehen. Ich werde mich in acht nehmen.«

Kapitän Newton ging ins Haus, ohne weitere Bemerkungen zu machen, und John blieb einen Augenblick lang unentschlossen stehen und musterte den Himmel. Der hatte sich mit dunklen Wolken überzogen, die ein scharfer Ostwind vor sich hertrieb. Sechs Meilen zu marschieren mit dem eisigen Wind von vorn, womöglich noch dazu im Regen, war kein besonderes Vergnügen. Zudem war er heute später dran als sonst, und wenn es dunkel wurde, war es auf den Straßen nicht ganz ungefährlich. Aber da er sonst nichts Besseres zu tun fand, machte er sich trotzdem auf den Weg.

Er hatte kaum zwei Meilen hinter sich, als dichte Regenströme niedergingen, die der Wind ihm ins Gesicht trieb. Zum Glück fiel ihm ein, daß es in der Nähe eine Schenke gab. Zwar lag sie nicht weit vom Hafengebiet, aber um dem Unwetter zu entfliehen, ging er dennoch hin und blieb, bis die ärgste Wut des Regens nachließ. Sehr langsam trank er seine Kanne Bier und horchte auf die hin- und hergehenden Gespräche. Die Hauptneuigkeit waren die französischen Kriegsschiffe, die man vor der Noremündung gesichtet hatte. Es wurden die abenteuerlichsten Theorien darüber aufgestellt, was Admiral Matthews nunmehr unternehmen würde, und was seine Operationen für die Handelsschifffahrt einbrächten. John überlegte, in welcher Weise sich die Ereignisse auf seines Vaters neue Interessen an der Afrikanischen Handels-

kompanie auswirken könnten, und ob sie eine günstige Aussicht schüfen, daß er ihm eine Geschäftsmöglichkeit in England verschaffte. Bettler dürfen nicht wählerisch sein, dachte er, trotzdem hoffte er, wenigstens nicht mehr zur See fahren zu müssen.

Als der Regen schließlich aufhörte und nicht mehr an die Butzenscheibenfenster trommelte, knöpfte John die kurze Jacke zu und trat in den grauen Nachmittag hinaus. Es war kälter geworden, und vom Fluß her blies ein eisiger Wind. Den Kragen seines wollenen Hemdes hochschlagend, folgte John, um den Heimweg etwas abzukürzen, einer holperigen Straße, die quer durch das Hafengelände lief.

Plötzlich war er nicht mehr allein. Der Mann, der an der Ecke eines langgestreckten Schuppens unvermittelt auf ihn zukam, war ein Marinemann, dem Aussehen nach ein Offizier – man erriet es an dem Schnitt des Mantels, an dem befehlerischen Auftreten. Er blieb stehen, und John wußte, daß er ihn vorher schon gesehen hatte, obwohl er auf die Gäste in der Schenke kaum geachtet hatte. »Zu welchem Schiff gehören Sie, junger Mann?« Nur Sekunden vergingen, bis auf den aufflammenden Ärger die Erkenntnis der Lage folgte, aber durch diese wenigen Sekunden verspielte John seine Chance. Den Mund zu einer hochmütigen Antwort öffnend, dachte er zum erstenmal an die Warnung seines Vaters und sah im gleichen Augenblick, wie der andere ein Signal gab. Mit seinem Stock führte John einen raschen, heftigen Hieb und begann davonzulaufen, doch sein Gegner, der dem Schläge ausgewichen war, warf ihm blitzschnell seinen Knüttel zwischen die Beine. John rutschte auf den nassen Planken aus, fiel zu Boden, und bevor er sich erheben konnte, waren drei weitere Männer über ihn gekommen. Mit gebundenen Armen wurde er hochgerissen und trotz seiner Schreie und wütenden Gegenwehr durch das Dockgelände bis zum Kai gezerrt, wo ein Leichter wartete. Mit der gleichen kalten Unberührtheit hoben sie den Lukendeckel hoch und stießen Newton ohne Federlesen in den Laderaum hinab, und, geblen-det durch den Übergang von halbem Licht zu tiefem Dunkel, roch und spürte er, daß der Raum mit Menschenleibern angefüllt war.

Über ihm schloß sich der Deckel. John schrie und forderte Gehör, doch von Deck kam keine Antwort, wohl aber von den anderen Eingeschlossenen eine Flut unflätiger Verwünschungen. Dann hörte er an einem Knarren, das ihm nur allzu gut vertraut war, daß der Leichter die Vertäuerung löste.

Die Dunkelheit wurde langsam immer schwärzer, der Nachmittag floß träge in die Nacht – eine kalte, lange grauenvolle Nacht.

Am nächsten Tag um Mittag, als die Luke aufging und die Eingekerkerten auf Deck beordert wurden, und als John mit Gier die frische Seeluft einsog, war er zu sehr verbittert über seine eigenen Leiden, um Anteil an den anderen zu nehmen. Es waren lauter arme Teufel, von denen manche schon seit vierzehn Tagen in der Haft lebten. Johns Versuche, auch nur ein einziges Wort anzubringen, als man am Abend vorher bei Laternenlicht etwas Schiffszwieback und ein undefinierbares Gemisch von Essen durch die Luke in den Laderaum hinabgelassen hatte, waren ohne jeglichen Erfolg geblieben; erst am Morgen war es ihm gelungen, einen der Matrosen durch die Gräting anzurufen und ihn mit einer von den wenigen Münzen, die er gerettet hatte, zu bestechen, daß er dem Leutnant eine Botschaft hinterbrachte.

Als der bunte Haufen von Gepreßten, ungekämmt, verängstigt, düstern Blicks, an Deck der *Betsey* angetreten war, weil ihm gestattet werden sollte, sich einige Minuten zu bewegen und etwas Luft zu schnappen – die Stutzsäbel der Matrosen, die Pistole des Leutnants und die Entfernung des Ufers boten hinreichende Gewähr für ihre Fügsamkeit –, musterte der erste Offizier mit kühlem Blick und nüchtern abtaxierend seinen Fang.

»Wer von euch heißt Newton?« fragte er in scharfem Ton.

»Ich, Sir, Leutnant Rubin.« Noch nie hatte John so vorsichtig gesprochen; bei dem traurigen Anblick, den er bot, hing viel davon ab, welchen Eindruck er mit den wenigen Worten machte, die er äußern konnte.

Das Ohr des Leutnants vermerkte die korrekte Anrede.

»Sie wünschen mich zu sprechen. Wenn es sich um Freilassung handelt, können Sie sich ihre Worte sparen. Es wird ein Feindeinbruch erwartet, und jeder Taugliche ist dienstpflchtig.«

»Es geht nicht um Entlassung, Sir.«

»Dann reden Sie und fassen Sie sich kurz.«

»Sir, mein Vater ist Kapitän Newton, bis vor kurzem Dienst auf der *Hind* im Mittelmeer. Darf ich ihm eine Nachricht schicken, wo ich bin?«

Der Leutnant zögerte. Er hatte auf Befehl gehandelt, und man konnte ihm nichts anhaben. Aber Kapitänssöhne waren kein normales Freiwild zum Rekrutenpressen. Wenn er ablehnte, und Kapitän Newton war zufällig ein Freund von Kapitän Cartaret, was dann? Zudem empfand er keine Abneigung gegen einen jungen Burschen, der sich nur so verhalten hatte, wie er selbst es in der gleichen Lage auch getan hätte. Rekrutenpressen war ein notwendiger, kein angenehmer Bestandteil seiner Dienstpflicht.

»Wo ist der Wohnsitz Ihres Vaters?«

»Rotherhithe, Sir.«

»Ich werde sehen, was sich machen läßt.« Damit drehte er sich um, und John mußte sich damit zufriedengeben.

»Zufrieden« war das letzte, was man in den bitteren Zeiten, die nun folgten, von John Newtons Zustand hätte sagen können. Zwei Tage später steuerte der Leichter auf sein Schiff zu, die *Harwich*, die auf der Nore vor Anker lag, und John wurde an Bord getrieben, um in den niedrigsten Mannschaftsgrad der dreihundertfünfzigköpfigen Besatzung eingereiht zu werden. Auch die längste Erfahrung auf Handelsschiffen konnte einem Mann keine annähernde Vorstellung davon vermitteln, welches Los ihn erwartete, wenn er in kriegerischen Zeiten gewöhnlicher Matrose auf einem Kriegsschiff wurde. Es gab gewisse Abstufungen der Behandlung – aber den Neugepreßten wurde die allerhärteste zuteil. Ihnen wurden die schwersten, die niedrigsten und gefährlichsten Arbeit zugeteilt und die schlechteste Unterkunft in Räumen, die von Ungeziefer wimmelten; bei privaten Streitigkeiten besaßen sie keinen Rechtsschutz, beim geringsten Versäumnis, bei der kleinsten Inkorrektheit hatten sie Prügelstrafen zu erwarten – eigentlich dienten sie nur dem einen Zweck, der regulären Mannschaft die Illusion der Überlegenheit zu geben.

Woche um Woche kratzte John Newton Masten ab, kratzte Deckplanken ab, kratzte Bootswände ab, in unsicherer Stellung an

Seilen hängend, in Regen und Schnee, durchnäßt vom aufspritzenden Gischt der Wellen. Seine angeborene Arroganz und sein heftiges Temperament machten ihn zur Zielscheibe der Schikane. Tag für Tag aß er die schmalen Rationen, die zum erstenmal ein Heimweh nach der väterlichen Tafel wachriefen, und schlief mit hundert anderen in einem Raum, gegen den die Unterkunft auf seinem früheren Schiff ihm geradezu wie ein Palast erschien. Und während er die Masten und Schiffswände mit Talg und Terpentinharz anstrich und Lasten die Kajütentreppe hoch schleppte, lebte er immer in der Furcht, die *Harwich* werde fertig sein und auslaufen, bevor von seinem Vater Rettung kommen konnte.

Ob sein Vater die Nachricht überhaupt bekommen hatte? John wagte es nicht, an Leutnant Rubins Wort zu zweifeln, der dieses mit ziemlicher Schroffheit bejaht hatte, als John nach mehrtägigem Lauern eine Gelegenheit fand, ihn zu fragen. Und wenn sein Vater trotz Erhalt der Nachricht nichts mehr für ihn tat? Auch das war eine Möglichkeit. Aber John sträubte sich, sie ernstlich in Betracht zu ziehen. Selbst wenn sein Vater keine Sympathie für ihn hatte, selbst wenn er fand – und mit Recht –, daß die jetzige Situation die gerechte Strafe für seine Unvorsichtigkeit sei, so setzte John seine Hoffnung auf den Stolz des Alten Herrn. Kapitäne von Handelsschiffen, das wußte er, lagen sich mit Marineoffizieren ständig in den Haaren, sie ärgerten sich über deren hochfahrendes Wesen. Auch würde es eine Einbuße für seines Vaters Ansehen sein, wenn sein Sohn als gepreßter Matrose den niedrigsten Dienst tat, den es auf See überhaupt gab.

Er hatte genau Kapitän Newtons Gedanken erraten. In friedlichen Zeiten hätte dieser vielleicht sogar seine Freilassung erwirkt – bei der jetzigen angespannten Lage war ihm diese Möglichkeit genommen. Jedoch im März, ungefähr vier Wochen, nachdem er eingefangen worden war, wurde John zu Kapitän Cartaret befohlen; mit knappen Worten wurde ihm mitgeteilt, daß sein Vater sich für ihn verwandt habe, daß er sich keine Hoffnungen auf Bevorzugung zu machen habe, aber im Range eines Seekadetten in das Offizierskorps aufgenommen werde.

Mit einem Wohlgefühl, das auch seine Schüchternheit nicht beeinträchtigen konnte, betrat John Newton am Abend dieses

Tages die Kadettenmesse. Er hatte sich geschrubbt und gesäubert und, soweit es bei den dürftigen Waschgelegenheiten beim ersten Anlauf möglich war, die Werg- und Talgkruste entfernt. Eine Geldsendung seines Vaters und die Hilfe des Zahlmeisters hatten es ihm ermöglicht, sich einzukleiden. Die Ausstattung war ziemlich bunt zusammengestoppelt, stimmte aber – da es keine vorgeschriebene Uniform gab – mit der seiner Kameraden soweit überein, daß sie akzeptiert werden konnte. Ein stiller junger Mensch, wohl etwas jünger als er, war vom Kapitän beordert worden, John die Unterkunft der jüngeren Offiziere zu zeigen, seine Hängematte aufhängen zu lassen und ihn in die Grundzüge seiner Aufgaben einzuführen. Die Freundlichkeit, mit der er ihn herumführte und mit ihm plauderte, bis er abgerufen wurde, war ein weiterer Tropfen in Johns fast überfließenden Freudenbecher.

Sein Dankgebet war zugleich ein Bußgebet. Er sah, daß er – abgesehen von dem notvollen Bitten in den letzten Wochen und der vorgeschriebenen Teilnahme am Sonntagsgottesdienst – selbst das oberflächliche Gebet aufs ärgste vernachlässigt hatte. Seit er sich an Bord befand, waren weder Bibel noch sonstige Bücher für ihn erreichbar gewesen, doch auch in der ganzen letzten Zeit hatte er sich nicht um die Bibel gekümmert, und es konnte sehr wohl sein, dachte er, daß er hierfür bestraft worden war. Indem er den Entschluß faßte, die ihm von der Not abgerungenen Gelübde wahr zu machen und seine geistlichen Pflichten in Zukunft ernster zu nehmen, beschloß er, der Familie Catlett einen Brief zu schreiben, und ging in die Kadettenmesse, um nach Schreibzeug zu sehen.

Allein schon der Anblick des niedrigen, spärlich ausgestatteten Raumes, größer als jeder Raum ähnlicher Art in dem Handelsschiff seines Vaters, war ein aufregendes Ereignis. Welch himmelweiter Unterschied lag zwischen seiner bisherigen Situation und seiner neuen Würde. Es kümmerte ihn in diesem Augenblick wenig, ob jemand ihn ansprechen würde oder nicht, aber seine neue Bekanntschaft, Job Lewis, der bei einem Brettspiel saß, blickte auf und winkte ihn an seinen Tisch.

Mehrere Männer saßen Pfeife rauchend um den dienstlich vorgeschriebenen »Wasserbottich«. Einer hob den Kopf, als

John vorüberging, und bedachte ihn mit einem langen kritischen Blick. Dann, als sei er zu einem Schluß gekommen, klopfte er seine Pfeife aus, hing sie an ihren Platz an der Wand und trat vor.

»Ein neuer Rekrut? Aber Ihr Gesicht kommt mir sehr bekannt vor, wahrhaftig. Sie heißen, Kamerad?«

»John Newton.«

»Miles Cleaver, Sir, zu Diensten.« Es war ein gut aussehender junger Mensch, größer als John, von großer Selbstsicherheit und mit dem Auftreten eines Mannes von Lebenserfahrung. »Verzeihen Sie meine Neugier, aber habe ich Sie nicht schon irgendwo gesehen? Bitte, klären Sie mich auf.«

»Wenn Sie mich gesehen haben«, sagte John schlicht, »dann war das in einem Zustand, der Sie veranlaßt hat, keine Notiz von mir zu nehmen. Vor vier Wochen haben Leutnant Rubin und seine Mannschaft von der *Betsey* mich zum Dienst für Seine Majestät gepreßt – einen sehr widerstrebenden Rekruten, das kann ich Ihnen wohl versichern.«

Miles Cleaver stieß einen überraschten Pfiff aus, stellte weitere Fragen und hörte die Antworten mit schmeichelhaftem Interesse.

»Also ›Ende gut, alles gut‹«, erklärte er, und durch seine Art erweckte er den Eindruck, daß er nicht so sehr ein abgegriffenes Sprichwort, sondern Shakespeare zitierte. »Fortuna ist eine launische Person, wie vor mir schon manche andere vermerkt haben:

›hinc apicem rapax

Fortuna cum stridore acuto

sustulit, hic possuisse gaudet.«

Aber diesmal hat die launenhafte Göttin Ihnen die Krone aufgesetzt, ohne sie einem anderen wegzunehmen.«

John versuchte, sich auf ein passendes Zitat als Erwiderung zu besinnen, fand aber keines.

»Mit Ihrem Latein kann ich nicht wetteifern«, sagt er offen. »Mir scheint, es war Horaz. Und das bißchen Vergil, das ich in der Schule gelernt habe, ist längst vergessen. Aber wie Ben Johnson sagt, auch Shakespeare konnte ›wenig Latein und noch weniger Griechisch‹, und so berufe ich mich auf dieses Beispiel, das Genie abgerechnet.«

Die Worte waren anmaßend, und er wußte es; aber Miles Cleavers Selbstsicherheit hatte einen bezwingenden Reiz, und John wollte nicht dumm oder stupide erscheinen.

»Gut gesagt! Und willkommen in unsrer Messe. Zum Essen werden wir einen Punsch brauen und auf Ihre Zukunft anstoßen. Inzwischen rauchen Sie eine Pfeife. Hier – oder haben Sie eine eigene?«

»Nein.« John nahm die lange Tonpfeife, während sein neuer Freund Feuer schlug, wartete ruhig, bis die Pfeife richtig zog, und begann zu paffen; er war dankbar, denn das Rauchen beschwichtigte den Hunger, der immer stärker nagte. Seine Beorderung zu Kapitän Cartaret war gerade in dem Augenblick gekommen, als im Mannschaftsquartier die Verpflegung ausgeteilt wurde. So hatte er sein Mittagessen verpaßt.

Das bescheidene Essen in der Kadettenmesse kam ihm wie ein Festmahl vor. Hereingetragen wurde es von zweien seiner bisherigen Genossen; als sie sahen, zu welchen Höhen er aufgestiegen war, starrten sie ihn mit offenem Mund an und vergaßen beinahe ihre Pflichten, was ihnen einen Rippenstoß von Cleaver eintrug.

»Kameraden, wir trinken auf John Newton, Fortunas neuen Günstling«, rief Miles Cleaver, nachdem er mit großer Sachkenntnis eine Kanne Punsch bereitet hatte, den besten, den John je gekostet hatte. Verwirrt, aber zufrieden saß er da, während die übrigen, die Cleavers Beispiel folgten und ihn genauso freundlich annahmen, ihm zutranken und mit leidlichem Wohlklang »Unten in der Tiefe bei den Toten« anstimmten. Cleavers Worte blieben John im Gedächtnis haften, und später, als er mit den anderen eine Weile in der kühlen Aprilluft an Deck stand, kam er darauf zurück.

»Fortunas Günstling« trifft auf mich wohl nicht ganz zu«, sagte er und zwang sich ein Lachen ab, damit seine Worte nicht zu ernst wirkten.

»Warum nicht? Du bist es doch?«

»Im Hinblick auf das, was du über ihre Launen gesagt hast, muß ich doch annehmen, daß ein Rückschlag kommt, und eine solche Aussicht läßt mich nicht gleichgültig.«

»Nein? Pfui, Schande«, sagte Cleaver, der in seinem Leben nie irgendwelche Not gelitten hatte, keine schlimmere als den beengten Platz in seiner jetzigen Unterkunft, und auch diese Unbequemlichkeit brauchte er nur kurze Zeit zu ertragen, bis er eine Stelle antrat, die ihm durch Familieneinfluß schon gesichert war.

»Aequam memento rebus in arduis,
Servare mentem nec secus in bonis,
Ab insolenti temperatam,
Laetitia, moriture Delli.«

Aber ich vergesse deine bedauerlichen Lücken. Übersetze, Lewis.« Job Lewis, auf dem Weg zu seiner Wache, hatte sich zu ihnen gesellt.

»Memento« – denke daran«, sagte Job in leierndem Schülerton, »aequam servare mentem« – Gleichmut zu bewahren, »rebus in arduis« – in bösen Lagen, »nec secus in bonis« – und auch im Glück, »temperatam ab insolenti laetitia« – mäßige deine Freude, »morigine Delli« – o Dellius, zum Sterben Verurteilter.«

»Gut vorbereitet«, lobte Cleaver mit der nachgemachten Herablassung eines Schulmeisters. »Horaz hat für jede Gelegenheit das richtige Wort, und immer so hübsch ausgedrückt.«

»Ja, aber«, beharrte Newton, in dessen Ohren der Ausdruck »zum Sterben verurteilt« nachklang, »es ist zweifelhaft, wieviel Macht dieses Etwas, das du Fortuna nennst, tatsächlich besitzt. im Äußerlichen vielleicht viel, dem Anschein nach, aber wie steht es mit der Allmacht Gottes?«

Auf beide Hörer machte das Wort Eindruck, aber auf verschiedene Weise. Miles Cleaver warf John einen raschen und durchdringenden Blick zu – es war Vollmond, und das Deck lag in beinahe taghellem Licht –, und Lewis murmelte etwas, das wie Beifall klang. Als Cleaver zu sprechen begann, merkte man, daß er seine Worte mit Bedacht wählte.

»Da sind wir also bei dem großen Rätsel angelangt. Wer kann eine solche Frage glatt und mit Bestimmtheit beantworten? Angesichts des häßlichen Gezänks von Geistlichen in solchen Dingen ist es vielleicht gut, wenn man als vernünftig denkender Mensch seine Betrachtungen auf das beschränkt, was wir betrachten können.«

»Zugegeben«, sagte John, der noch immer das Gefühl hatte, daß er als Gegenleistung für das ihm zuteil gewordene Glück Dank schulde, »aber trotzdem sehe ich nicht ein, wieso in meinem Fall die Dinge durch eine blinde Schicksalsmacht bestimmt worden sind. Ich habe meinem Vater eine Nachricht zukommen lassen, mein Vater hat sich für mich eingesetzt, Kapitän Cartaret hat getan, was in seiner Macht stand, und deshalb stehe ich jetzt hier.«

Cleavers Achselzucken wirkte liebenswürdig, nicht beleidigend. »Stimmt alles. Wir haben also nicht danach zu fragen, inwieweit du es Fortuna verdankst, daß du einen einflußreichen Vater hast, im Gegensatz zu all den anderen, die weiter in den Mannschaftsräumen eingezwängt sind, oder daß die Nachricht deines Vaters eintraf, bevor wir aus dem Hafen ausliefen – morgen soll es soweit sein, wie ich höre, aber streng vertraulich –, oder daß du, als sie eintraf, noch an Bord warst, im Gegensatz zu diesem armen Teufel, der gestern von der Rahnock fiel, oder zu dem anderen, der vorige Woche am Wechselfieber starb. Ich habe alle Achtung vor dem Gedanken einer alles lenkenden Vorsehung, aber kannst du mit Gewißheit sagen, daß du der Bewahrung würdiger bist als diese anderen, oder daß sie nicht so viel gebetet haben wie du?«

»Shaftesbury«, erklärte John, auf seinen Mentor zurückgreifend, »sieht keinen Widerspruch darin, daß ein Mensch am strengen Glauben festhält und gleichzeitig alle Kräfte der verstandesmäßigen Betrachtungen nutzt.«

»Oh –« sagte Cleaver freudig überrascht, »du kennst also Shaftesbury. Wie tröstlich, daß man endlich jemand trifft, der etwas Richtiges gelesen hat. Job«, er blickte der entschwindenden Gestalt von Lewis nach, der seine Wache angetreten hatte, »Job ist ein netter Kerl, aber das einzige, was er kennt, sind die Texte aus der Schulzeit, fromme Bücher und die Bibel, und auch die liest er nur mechanisch. Und die anderen – über Rum und Kartenspielen und das Mädchen, das sie sich beim nächsten Landurlaub erhoffen, geht ihr Interesse kaum hinaus. Ob es dir gefällt oder nicht: Ich preise Fortuna, daß sie mir dich geschickt hat, bevor ich mangels eines Gesprächspartners eingegangen bin.«

In den aufregenden und anstrengenden Wochen, die nun folgten, blühte die Kameradschaft immer mehr auf. Der spanische Erbfolgekrieg, der seit der mißlungenen französischen Invasion im Februar schon im Gange war, wurde am 3. April öffentlich und in feierlicher Form erklärt. Neben Wachfahrten zum Schutz der britischen Küsten hatte die *Harwich* die Aufgabe, Handelsschiffe auf rechtmäßigen, aber gefährlichen Fahrten zu begleiten, die Ostküste hinauf bis Schottland, nach Dänemark, Norwegen, Schweden und wieder nach England zurück. Einmal verfolgte sie ein kleines Feindschiff und gab einen Warnschuß ab; ein anderes Mal feuerte sie einen Schuß vor den Bug eines englischen Handelsschiffes, um drei unfähige Matrosen gegen drei tüchtige Seeleute auszutauschen; wieder ein anderes Mal geriet sie in ein heftiges Gefecht mit einem französischen Kriegsschiff, der *Solide*, und obwohl der Feind die Fahne einzog und die *Harwich* nur einen einzigen Mann verlor, erlebte John zum erstenmal den Krieg, mit Kanonendonner, Einschlagen von Geschossen, zeretzten Segeln und herabfallendem Takelwerk.

Solche Vorfälle unterbrachen jedoch nur verhältnismäßig selten die langen Zeiten ereignislosen, aber anstrengenden Dienstes. Die dienstfreien Stunden verbrachten Cleaver, Lewis und Newton gemeinsam. Miles Cleaver bemühte sich, seine jungen Freunde aufzuklären – und dem achtzehnjährigen Lewis und, dem gerade neunzehn Jahre alt gewordenen Newton erschien das Wissen des Einundzwanzigjährigen als tiefgründige Weisheit. Hier war ein kühner Geist, dem der sarkastische Verstand Voltaires und der Skeptizismus David Humes geläufig war. Als Cleaver den jungen Newton davon überzeugt hatte, daß ihm der eigentliche Sinn der *Characteristics* ganz entgangen war, wurde John ein williger und eifriger Schüler; und nachdem ihm die Fesseln der Voreingenommenheit eine nach der anderen abgerissen waren, gab er sich nicht zufrieden, bis er auch Job dazu gebracht hatte, sich von den alten Bindungen loszusagen. Und eines Morgens erwachte John mit einem eigentümlich leichten Gefühl und wußte, daß er nun endlich Freidenker war. Er war aufgewachsen in der Furcht Gottes – unter dessen gerechtem Gesetz er während seines ganzen bewußten Lebens verurteilt gewesen

war. Jetzt war dieser Gott in eine unbestimmte, sehr weit entfernte Region gerückt worden – auch hatte sich sein Wesen verändert –, er war nicht mehr der, der sich um John Newtons persönliche Dinge und geheimste Gedanken kümmerte, sondern mit fühlloser Gleichgültigkeit auf die Weltkörper blickte, die er in Bewegung gesetzt hatte und die nun durch den unendlichen Raum wirbelten.

In der vorherigen Nacht hatte er sich in einem Disput mit sich selbst dazu überredet, die alten Anschauungen zu verwerfen, die neuen anzunehmen und sie gleichzeitig praktisch zu erproben. Mit Bedacht hatte er gegen die Keuschheit, die er seit jener seltsamen heidnischen Nacht in Spanien nicht mehr verletzt hatte, gehandelt. Sie waren in Ostende an Land gegangen und Cleaver, der zu einigen der höheren Offiziere in persönlicher Beziehung stand, kam Johns Skrupeln dadurch zuvor, daß er ihn in ein den gewöhnlichen Seeleuten verschlossenes Vergnügungsort mitnahm. Job Lewis, den sie einluden mitzukommen, hatte anfangs abgelehnt, sich ihnen aber dann angeschlossen, als sie das Schiff verließen. Doch die Freude dieses Hauses hatte ihn traurig gemacht, und auf dem Rückweg hatte sein Trübsinn die heitere Stimmung der zwei anderen ziemlich gedämpft.

John hatte gefürchtet, seine gehobene Stimmung werde das Frühlicht und das Verebben der Weinseligkeit nicht überleben. Aber die gelesenen Bücher – manche stammten aus Miles' Bibliothek, andere hatte er beim Landurlaub an Bücherständen erworben – waren nicht ohne Wirkung geblieben. Swift und Voltaire, Hume, Boccaccio und Rabelais hatten die Spuren des früher Gelesenen verwischt. Das war sehr angenehm vor allem deshalb, weil man sich befreit fühlte, ähnlich der inneren Leichtigkeit und Leere, die manchmal dem körperlichen Schmerz bei Krankheiten folgt. Ein Beglücktsein war es eigentlich nicht. Es hatte auch nichts zu tun mit der Entzückung, der beunruhigenden Gefühlswallung, die sich beim Zusammensein mit Mary Catlett oder schon beim Denken an sie einstellte.

In bezug auf Mary hatte John sich von Cleaver nicht beeinflussen lassen, obgleich dieser alles daran setzte, Newtons Ansichten zu ändern. Cleaver wußte von Marys Existenz, obwohl John sich

in seinem Beisein sehr zurückhielt, von ihr zu sprechen. Für diesen Galan waren die Frauen, wie er selber zugab, abgesehen von ihren körperlichen Reizen, alle ziemlich gleich. Doch die ängstliche Erwartung und Aufregung, die John überkam, als die *Harwich* im Juni in Margate Road vor Anker ging, wäre auch einem weniger scharfen Beobachter als Miles aufgefallen. John mietete sofort nach der Landung des Beibootes ein Reitpferd, mit dem er entschwand und so lange ausblieb, daß er bei seiner verspäteten Rückkehr heimlich an Bord geschmuggelt werden mußte. Um ihn zu decken, erzählten die beiden anderen dem Kapitän eine Lüge, Cleaver dreist und offen, Lewis mit innerlichem Unbehagen.

Das gleiche wiederholte sich im Spätsommer, als die *Harwich* im Hafen von Sheerness lag. Die Zeit seines Urlaubs war abgelaufen, und er wurde zum Antreten seiner Wache an Deck gerufen. Job, der seine vier Stunden gerade hinter sich hatte, war schon dabei, eine Doppelschicht zu machen, als er unglücklicherweise vom Kapitän auf die Kommandobrücke gerufen und der Tausch entdeckt wurde. Als John mehrere Stunden später an Bord kam, konnte er sich zum Glück damit entschuldigen, daß sein Pferd unterwegs gelahmt hatte, und zur Bestätigung seiner Aussage den Kapitän an den Stallbesitzer verweisen.

Beglückt und stolz war er nach seiner Beförderung nach Chatham geeilt, von seiner neuerworbenen Ungezwungenheit und weltmännischen Sicherheit überzeugt, und voll von geistvollen und sorgsam eingeübten Anekdoten über seine jüngsten Erlebnisse. Was nützten aber eine feine blaue Uniformjacke und eine glückliche Begabung für gut gewählte Redewendungen, wenn der Mensch, der in der Jacke steckte, zu hölzerner Unbeholfenheit erstarrte, und die wohlgewählten Redewendungen halb im Halse steckenblieben, sooft er sich an Polly wandte?

Bei seinem nächsten Urlaub ritt er wiederum nach Chatham, diesmal mit dem Entschluß, seine unsicheren Hoffnungen durch den Versuch eines Heiratsantrages zu festigen. Als die Familie ihn empfang, mußte er zu seinem Schrecken feststellen, daß Mary nicht dabei war. Mrs. Catlett beschwichtigte seinen Kummer, noch ehe er den Mut zum Fragen fand. »Polly ist ein paar Tage

bei Soans. Die älteste Miss Soans hat Samstag Hochzeit, und Polly ist eine der Brautjungfern. Es wird ihr leid tun, daß sie deinen Besuch verpaßt.«

John hatte nicht die Absicht, sich hiermit einfach abzufinden. Er schickte einen Boten nach Rochester und bat um eine Unterredung. Der Bote kehrte zurück, und Dienstagabend kam Jack Catlett, der auf dem Weg von London seine Schwester in Rochester besucht hatte, mit der gleichen Nachricht: John möchte bitte nicht nach Rochester kommen. Sie müsse sowieso wegen einer Verpflichtung nach Hause und werde Donnerstag zurück sein.

»Es ist deine eigene Schuld, John«, sagte Jack mit der Offenheit echter Freundschaft. »Pollys Bekannte necken sie schon alle wegen dir. Warum zeigst du jedem, was du für sie empfindest? Glaub mir, kein Mädchen sieht das gerne, daß ein Mann sich so benimmt wie ein Schaf zur Schurzeit.«

»Er spottet über Wunden, die er nie gekannt hat«, sagte John, froh, daß er im Gespräch mit Jack nie um Worte verlegen war. Er sah ein, es stimmte, was sein Freund gesagt hatte, und daß auch bei der erbetenen Unterredung die kostbaren Minuten womöglich ungenützt verstreichen würden. So kam er der Begegnung zuvor und sandte Mary einen Brief, in dem er die Dinge schrieb, die er wahrscheinlich ihr gegenüber mündlich nicht herausbringen würde: er bedaure sehr, daß sie seinetwegen Neckereien ausgesetzt sei; bei seinen derzeitigen Aussichten könne er keinen offiziellen Heiratsantrag machen; er wolle ihr keine Antwort entlocken, weil er fürchte, sie könne ungünstig ausfallen, und »wenn Du, was ich bei Deinem Verkehr in der vornehmen Gesellschaft nicht bezweifle, Anträge bekommst (oder schon bekommen hast) von anderen, die geübter oder raffinierter sind in der Kunst, sich beliebt zu machen«, so habe er die inständige Bitte, »daß Du Deine endgültige Entscheidung noch zwölf Monate hinausschiebst und daran denkst, daß es in der Ferne einen gibt, der in der Ehrlichkeit der Zuneigung und des Wunsches, Dich glücklich zu machen, jedem anderen mindestens gleichkommt oder, meine ich, ihn weit übertrifft«. Als Unterschrift setzte er darunter: »Dein getreuer und Dich innig liebender Verehrer.«

Sein nächster Versuch, die Angelegenheit zu klären, führte wenigstens zu einem greifbaren Ergebnis. Im Dezember wurde allgemein bekannt, daß die vorhergesehene Fahrt der *Harwich* nach Ostindien gehen werde, und der Gedanke an ein mehrjähriges Fernsein spornte John zu einer neuen Anstrengung an. In der Weihnachtszeit lag die *Harwich* in den Downs vor Anker, während sich die Schiffe des Geleitzuges sammelten. Newton, der durch den Kontrast zwangsläufig an die glücklichste Weihnacht seines Lebens zwei Jahre vorher erinnert wurde, erfüllte seine Pflichten mit erhöhtem Diensteifer und besonderer Munterkeit, um den Kapitän auf diese Weise günstig zu beeinflussen. Sei es, daß ihm dies gelang oder auch nicht – am neunundzwanzigsten Dezember wurde Landurlaub gewährt, aber nur für einen Tag.

Von Deal, wo er sich von seinen Kameraden trennte, bis nach Chatham waren es fast vierzig Meilen, trotzdem schwang er sich aufs Pferd, trieb es so rasch vorwärts, wie der Weg erlaubte, und gelangte über Canterbury und Maidstone bei Sonnenuntergang nach Chatham.

Die Familie Catlett saß am Teetisch. Als John von dem dreijährigen Georgie, der beim Klang des Hufschlages an die Tür geeilt war, hineingeführt wurde, schlug sein Herz erleichtert, als er Mary erblickte. Dann stürzte er sich in Erklärungen, die Mr. Catletts offensichtliches Erstaunen zu verlangen schienen.

»Die *Harwich* liegt in den Downs, Sir. Wir sollen in allernächster Zeit nach Indien segeln. Wie es heißt, wird die Reise mindestens drei Jahre dauern.« Seine Augen suchten Marys Gesicht, doch obwohl sie ihn verwirrend mit Freundlichkeit und liebenswürdigem Interesse ansah, konnte er dort kein Zeichen von Bekümmerung entdecken.

»Nun, in deinem Alter werden die drei Jahre so schnell vorübergehen wie drei Monate«, meinte Mr. Catlett, indem er sich, wie so viele Ältere, an die langen Tage und Wochen seiner eigenen Jugend nicht mehr erinnerte. Bei seiner Frau fand sich mehr mitfühlendes Verständnis.

»Du hast leicht reden«, sagte sie zu ihrem Mann. »Der arme John muß die Beschwerden des Seemannslebens auf sich nehmen

und die Gefahren des Krieges obendrein. Du bist in deinem ganzen Leben nie aus England fort gewesen.«

»Bin ich auch nicht, und dafür bin ich dankbar«, versetzte er behaglich. »Nein, ein Seefahrerleben wäre nichts für mich – oder meine Familie«, fügte er beiläufig hinzu. John setzte sich ziemlich bestürzt an den Teetisch und überlegte, ob die letzte Bemerkung eine absichtliche Warnung vor etwaigen überheblichen Hoffnungen sein sollte.

George Catlett hegte gegen John, der die Familie zu seiner eigenen machte, keinen Groll, aber er teilte nicht das sentimentale Mitgefühl seiner Frau. John hatte selber einen Vater und ein Elternhaus, und hätte er mehr Zuverlässigkeit bewiesen, so hätte er jetzt in einer sicheren Stellung im Geschäftsleben fern der See sein können; so viel hatte er bereits durch unbedachte Äußerungen Jacks herausbekommen. Durch Jack wußte er auch viel von dem, worüber die beiden Freunde sich zu unterhalten pflegten, denn Newton hatte die Gedankengänge und Enthüllungen seiner neuen Philosophie mit dem ganzen Eifer eines Konvertiten an Jack weitergegeben und in diesem einen sehr empfänglichen Jünger gefunden. Mr. Catlett war kein tiefreligiöser Mensch, er haßte »Schwärmerei«, doch fühlte er sich als angestammtes Glied der Staatskirche und setzte Freidenkereie in Zusammenhang mit Revolution und Zersetzung der öffentlichen Ordnung und Moral.

Gewiß maß er dem Geplauder der Neunzehnjährigen nicht allzuviel Gewicht bei. Besorgter machte ihn des jungen Mannes beharrliche und unverhüllte Zuneigung zu seiner Polly. Und wenn auch Polly – das mußte er zu ihren Gunsten sagen – eine Ruhe und Besonnenheit bewies, die einer ehrbaren Matrone würdig waren, so konnte man trotzdem nicht wissen, was eine solche aus der Tiefe kommende Bewunderung für Folgen haben würde – der junge Bursche war stattlich anzusehen und auch unterhaltend, solange er nicht durch Gefühlswallungen zu einem peinlichen und lächerlichen Musterbild der Steifheit wurde. Ein solcher Unsinn aber als Basis einer Heirat? Nein, das würde er nicht zulassen, daß sein fünfzehnjähriges Mädchen sich irgendwie an einen unbeständigen Seemann band, der in kurzer Zeit auf große Fahrt ging und drei Jahre fortbleiben würde – woran allerdings Mr. Catlett seine

Zweifel hatte, denn wenn einer immer wieder Möglichkeiten fand, plötzlich aufzutauchen, dann der junge Newton!

Und der Vater! Das war ein weiterer wesentlicher Punkt! Kapitän Newton hatte trotz der seinem Erstgeborenen gewährten Gastfreundschaft keine Annäherung gemacht. Also keine Zukunftsaussicht, keine väterliche Zustimmung, keine Zuverlässigkeit! George Catlett schnaufte mißfällig und hoffte zum Himmel, daß Newtons ungewöhnlich gefälliger Kapitän ihm nicht noch einen weiteren Urlaub geben werde.

Der dreißigste Dezember ging vorüber und der Vormittag des einunddreißigsten. Selbst für Johns träumerisches Denken wurde es nun langsam klar, daß es für die selbstgewährte Verlängerung seines Urlaubs Grenzen gab.

»Polly«, sagte er verzweifelt, indem er sie im Durchgang abpaßte, als sie in die Küche gegangen war und dann mit einer großen Schüssel wiederkam, »Polly, ich muß zu meinem Schiff zurück. Ich – ich hatte nur einen Tag Urlaub und jetzt bin ich schon drei Tage weg –.« Erschrocken fuhr sie zurück, und er nutzte seinen zweifelhaften Vorteil. »Beunruhige dich nicht. Ich habe es schon mehrmals so gemacht, weil ich es nicht ertragen konnte, von dir wegzugehen. Aber du bist zu hochherzig, um mich fortzuschicken, ohne daß wir einen Augenblick für uns gehabt haben. Darf ich nicht zwei Worte mit dir reden, ohne –«, er dachte an das Theaterstück, das sie am Abend zuvor gesehen hatten – »ohne Unterbrechung durch die Zuschauer im Parkett?«

Einen Augenblick blieb sie still, und ihr lieblicher Mund wurde nach dem raschen, verständnisvollen Lächeln wieder ernst. John stand voller Anbetung vor ihr, aus seiner Angst und Bedrückung heraus wurde er wieder in den Zauberkreis ihrer kurzen Gemeinschaft gezogen, in die vorherbestimmte Schicksalhaftigkeit ihres Beisammenseins. Mary war immer die gleiche und dennoch immer wieder neu: er hatte ihre Arme noch nie in gerade dieser Beugung gesehen und mit den zurückfallenden weiten Ärmeln, während sie die Platte hielten; das Heben und Senken ihrer Brust, ohne Zweifel rascher und weniger regelmäßig als gewöhnlich, wurde durch das Auf und Ab der Last, die sie an sich drückte, noch betont.

»Du mußt natürlich noch essen, bevor du gehst«, sagte sie in ihrem normalen Ton, und John stellte mit einem Freudenschauer fest, daß sie sich zum erstenmal eine Zweideutigkeit erlaubte. Ihre Stimme senkte sich; für einen gleichgültigen Zuhörer allerdings klang sie noch immer wie gewöhnlicher Gesprächston. »Es ist nicht zu kalt für einen kurzen Gang nach Tisch in den Garten – bis zur Sonnenuhr.«

Beim Essen verkündete John, daß er am Nachmittag aufbrechen werde. Er werde querfeldein reiten und versuchen, bis zum Dunkelwerden Canterbury zu erreichen, so daß er am Neujahrmorgen wieder auf der *Harwich* sei. Nach Tisch ging er in sein Zimmer hinauf und stieg fast sofort danach wieder nach unten. Rasch schlüpfte er in seinen Überzieher, trat leise zur Gartentür hinaus und schritt zur Sonnenuhr. Als er ankam, mußte er darüber lächeln, wie klug Mary dieses Fleckchen ausgewählt hatte, denn durch eine Ilexhecke auf der einen Seite und die Gemüsegartenmauer auf der anderen war es gegen jede Sicht vom Hause her gedeckt.

Obwohl sein ganzes Sein angespannt auf Marys Kommen wartete, und er ihren raschen Schritt auf dem Kies des Gartenweges hören konnte, kam sie in ihrem altvertrauten purpurroten Mantel, der sich von den glänzendgrünen Stachelblättern abhob, ganz unversehens auf ihn zu. Trotz seiner verzweifelten Entschlossenheit vermochte er sie mehrere Sekunden lang nur sprachlos anzusehen, gleich einem Schiffbrüchigen, der plötzlich in der Ferne Land erblickt.

Sie wartete, daß er etwas sagen würde. Nach außen hin gelassen, war sie doch befangen und erregt. Diesem »treu ergebenen und glühenden Verehrer«, der nicht die Billigung ihres Vaters hatte, eine Unterredung zu gewähren, war eigentlich, das wußte sie, nicht schicklich. Doch er ging ja fort, so weit fort, und obwohl sie das Gefühl nicht ganz verstehen konnte, das ihn in ihrer Gegenwart so peinlich – und so drollig – stumm machte, tat er ihr leid!

»Ich hoffe sehr, John«, sagte sie nach einer Weile, denn einer, fand sie, mußte ja beginnen, »daß du eine glückliche und wohlbehaltene Reise vor dir hast.«

Johns ganzer Lebensinhalt lag in der schwächlichen Gestalt hier an der Sonnenuhr, wie sie, den Kopf geneigt, das in den Stein geschnittene Motto nachfuhr: »Ich zeige nur die heitern Stunden.« Und zwischen ihnen beiden sollten sich nun grenzenlose Meere und unendlich lange Jahre schieben.

»Ich kann nicht fortgehen, Polly«, sagte er mit wirrem Blick. »Ich kann dich nicht für so lange Zeit verlassen. Ich –.« Wie gewöhnlich blieben ihm die Worte aus, aber Mary zeigte sich der Situation gewachsen.

»Du kannst und mußt, John«, erwiderte sie mit einer gewissen Kälte und so, als wenn sie von ihnen beiden die Ältere sei. »Es war schon unrecht, daß du deinen Urlaub überschritten hast. Und was wäre damit zu gewinnen, daß du länger hier bliebst?«

Zu gewinnen war tatsächlich nichts, wenn er dableib, aber alles zu verlieren. Einen ernstgemeinten Heiratsantrag konnte er nicht machen, und durch welches Mittel sonst hätte er versuchen können, die Geliebte an sich zu binden, die in ihren klaren, noch nicht erwachten Augen keine Antwort hatte für die Liebesleidenschaft, die ihn quälte.

Die kleine, tüchtige Hand, von der Kälte leicht gerötet, hörte auf, die tönlichen Worte nachzuschreiben und streckte mit einer komisch unsicheren Bewegung die Finger auf das Zifferblatt. Die Hand war ihm näher als ihr übriger Körper und übte plötzlich eine unwiderstehliche Anziehung aus. John ergriff sie, ließ sich mit einem undeutlichen Gemurmel auf die Knie sinken – später glaubte er, sie seien unter ihm zusammengebrochen – und vergrub sein Gesicht in Marys Hand.

Ein paar Sekunden verharrten sie so. Mary wußte, daß sie ihre Hand jetzt hätte wegziehen müssen, aber das Erlebnis war ganz neu und ihr junges, warmes Herz bewegt – von Schmerz bewegt, freilich nicht vom eigenen, sondern fremdem Schmerz. Instinktiv ließ sie die gefangenen Finger sich ein wenig bewegen, wie sie ein bekümmertes Kind gestreichelt hätte, aber hier waren es Gesicht und Lippen eines Mannes, die Berührung fühlten und sich Monate und Jahre später immer wieder ins Gedächtnis riefen. Der schöne Augenblick wurde jäh unterbrochen.

»Polly«, sagte ihr Vater in so strengem Ton, wie er noch nie zu ihr gesprochen hatte. »Ich dachte, du hättest mehr Gefühl für das, was sich für dich ziemt. Deine Mutter wünscht, daß du ihr sofort im Hause hilfst.«

John entsann sich nicht, daß er ihre Hand freigelassen und sich hochgerappelt hatte. Als er Mr. Catlett ansah, ärgerlich, daß Mary seinetwegen einen Vorwurf über sich ergehen lassen mußte, waren sie allein.

»So, junger Mann«, erklärte Mr. Catlett, »reden wir jetzt klar und deutlich. Ich habe gar nichts gegen dich. Du warst uns willkommen und bist wie unser Eigenes behandelt worden, sooft es dir beliebt herzukommen. Das wirst du nicht bestreiten?«

John konnte es nicht ableugnen.

»Ich habe aber meine Tochter, an die ich denken muß, und meine Stellung. Im Anfang haben wir es nicht beachtet, daß du dich so an Polly hängtest. Beim nächsten Mal, sagten wir, würdest du darüber weg sein. Aber das ist nicht der Fall, wie es scheint. Polly ist zu jung, sie weiß noch gar nicht, was sie will, auch wenn sie meinen sollte, daß sie eine Neigung zu dir hat. Aber du scheinst sehr genau zu wissen, was du willst. Und ein Benehmen, wie ich eben sehen mußte – solche Dinge will ich nicht noch einmal erleben. Du hast keine Aussichten; ich kenne nicht die Meinung deines Vaters über diese Sache, und ich müßte schon bedeutend mehr Beständigkeit bei dir erleben, ehe ich die Zukunft meiner Tochter deiner Obhut anvertraue.«

»Sir«, hub John an, aber Mr. Catlett war entschlossen, das Begonnene zu Ende zu führen.

»Und deshalb sage ich dir jetzt – und versteh mich recht, schon seit längerem habe ich vorgehabt, dir dies zu sagen, auch wenn ich euch hier nicht überrascht hätte –, du wirst unter diesen Umständen in Zukunft nicht mehr herkommen. Nein, komm mir nicht mit feierlichen Beteuerungen. Ich würde meinen, wenn nicht die Vernunft, so sollte wenigstens der Stolz dir das verbieten.«

Dies waren, abgesehen von einem förmlich-kühlen Lebewohl die letzten Worte, die Mr. Catlett mit ihm sprach. Kaum war John in seinem Zimmer angelangt, als Marys Mutter eintrat.

»John, mein lieber Junge«, fing sie an. Aber voller Mitleid wegen seines düsteren Gesichts und weil das, was sie ihm zu sagen hatte, es noch düsterer machen mußte, legte sie ihm die Hände auf die Schultern, hob sich auf die Zehenspitzen und gab ihm einen mütterlichen Kuß auf die Stirn.

»Du bist mein lieber Junge, das weißt du«, fuhr sie ernst fort, als John, noch immer ärgerlich und befangen, nichts erwiderte, »und mir ist genauso zumute, wie wenn ich jetzt die gleichen Dinge meinem Jack sagen müßte. Aber ihm würde ich sie auch sagen, wenn er in der gleichen Lage wäre.«

»Ich weiß schon, was du mir zu sagen hast«, unterbrach John verdrießlich.

»Vielleicht«, entgegnete sie sanft – es sollte ihm zum Bewußtsein kommen, daß er sich seiner Undankbarkeit hätte schämen müssen, es aber nicht tat. »Ich dachte aber, vielleicht würde er, dir weniger wehtun, wenn ich es dir auf meine Art sage. John, gegen eine Verlobung zwischen dir und Polly habe ich nicht das Geringste einzuwenden, wenn du einmal älter bist und reifer und wenn es dahin kommt, daß du vernünftige Zukunftsaussichten hast. Aber wie die Dinge jetzt liegen, hätte Polly keine Ruhe und auch du wärest nicht befriedigt. Mr. Catlett hat dir gesagt, du sollst nicht mehr herkommen. Er meinte es natürlich so: du solltest nicht kommen, es sei denn, Polly ist nicht da oder du hast deinen Anspruch auf sie aufgegeben, oder du versicherst uns, daß dein Vater dir ausdrücklich sein Einverständnis ausgesprochen hat, diesen Anspruch weiter zu verfolgen. Und ferner«, fuhr sie fort, als sie ihm ansah, daß er diese Bedingungen wohl nicht erfüllen werde, »ferner finde ich es nicht mehr als recht und billig, daß Polly nicht von dir beunruhigt wird durch Briefe. Ich weiß, du wirst meinen Wunsch in dieser Angelegenheit befolgen, genauso, als wenn es ein strikter Befehl wäre.«

Der zu erwartende Zornausbruch von Kapitän Cartaret beunruhigte John nur wenig. Der Befehl, vor seinem hohen Herrn zu erscheinen, wurde ihm schon übermittelt, ehe er an Bord gestiegen war, und von mehreren Matrosen, die er seinen höheren Rang gelegentlich hatte fühlen lassen, fröhlich wiederholt. Marys treuer, wenn auch niedergeschlagener Verehrer war gescheit

genug, dem Befehl sofort zu folgen und die mündlichen Prügel, die ihm sein mit Recht erboster Chef verabreichte, mit einem Ausdruck demütiger Reue über sich ergehen zu lassen.

»Acht Tage Fußseisen sind das Mindeste, was Sie verdient haben«, knurrte er zum Schluß, und Newton nahm die Entscheidung resigniert hin, denn da er sowieso nicht bei Mary sein konnte, fand er es unwichtig, wohin man ihn verbannte. Aber der Befehl kam nicht. Kapitän Cartaret war ein strenger Zuchtmeister, aber es fehlte ihm ohnehin schon an Besatzung. Durch Cleaver und Lewis, die Johns Fehlen nicht vertuschen konnten, hatte er erfahren, daß dessen Zuspätkommen immer denselben Grund hatte. Wenn sie demnächst England verließen, würden sich also die Folgen seiner Vernarrtheit nicht mehr störend auf das Schiffsleben auswirken. Zur Zeit waren fünfundzwanzig Mann krank, teils im Lazarettraum an Bord, teils an Land. Newton besaß mehr seemännische Erfahrung und Intelligenz als die meisten andern der Besatzung; er trank nicht und hatte einige Begabung zum Befehlen. Und zudem wirkte es sich ungünstig auf die Mannschaftsdisziplin aus, wenn man einen Offizier in Fesseln legte.

»Das Nichtstun würde Ihnen wahrscheinlich gefallen«, fuhr er bissig fort. »Aber es gibt zuviel zu tun an Bord, ich habe es mir anders überlegt. Die nächsten drei Wochen werden Sie doppelten Wachdienst machen. Aber merken Sie sich das: Es ist das letzte Mal, daß ich einen Unfug bei Ihnen durchgehen lasse. Noch eine einzige Überschreitung, und nichts wird Sie vor den Folgen retten, und wenn Ihr Vater Admiral der Flotte wäre. Ich bin ein Mann von Wort, und meine Geduld ist jetzt am Ende. Haben Sie verstanden?«

»Aye, Sir!«

»Gut, dann lassen Sie mich die Beweise sehen.«

Die Ungewißheit war vorüber, aber John hatte für die Milde, mit der man ihn behandelt hatte, wenig Dankbarkeit.

John hatte geglaubt, er habe sich ergeben. Entgegen dem Verbot hatte er drei Wochen nach der letzten Begegnung an Mary einen Brief geschrieben: da die Ablehnung ihres Vaters ein Wiedersehen unmöglich mache, sei es ihm ziemlich gleich, in welchem Lande er sich befinde. Er dachte an die Mühe, die er sich bei diesem Brief gegeben hatte, an die Wendungen, die er in Marys Gegenwart nicht hätte aussprechen können und die ihm doch so leicht aus der Feder flossen, »all die zärtliche Empfindung und süße Ruhelosigkeit des Herzens, die eine so aufrichtige und starke Liebe wie die meine hervorbringt ... In meinem Innern höre ich eine Stimme, die mich aufrichtet und mich gewiß macht, daß ich wieder heimkehren werde ... Schon am ersten Tag, als ich Dich sah, habe ich angefangen, Dich zu lieben; der Gedanke, daß ich eines Tages Deiner würdig sein würde, hob mich aus dumpfer, gleichgültiger Schwermut ... und weckte meine Lebensgeister. Meine Pläne und Hoffnungen hängen sich nicht an bestimmte Orte, ich glaube aber allen Ernstes, daß diese Fahrt mir entweder großes Glück bringen wird oder mich gänzlich zugrunde richtet ... Meine Hand hat nichts geschrieben, als was mein Herz ihr eingegeben hat, ein Herz, das sich nicht vorstellen kann und das ich nur um der Ehrlichkeit und unbegrenzten Liebe willen schätze, die es für Dich empfindet. Wenn ich weniger gefühlvoll schreiben oder sprechen könnte, vielleicht wären meine Worte gewinnender. Ich habe es versucht, aber bei Dingen, die für mich so viel bedeuten, ist es mir unmöglich, in kühlem und gelassenem Ton zu reden ... Ich könnte Bände füllen, es wäre aber nutzlos, denn es steht nicht in der Macht von Worten, die Inbrunst auszudrücken Deines treu ergebenen ...«

Der Brief war in Marys Hände gelangt, ohne daß ihre Mutter ihn abging, John hatte ihn an ihre Tante Hammond geschickt mit einigen Begleitzeilen, in denen er sie anflehte, sich seiner zu erbarmen. Zwar hatte Mary seine Bitte nicht erfüllt, die Bitte um wenigstens »einen leeren Bogen (wenn ich mehr nicht erlangen kann), von Deiner eigenen Hand an mein Elternhaus in Rotherhithe adressiert«. Aber Mrs. Hammond hatte ihm, als Beilage zu einem selbstgestrickten Beinkleid, einen kleinen Brief gesandt mit der diskreten Andeutung des Überbringens, und daß sein

Brief Mary »keinesfalls mißfallen habe«. Das Päckchen hatte ihn erreicht, kurz bevor der Konvoi aus der großen Reede auslief, und die Freude über seine Ankunft hatte John darüber hinweggeholfen, daß er England nun endgültig verlassen mußte.

Jetzt waren sie wieder in England, oder doch so quälend nah an der Küste, daß es schien, als wenn ein launenhaftes Schicksal ihm die Gelegenheit verlockend vor der Nase baumeln ließ und sehen wollte, ob er den Mut besaß, sie zu ergreifen. Seit er den Glauben abgeschüttelt hatte, achtete er auf Zufälle und Vorzeichen. Selbst Zahlen und Daten waren ihm jetzt bedeutsam: sein Geburtstag, der Geburtstag Marys, die Daten der Tage, an denen er dem sicheren Tod entronnen war, der Sterbetag seiner Mutter. An einem ungeraden Datum war er auf der *Betsey* zum Marinedienst gepreßt, an einem geraden in den Offiziersstand aufgenommen worden. Plötzlich fiel ihm ein, daß der heutige Tag der zehnte März war, und seine Ungeduld nahm zu.

Warum waren sie wieder in englische Gewässer eingelaufen? Nach der Ausfahrt hatte es geheißsen, fünf Jahre werde diese Fahrt voraussichtlich dauern. Die Nachricht hatte John tief bedrückt; wie ein eingesperrtes Tier war er sich vorgekommen, selbst Cleaver hatte davon abgesehen, ihn zu hänseln. Fünf Jahre!

Dann war das Unerwartete geschehen. Der Wind, der die Flottille stetig den Kanal entlang getrieben hatte, an Hastings, an der Isle of Wight und Portland Bill vorüber, schlug über Nacht plötzlich um und blies so stark, daß sie in Tor Bay Zuflucht suchen mußte. Mehrere Schiffe der Königlich Afrikanischen Gesellschaft wurden, als sie den Hafen verlassen wollten, auf Felsen getrieben, und andere kamen reparaturbedürftig in die Bucht zurück. Die *Harwich* setzte mit den übrigen den Kurs fort, aber in der nächsten Nacht, zwischen den Felgen von Eddystone und den Manacles, richtete ein finsterer Sturm derartige Verheerungen und Schiffszusammenstöße an, daß Admiral Medley am Morgen der ganzen Flotte befahl, in den Hafen von Plymouth einzulaufen.

Das war gestern gewesen. Erschöpft von der schlaflosen Nacht, Gesicht und Hände fast erfroren durch den schneidenden Wind und die vereisten Segel, hatte John sich nur noch halb erstarrt

und mechanisch von der Stelle bewegen können. Aber ein paar Stunden Schlaf und eine lange Wache unter ziehenden und langsam in der Morgendämmerung verblassenden Gestirnen hatten Herz und Sinne wieder neu belebt; und wie der Schmerz bei halb erfrorenen Gliedern mit doppelter Gewalt zurückkehrt, wenn sie sich erwärmen, so nagte auch die innere Pein nach kurzer Unempfindlichkeit jetzt um so heftiger.

Er würde nicht nach Indien fahren. Der Entschluß stieg plötzlich in ihm auf und lief wie eine ständige Unterströmung durch sein ganzes Denken, während er die regulären Pflichten seines Dienstes und die unvorhergesehenen Sonderarbeiten erledigte, die Offiziere einem nach ihrem Belieben auferlegen konnten.

»Eben habe ich etwas gehört, was dich interessieren wird«, sagte Job Lewis, als er beim Mittagessen mit ihm zusammentraf.

»Mich oder Cleaver?« fragte John gleichgültig, in Gedanken noch immer nach einer Lösung suchend.

»Dich. Vorhin, als ich auf dem Achterdeck war, kam Leutnant Quale an Bord und wollte einiges von unserer Reservetakelage für das Admiralsschiff haben. Ich schickte ein paar Leute nach unten, um die Stücke heraufholen zu lassen, und hörte zum Teil ihre Unterhaltung. Anscheinend ist Jenkins von der *Gray Doe* gestern von Tor Bay hierher geritten, und plötzlich fiel der Name deines Vaters. Ich spitzte die Ohren, er ist dorthin gekommen, um die Schäden zu besichtigen, wahrscheinlich soll er der Afrikanischen Gesellschaft Bericht erstatten ...«

Sein Vater war in Tor Bay! Wenn er ihn dort treffen könnte! Plötzlich nahm sein Entschluß genauere Formen an. Er würde nicht nach Indien fahren. Aber das war negativ. Damit gab er die Stellung und die Erfahrungen des letzten Jahres auf, und Mary rückte nur noch ferner. Nach *Afrika* würde er fahren. Die afrikanischen Schiffe gingen nach Guinea, eine viel kürzere Fahrt. Ja, nach Guinea würde er fahren. Sein Vater war in der letzten Zeit mit ihm zufrieden gewesen. Sicher würde er sich bemühen und für seinen Sohn die Versetzung in die Handelsmarine erreichen. Aber wie sollte er es anstellen, ihn zu sprechen?

»Ich möchte an Land«, rief er, als er mit Lewis auf Deck kam. Während des ganzen weiteren Essens hatte er geschwiegen.

»Meinst du, ich nicht«, brummte Lewis, aber ich fürchte, der Kapitän wird nach deiner letzten Überschreitung wenig Lust haben, dir Vergünstigungen zu gewähren.«

»Mr. Newton!« Beide fuhren bei dem donnernden Kommando in die Höhe, als seien Johns Verwünschungen gehört worden.

»Aye, Sir.«

»Melden Sie sich sofort bei Kapitän Cartaret in der Kajüte, Sir.«

»Aye, aye, Sir.« John sah seinen ebenso erstaunten Freund mit fragend hochgezogenen Brauen an und folgte dem Befehl. »Ich schicke ein Boot an Land«, sagte der Kapitän, kaum daß John in der Kajüte war.

»Aye, Sir«, antwortete John mechanisch. Es kam ihm wie ein Traum vor.

»Wachen Sie doch auf, Mann!« fuhr der Kapitän ihn an. Er hatte Newton gut behandelt und empfand es als beleidigend, daß er keinerlei Gewalt über ihn bekommen hatte, weder durch Strenge noch durch Entgegenkommen. Dieser junge Mann mit den träumerischen Augen, denen dennoch nichts entging, mit dem spöttischen Mund, der aber immer höflich redete, mit den undurchsichtigen Motiven, bei diesem jungen Mann hatte man den Eindruck ständiger Widersetzlichkeit, obwohl er sich doch völlig unterordnete. Der Kapitän liebte keine Rätsel, und für psychologische Studien hatte er weder Zeit noch Lust. Aber er erkannte gleich, ob jemand seemännische Begabung hatte, und bei Newton hatte er schon mehrmals Proben von Kaltblütigkeit und außerordentlichem Geschick bewundert. Und das mußte er anerkennen, obwohl der Widerspruch darin ihn verdroß: der einstige Matrose, so hochmütig er wirkte, kam mit seinen Untergebenen gut aus und hatte selten Schwierigkeiten, wenn er ein Kommando führen mußte.

»Im Hafen liegen vierzehn Kisten mit Geschützmunition, sie sind von der *Trelawney* geborgen worden. Mr. Snelling wird das Kommando übernehmen, und Sie werden mitfahren und ein Auge auf die Leute halten, während er beschäftigt ist. Es könnte sein, daß einer versucht zu verschwinden. Sorgen Sie dafür, daß die Männer zu tun haben. Binnen zwei Stunden müssen Sie zurück sein.«

»Aye, Sir. Mr. Snelling ist schon instruiert, Sir?«

»Ja, Boot und Männer, alles. Sehen Sie zu, daß Sie sie hierher zurückbringen. Das ist der eigentliche Zweck, wozu Sie mitfahren.«

Für John war es nicht der eigentliche Zweck.

Das Boot fuhr zum Kai. John sprang an Land und überwachte das Vertäuen. Der Hochbootmann führte seine Leute zu dem angegebenen Schuppen, während John die Nachhut bildete, äußerlich gelassen, im Innern höchst gespannt.

Der letzte Mann verschwand im Innern des Schuppens. John hörte, wie Snelling die Fracht, die sie holen sollten, ausfindig machte und die Männer zum Hinaustragen einteilte. Ruhig, und als wenn er ein bestimmtes Ziel hätte, Schritt er von dem belebten Kai zu der stilleren Hafenstrasse und bog gleich in die erste Seitengasse ein, um eine Häuserreihe zwischen sich und die ihm unterstellten Männer zu bringen.

Als die Nacht hereinbrach, fand sie ihn noch immer auf dem Marsch. Das Triumphgefühl über die gelungene Flucht verdrängte langsam die angestrengte Wachsamkeit, die sein Herz bei jedem Laut hatte stärker klopfen lassen, bis er aus der Stadt heraus gewesen war. Immer wieder war er in Versuchung gewesen, sich umzusehen; erst als er viele Meilen ungestört marschiert war, kam die Gewißheit, daß er nicht verfolgt wurde. Er hatte nicht gewagt, stehenzubleiben oder langsamer zu gehen, auch nicht nach dem Weg zu fragen. Zum Glück besaß er eine ungefähre Vorstellung von der Gegend, und das klare Wetter hatte sich gehalten, so daß er ungehindert weiterkam und auch lange nach Sonnenuntergang noch gut sehen konnte. Als er sich schließlich doch entschloß zu fragen, gab ihm der Mann die Auskunft, die Straße führte nach Dartmouth. Er sprach in einem derart breiten Dialekt, daß John dafür war, durch Job Lewis in die Devonshirer Mundart eingeweiht worden zu sein. Beruhigt setzte er seinen Weg beim Sternenlicht fort. Nur eine kurze Rast gönnte er sich nach Mitternacht unter einer Hecke. Der Frühling hatte sich eher eingestellt als gewöhnlich; auch dies war ein Glück für ihn, und er konnte zwei Stunden schlafen, ehe ihn die Kälte weckte.

Der Vormittag fand ihn in heiterer Stimmung. Der Himmel war grau, aber seine innere Erleichterung ließ ihm die unbekannte Landschaft lieblicher erscheinen, als wenn sie von Sonnenlicht erwärmt gewesen wäre. Er verspürte Hunger. Er war wohl an einigen Wirtshäusern vorbeigekommen, hatte sich aber nicht getraut hineinzugehen, und das bißchen Schiffszwieback, das er auf dem Schiff hastig eingesteckt hatte, war ein spärlicher Proviant für einen strammen Marsch von zwanzig Meilen. Aber er konnte damit rechnen, daß er in zwei weiteren Stunden in Tor Bay bei seinem Vater sein würde, und mit dem Ziel so nah vor Augen hatten Müdigkeit und Hunger kein Gewicht.

Wieder machte die von hohen Hecken eingefasste Straße eine Biegung, eine unter vielen – aber diese hier gab jetzt den Blick frei auf einen Trupp von Rotröcken, der, von einem berittenen Offizier geführt, ihm entgegenkam. Sei es, daß der vielstimmige Gesang der Vögel das Geräusch der Schritte übertönt oder daß Johns Ohr seine Wachsamkeit verloren hatte: er war in voller Sicht, ehe er den Trupp erblickt hatte. Umkehren hätte sicheres Verderben gebracht. Also ging er weiter, ohne seinen Schritt im mindesten zu ändern, mit stolz erhobenen Kopf, obwohl ihm gar nicht so zumute war; in seiner Verzweiflung, die sich früher in Gebeten Luft gemacht hätte, jetzt aber keine Zuflucht hatte, hoffte er, daß sie seinen Militärgruß hinnehmen und an ihm vorüberziehen würden.

Jetzt waren sie auf der schmalen Straße bis auf wenige Schritte herangekommen.

»Halt!« rief der Leutnant. John blieb stehen und salutierte, dabei sah er ihm direkt ins Auge und versuchte, eine einschüchternd hochmütige Miene aufzusetzen.

»Sie heißen Sir? Von welchem Schiff?«

»John Newton, Sir. Seekadett auf der *Harwich*, vor Anker in der Bucht von Plymouth.«

»Wohin unterwegs?«

»Nach Indien, Sir, im Geleitdienst.«

»Nicht das Schiff«, entgegnete der Leutnant barsch. »Sie, Sir.«

»Nach Tor Bay zu meinem Vater, Kapitän Newton.«

Der Leutnant zögerte. Trotz seines Argwohns war er von Johns

Art und raschen Antworten beeindruckt. Aber seine Leute – sie waren ausgesandt, Deserteure von den Schiffen in Tor Bay zu fassen – waren leider nicht so einfach zu beeindrucken, sie hatten einen schärferen Spürsinn.

»Mein Vater ist Admiral Medley. Ich sage euch, der wird sich freuen, wenn er mich sieht.«

»Ja. Zu dumm, daß er keine Ahnung hatte, daß du kämst. Er hätte dir sein Pferd geschickt.«

»Ruhe!« befahl der Offizier, aber er machte sich die Anspielungen zunutze. »Ja, Mann, wo ist Ihr Pferd?«

»Ich – ich konnte keines auftreiben, Sir.«

»Pferde sind jetzt knapp«, sagte der erste von den Witzbolden leise. »Die ganzen Männer haben Landurlaub, um ihre Väter zu besuchen. Es war keines mehr zu haben.«

»Wo haben Sie die vorige Nacht verbracht?« fuhr der Offizier in scharfem Ton fort; er war jetzt überzeugt, daß seine Jagd auf Deserteure nicht erfolglos bleiben würde.

John verstand sich nicht aufs Lügen, und rasch etwas zu erfinden, ging über seine Kräfte.

»Kehrt Marsch. Ab nach Plymouth mit Ihnen.«

»Ich habe Ihnen die Wahrheit gesagt.« John machte einen letzten Versuch. »Mein Vater ist in Tor Bay und besichtigt die beschädigten Schiffe der Afrikanischen Gesellschaft. Ich bin auf dem Weg zu ihm.«

»Das werden wir noch untersuchen«, erwiderte der Leutnant, der an die Existenz von Kapitän Newton nicht mehr glaubte. In dem unwahrscheinlichen Fall, daß einem Seekadetten, wenn die Flotte eigentlich auf Fahrt war, Landurlaub gewährt wurde, würde er nicht fünfundzwanzig Meilen weit zu Fuß gehen, noch weniger, wenn er einen Auftrag hatte. »Und jetzt gehen Sie los, und zwar ohne weitere Widerrede. Wenn wir feststellen, daß Ihre Angaben stimmen und daß wir Sie belästigt haben, werde ich mich entschuldigen. Das ist doch fair, nicht wahr?«

Die Männer fanden den Vorschlag höchst ergötzlich. Keineswegs ergötzlich war die Art, wie sie Newton in ihre Mitte nahmen und ihm mit den Gewehrkolben nachhalfen, wenn er nicht schnell genug marschierte. Sein schöner Traum zerfloß zu einem

finsteren Schreckgespenst. Mit wunden Füßen und wundem Herzen, erfüllt von Entrüstung, Scham und Angst, wurde er am nächsten Abend wie ein Verbrecher durch die Straßen von Plymouth geführt und, als das Vorgehen des Leutnants sich als durchaus gerechtfertigt erwies, in das Wachthaus gesperrt, bis von der *Harwich* nähere Befehle kämen.

Zum Glück forderte die Müdigkeit ihr Recht, und die Nacht verging im Schlaf, einem Schlaf freilich, der die Not nicht auslöschte. Der nächste Tag und die Nacht darauf schleppten sich dahin, kein Wort von draußen brach die endlose Ungewißheit; noch schlimmer als die kalte, nackte Zelle und das miserable Essen waren seine quälenden Gedanken.

Am dritten Tag wurde er herausgelassen, Leutnant Rubin übergeben, vor den Augen einer neugierigen Menge zum Kai geführt und in ein Boot verfrachtet, in das gleiche Boot, das er kurze Zeit vorher befehligt hatte. In scharfem Ton wurde ihm befohlen, als sie achtern kamen, an Deck zu klettern und dann in den Laderaum zu gehen. Dort wurden ihm Handschellen angelegt, und in der rabenschwarzen Finsternis und der faulig-kalten Luft des Bunkers überließ man ihn der einsamen Erwartung eines ungewissen Schicksals. Die Decke war zu niedrig zum Stehen, mühsam suchte er sich einen Platz zwischen den Fässern und Kisten, wo er sich in seiner Länge ausstrecken konnte. Die gefesselten Hände ineinander krampfend, lag er da und weinte bittere Tränen ohnmächtiger Wut.

Er haßte Leutnant Rubin, die unmittelbare Ursache seines jetzigen Elends, er haßte den Offizier, der ihn verhaftet hatte, die Männer, deren Witzeleien ihn in seiner Unentschlossenheit gestärkt hatten, sich selbst, daß er so dumm gewesen war und sich in Verwirrung hatte bringen lassen. Er haßte seinen Vater, weil er ihm nicht zu einer anderen Tätigkeit verholfen hatte, weil er sich mit Catletts nicht versöhnt und dadurch seine Stellung dort aufs Spiel gesetzt hatte, weil er ihn schon als kleinen Jungen mit auf See genommen hatte, so daß er untauglich für andere Berufe wurde. Und er haßte Kapitän Cartaret, von dem sein Schicksal jetzt abhing; hier mischte sich in seinen Haß auch nagende Angst. Eine Woche oder zwei in Handschellen – für einen Seekadetten

war doch die Schande einer solchen Strafe genug, versuchte er sich einzureden – und wußte dennoch in der Tiefe seines Herzens, daß es schlimmer kommen würde. Selbst Gott hätte er gehaßt, doch es gab ja keinen Gott, nur die Erinnerung an ein unentwegt zürnendes Wesen, das seinen Haß mit dem der anderen gegen ihn vereinigt hatte.

Das Ende kam plötzlich. Seit dem Pfeifsignal, das jeden Nachmittag um fünf Uhr alle Mann an Deck rief, hatte er das undeutliche Gefühl, daß oben eine ungewöhnliche Bewegung herrsche, daß der normale, bei Hafenaufenthalt stets gleiche Tagesablauf unterbrochen sei. Erst glaubte er, die Mannschaft habe Befehl bekommen, die Segel zur Abfahrt zu hissen, aber sein erfahrenes Ohr wartete vergeblich auf die entsprechenden Geräusche. Die finstere Ahnung, daß sie die Segel setzen würden, während er noch immer im Bauch des Schiffes eingekerkert saß, rief einen solchen Schwall von trübsinnigen Gedanken in ihm hervor, daß das, was über ihm an Deck geschehen mochte, ihn kaum noch interessierte. Dann hörte er Füße die Kajüstreppe heruntermarschieren; eine trübe Laterne beleuchtete das Gesicht des Waffemeisters und einer Abteilung Matrosen. John richtete sich hoch und stand gebückt unter der niedrigen Decke. Seine Handschellen wurden abgenommen.

»Ziehen Sie sich aus und ziehen Sie das hier an.« Der Waffemeister wies auf einen Packen Kleidungsstücke, die einer der Matrosen hinhielt. Mit Mühe seine steif gewordenen Hände bewegend, entledigte sich John der beschmutzten Kleider, Kniehose, Strümpfe, Wams und Jacke, aus denen er eine Woche nicht herausgekommen war, und vertauschte sie mit der weiten knielangen Hose und dem karierten Hemd des einfachen Matrosen. Die Abteilung nahm John in ihre Mitte, ein Kommando ertönte, und die ganze Gruppe bewegte sich schwerfällig die Treppe hinauf zum Oberdeck.

Als die Morgensonne und der liebliche, von einer sanften Brise herübergetragene Landgeruch auf seine stumpfgewordenen Sinne eindrang, nach Tagen stickiger Finsternis in seinem Kerker, begann John zu taumeln. Die Eskorte riß ihn wieder hoch und führte ihn zu einer vorgesehenen Stelle, wo sie einen Schritt

zurücktrat. Wieder war er allein, aber nicht mehr vor den Blicken anderer verborgen.

Das Deck hatte, als er aus der Luke herausgekommen war, so still dagelegen, daß er, von der Sonne geblendet, gemeint hatte, es sei leer. Erst jetzt bemerkte er, noch ehe er die schweren Augenlider hob, daß auf der anderen Seite, direkt ihm gegenüber, die ganze Schiffsbesatzung angetreten war, über dreihundert Mann. Er straffte sich und hob mit einer entschlossenen Bewegung den Kopf. Wie lange er so dastand, barfuß und mit unbedecktem Kopf in der prallen Sonne, hätte er nicht sagen können, aber dann ging die Luke auf, die zur Kapitänskajüte führte, und es erschien, schimmernd in Blau und Gold, Kapitän Cartaret, hinter ihm vier andere Mitglieder des Kriegsgerichts mit goldenen Epauletten. Sie setzten sich an den für sie bereitgestellten Tisch.

Wie betäubt stand John während der Vorverhandlung da, hörte die Worte und gab die wenigen feststehenden Antworten. Er vernahm die genaue Beschreibung seines Vergehens, und eine Abschrift der Anklage wurde ihm in die Hand gedrückt: »... vorsätzlich und mit Überlegung ... in Mißachtung und offenkundigem Bruch gegebenen Vertrauens ... nach mehrfacher Begnadigung und ernster Verwarnung bei früheren Übertretungen geringeren Ausmaßes ...« Er hörte die Verlesung des sechzehnten Abschnittes der Kriegsartikel: »Jeder Marineangehörige, der desertiert oder andere dazu anstiftet, wird mit dem Tode oder/und anderen Strafmitteln bestraft, je nachdem, unter welchen Umständen das Vergehen begangen wurde und welche Strafe das Kriegsgericht für angemessen erachtet.« Und während eine so lautlose Stille herrschte, daß man meinen konnte, jeder der dreihundertfünfzig Männer halte den Atem an, hörte er: »... in Anbetracht dessen, daß es dem Gericht beliebt hat, statt der Verhängung des in seiner Macht stehenden Todesurteils Milde walten zu lassen ... acht Dutzend Hiebe mit der neunschwänzigen Katze ... danach ...«

Was dann kam, hörte er nicht. Nur ein einziger Wille, ein einziges Ziel, ein einziger Gedanke war noch in ihm lebendig. Da es einen Ausweg nicht gab – und er hatte schon heimlich geschaut, ob es möglich wäre, zur Reling zu stürzen und über Bord zu

springen, aber gleich gemerkt, daß er dem Zugriff seiner Wachmannschaft nicht würde entkommen können, und wenn doch, würden sie ihn nachher in kürzester Zeit erwischen – da es einen Ausweg nicht gab, wollte er wortlos erdulden. Wenn dieses Ganze Mary zu Ohren kam – der Gedanke zog ihm das Herz zusammen –, dann sollte sie nicht zu hören bekommen, ihr Ver ehrer habe geschrien und geheult, wie er selbst es bei anderen erlebt hatte, wenn sie mit einem Dutzend gewöhnlicher Peitschenhiebe bestraft wurden.

Auf Befehl zog er sein Hemd aus, wurde an den Strafort geführt und mit den Füßen an eine Grating gebunden und mit den Armen an eine andere, höhere. Die Benommenheit war jetzt vorüber, sein Körper fürchtete sich vor der bevorstehenden Pein, aber der Geist war entschlossen, sie in düsterer Unterwerfung zu ertragen. Er hörte, wie Snelling, der Bootsmann, vortrat, um das erste Dutzend zu verabreichen. Jetzt kam es – da!

Der dumpfe Aufprall des neunfachen Hiebes nahm ihm den Atem – aber er hatte nicht geschrien. Es ist zu ertragen, sagte er sich mit zusammengebissenen Zähnen. Auch damals in der Schule hatte er sie ausgehalten, die ungezählten Prügelstrafen. Ein Glück vielleicht, daß sein erster Lehrer ein so brutaler Mensch gewesen war. Den Schmerz, den er als kleiner Junge ausgehalten hatte, würde er jetzt erst recht ertragen können. Das erste Dutzend war vorüber, der immer wiederholte Schmerz wurde durch eine winzige Ruhepause unterbrochen, an die Stelle des Bootsmanns trat der erste Maat.

Zählen könnte ich, dachte John, hinzuzählen – abziehen – auf irgend etwas die Gedanken konzentrieren – was mir sagt, daß dies vorübergeht, daß jeder Hieb – den ich zähle – vorbei ist, wieder einer weniger übrig bleibt ... Nie hatte er solchen Schmerz erlebt. Wieder ein Dutzend. Eine kleine Milderung kam – nur an etwas denken, immer denken – kam bei den letzten Hieben jeden Dutzends, wenn der Arm des Peitschenden ermüdete, bevor der nächste antrat, mit frischer Kraft, und den ersten fürchterlichen Hieb tat. Wieviel Schmerz konnte man ertragen?

Mitten in seiner tödlichen Qual spürte er am Kinn etwas Nasses herunterrinnen, und er schmeckte Blut. Er hatte sich die Lippen

blutig gebissen, aber was war das im Vergleich zu seinem aufgerissenen, blutigen Rücken? Ein neues Geräusch fiel ihm auf, ein dumpfes und doch pfeifendes Echo nach jedem klatschenden Hieb, ein Laut, wie von einem Tier in einer Falle, das keuchend sein Leben aushaucht. Es war, merkte er erstaunt und mit benommenen Sinnen, sein eigener Atem, der sich in krampfhaften Stößen, zitternd und keuchend aus seiner Kehle preßte. Plötzlich überkam ihn eine Welle mörderischen Zornes, der ihm wieder Kraft gab durchzuhalten, als das Marterwerkzeug wieder einmal in die nächste Hand wechselte. Der Zorn währte nur sehr kurz, aber während seiner Dauer war der Schmerz völlig übertönt von der Wut über die ihm angetane Schmach.

Er merkte nicht, daß der Schlußpfeiff ertönte, daß er losgebunden und im Fallen aufgefangen wurde, daß man ihn mit einem Segeltuch bedeckte und nach unten trug. Er wußte nicht, daß ein junger Matrose ohnmächtig umgekippt war und daß sein stoisches Ertragen viel heimliche Bewunderung hervorgerufen hatte und daß der Kapitän nachher in seiner Kajüte drei Gläser Wein getrunken hatte, um sich von der seelischen Strapaze zu erholen.

Unten im Lazarettraum legten die Matrosen John auf den Boden, riefen nach dem Schiffsarzt und warteten, was er anordnen würde. Gebückt unter den dichten Reihen von zwei Dutzend Hängematten durchkriechend, kam er an und hob die Laterne, um seinen neuen Schützling zu besichtigen, ließ sich aufs Knie nieder, um den Puls zu fühlen, schüttelte die geballten Fäuste zur Decke und verwünschte offenbar das Schiffskommando in die tiefste Hölle.

»Sehen Sie sich das an, Mr. Robinson«, sagte er am Ende seiner Untersuchung resigniert. »Da soll man nicht verrückt werden! Fünfundzwanzig haben wir schon an Land geschickt ins Hospital, hier haben wir die gleiche Zahl in einem Raum, in dem man nicht mal Schweine unterbringen möchte – und dann gehen diese Kerle hin und hauen einen halb kaputt, als wenn wir nicht schon sowieso genug zu heilen hätten. Nur damit wir noch mehr Arbeit haben.«

»Warum haben sie ihn nicht an der Rahe aufgehängt, und fertig?« brummte Robinson.

»Na ja, das ist nicht unsere Sache«, meinte Mr. Deene. »In eine Hängematte können wir ihn gar nicht legen. Holt einen Strosack her. So, Leute, jetzt hievt ihn vorsichtig hinüber. Und daß mir keiner dumme Sachen macht, sonst erwischt es ihn genauso.«

John hatte eine so kräftige Natur, daß er selbst in seinem jetzigen Zustand nicht ganz bewußtlos war. Er wurde auf die Seite gedreht, bekam etwas Rum eingeflößt, und sein Rücken wurde mit einem scharfen Destillat behandelt, damit sich das rohe Fleisch nicht entzündete. Es brannte wie Feuer. Im Verein mit dem Rum weckte es ihn aus seiner halben Betäubung, und er spürte nun den Schmerz in seiner ganzen Wucht. Viele Tage lag er auf dem Bauch; war er eingeschlafen, so wachte er nach kurzer Zeit wieder auf, wenn durch eine unbeabsichtigte Bewegung eine halb geheilte Wunde Stelle wieder aufbrach und ein neuer Schmerz durch seinen Körper fuhr. Zum Glück war sein Körper unempfindlich gegen die bazillengeschwängerte Luft, und mit hartnäckiger Beharrlichkeit kämpfte er sich ins Leben zurück, in das Leben, nach dem er kein Verlangen hatte. Nach einer guten Woche waren seine Narben soweit abgeheilt, daß er aus dem Krankenraum entlassen werden konnte, wo das Elend der anderen das seine noch vergrößert hatte. Dann begann für ihn ein langes anderes Elend, das von keinem an Bord geteilt wurde.

Die Schlußworte von Kapitän Cartarets Urteilsspruch, die John nur dunkel mitbekommen hatte, die ihm aber in den langen Tagen und Nächten seiner Rekonvaleszenz ins Bewußtsein aufgestiegen waren, hatten angeordnet, daß der Delinquent seines Ranges entkleidet und in seine anfängliche Stellung degradiert würde. Weiter war Johns einstigen Kameraden strengstens untersagt worden, in Beziehung irgendwelcher Art mit ihm zu treten.

Zuerst war ihm das barsche Mitgefühl des Arztes genauso gleichgültig gewesen wie die Kälte seiner Kameraden. Aber dann, als er Tag für Tag allein geblieben war, keiner nach ihm fragte oder auch nur einen Gruß sandte, war eine ungeahnte Bitterkeit in ihm aufgestiegen, und als er zum Befehlsempfang aufs Vorderdeck befohlen wurde und drei Seekadetten – darunter Miles und Job ohne jedes kleinste Wort an ihm vorübergingen, merkte er, daß sein Leid noch verschärft werden konnte.

In dieser Nacht stand er an Deck am Bugspriet und starrte in das schwarze Wasser, das an den Schiffsbug klatschte. In einer Hängematte zu schlafen war noch immer unmöglich. Zum erstenmal dachte er an Selbstmord, nicht in plötzlich ausbrechender Angst oder Enttäuschung, sondern mit dem grimmigen Ernst tiefster Verzweiflung. Als er hinter seinem Rücken Schritte hörte, glaubte er, es sei die Backbordwache, und bereitete sich darauf vor zu antworten, falls er angerufen würde.

»John«, flüsterte Job Lewis. »John, wie geht's dir? Ich –«

»Heute nachmittag lag dir nichts daran«, entgegnete John verächtlich. »Und mir liegt nichts an einer Freundschaft, die nicht wagt, sich offen zu zeigen. Behalte sie.«

»John, es tut mir leid. Verstehst du denn nicht? Der Kapitän hat uns allen den Befehl gegeben, jeden Verkehr mit dir zu unterlassen, wir dürfen nicht einmal mit dir sprechen. Wenn wir es täten, sagt er, würden wir nicht nur uns, sondern auch dir schaden. Du glaubst doch nicht, daß so etwas für uns – für mich erfreulich ist?« Das Fürwort hatte er aus Ehrlichkeit geändert. Miles hatte nämlich erklärt, ein Narr, der in ein solches Los hineinschlittere, sei für ihn erledigt. »Die meisten von uns sind betrübt darüber.«

Das war kein großer Trost, aber doch eine Kränkung weniger.

»Danke, Job.« Beide sprachen so leise wie möglich, und ihre Stimmen waren kaum zu unterscheiden von den nächtlichen Geräuschen der Takelage.

Weder Horaz' Philosophie noch Lewis' Freundlichkeit vermochten Johns düstere Stimmung aufzuhellen, als er zwei Tage später die englischen Gestade seinem Blick entschwinden sah.

Unmerklich waren die grünen Hügel zu einem zartblauen Streifen zusammengesunken; auch dieser löste sich in Dunst auf und verschwand. Von Sehnsucht verzehrt, blickte John auf das graue Wasser hinab, in die der Schiffsbug seine ewig gleiche Furche grub, und immer heftiger mußte er sich gegen die Versuchung wehren, sich hinabzustürzen.

»Mr. Snelling!« John erkannte die scharfe, kurz angebundene Stimme von Leutnant Grossmith. »Kapitän Cartaret läßt fragen, wie lange Newton sich hier an Bord noch als bloßer Fahrgast betrachten soll. Der Kapitän legt Ihnen nahe, daß Sie endlich eine

Beschäftigung für ihn finden. Nach der unfreiwilligen Muße täte ihm etwas seemännische Übung gut.«

»Jawohl, Sir«, sagte Snelling, »ich werde Ihrer Anweisung mit Vergnügen Folge leisten. Newton, drehen Sie sich gefälligst um, Sie verdammter Schweinehund. Hierher, und nehmen Sie Haltung an, wenn man mit Ihnen spricht.« John wandte sein bleiches Gesicht und begegnete dem kalten, arroganten Blick seines einstigen Kameraden, dem erfreuten Diensteifer des Offiziersanwärters; es blieb ihm nichts übrig, als zu gehorchen. »Sie haben gehört, was der Kapitän gesagt hat. Wir wollen sehen, wie es mit Ihrer Seetüchtigkeit steht. Los, auf den Großbramstengen-Masttop, bis oben zur Saling, aber etwas eilig!«

Unter normalen Umständen war das eine leichte Sache. John war schon ungezählte Male zum Masttop hochgeklettert, sowohl als Matrose wie als Kadett. Aber dies war eine gänzlich nutzlose Aufgabe, nur aus Schikane wurde er hinaufgejagt, zum allgemeinen Spott von Achterdeck und Vorschiff, sein Kummer wandelte sich in maßlose Wut. Das Klettern war eine Folter. Es setzte alle zerschlagenen Rücken- und Schultermuskeln in Bewegung, ihm wurde immer schwindliger, und zum erstemal seit seiner Entlassung aus dem Krankenhaus merkte er, wie sehr seine Nerven noch unter den Nachwirkungen des Schocks standen. Aber trotzdem kletterte er weiter, über den Großmars hinaus und bis zum Masttop, dort klammerte er sich lange fest und wagte nicht, aus dieser Höhe von hundertvierzig Fuß hinabzublicken.

Nach mehrwöchiger Fahrt hatte der Geleitzug Madeira erreicht; dort lag er seit einigen Tagen vor Anker, um Proviant aufzunehmen und auf neue Befehle des Commodore zu warten. Für John war es eine Zeit unverminderter Plage und Bedrückung gewesen. Die Sucht der Seeleute, andere zu verhöhnen, um Abwechslung in ihr eintöniges Leben zu bringen, wurde hier noch gereizt, weil sie in John eine wehrlose Zielscheibe fanden, einen Mann, den man ungestraft hänseln und verulken konnte; und Newtons mürrisches Wesen war nicht dazu angetan, eine versöhnliche Stimmung herbeizuführen.

Er hörte über sich einen kurzen Wortwechsel, und dann kamen Schritte die Treppe herunter. John blieb mit geschlossenen Augen liegen, auch als der Eindringling näher kam und vor ihm stehenblieb.

»Zeit, daß Sie aufstehen, Newton.« Es war Miles Cleaver. Er sprach in gutmütig-rauhem Ton, aber John reagierte nicht. »Los«, sagte Cleaver, »ich weiß doch, daß Sie nicht schlafen. Sie sind nie gern früh aufgestanden, darin haben Sie sich nicht geändert. Los jetzt, ich habe keine Zeit zum Vertrödeln.«

»Geh weg, Miles.« Durch den vertraulichen Ton wollte sich John für die anmaßende Autorität des andern rächen. Zum mindesten sollte Cleaver, der ihn zur Freigeisterei und zur Philosophie geführt hatte, nicht meinen, er ließe sich durch die äußeren Umstände einschüchtern. »Du hast genug andere zum Schikanieren. Kannst du mich da nicht in Ruhe lassen?«

Einen Augenblick herrschte Stille, und John dachte schon, er habe sein Ziel erreicht. Als Miles wieder anfang, war die Gutmütigkeit aus seiner Stimme verschwunden.

»Ein Philosoph sind Sie noch immer nicht, Newton. Sie lernen es nie.«

Sein Messer durchschnitt die Schnur am Fußende der Hängematte, und John krachte mit ihr auf den Boden.

»So, jetzt sehen Sie vielleicht, daß es mir Ernst ist«, fuhr Cleaver fort. »Zu dumm, daß Sie immer Beweise brauchen. Und jetzt machen Sie, daß Sie an Deck kommen, bevor ich gezwungen bin, höheren Orts Meldung zu machen.«

John erhob sich, kochend vor Wut, aber machtlos, und griff

nach der Decke, um seinen Rücken mit den beschämenden Narben vor den gefühllosen Augen des anderen zu verbergen. Cleaver wandte sich mit einer schroffen Bewegung ab und ging an Deck, und John, wieder einmal an seine elende Lage erinnert, fuhr in die Kleider und folgte ihm nach.

Als er an Deck kam und einen Augenblick stehenblieb, halb in Erwartung eines Verweises oder einer Strafarbeit für seine Verspätung, bemerkte er plötzlich, daß längsseits ein Jolle lag und daß Joe Hogg, einer der anderen Matrosen, sein Gepäck hineinwarf.

»Wo fährst du hin?« fragte er und hielt ihn am Arm fest, als der andere an ihm vorbeilief, um den Rest seiner Sachen aus dem Logis zu holen.

»Zu dem Guineaschiff da. Zwei von seinen Leuten für zwei von uns. Befehl vom Commodore. Glück, gehabt, wie?«

John blickte um sich. Mittschiffs standen Leutnant Rubin und Leutnant Bowser. Ein zweiter Austauschmann für das Guineaschiff war nirgendwo zu sehen.

»Warte«, rief er dem Jollenführer mit heiserer Stimme zu, »warte – nur zehn Minuten«, und lief zu den Leutnants. Weder Stolz noch Trotz noch stoische Gelassenheit spielten jetzt noch eine Rolle, und irgendwie schien das verzweifelt sehnsüchtige Verlangen seiner Seele die Gleichgültigkeit und Abneigung der Offiziere zu besiegen.

»Leutnant Rubin, Sir, Leutnant Bowser, ich habe eine Bitte. Es werden zwei Männer für das andere Schiff gebraucht. Lassen Sie mich mit. Legen Sie ein Wort für mich ein beim Kapitän.« Er zögerte und setzte alle Hoffnung darauf, die beiden durch ein wirkames Argument zu überzeugen. »Für Sie bedeutet es nichts, für mich alles. Ich bitte Sie, überlegen Sie, versetzen Sie sich in meine Lage.«

Rubin sah erst ihn, dann Bowser an. Er hatte keinen Anlaß gehabt, für John Sympathiegefühle zu entwickeln, aber Stand und Standesehre bedeuteten ihm viel, und er bedauerte wie einige der anderen Offiziere, daß das Ansehen seines eigenen Standes durch die Züchtigung Newtons vor den gewöhnlichen Matrosen beeinträchtigt worden war.

»Eigentlich egal, ob er oder ein anderer?« Mehr sagte er nicht. Die beiden entfernten sich mit würdevollen Schritten, und John blieb wie gebannt stehen, zwischen Furcht und Hoffnung hin und her schwankend. Er hatte nicht gesehen, daß der Kapitän auf dem Achterdeck stand, aber als sein Blick den beiden Offizieren folgte, versuchte er, aus der gegenseitigen Begrüßung, den Gesten und der Haltung während ihrer ernstesten Unterredung zu erraten, wie sein Schicksal sich entscheiden würde.

Es war schnell geschehen. Rubin kam zurück und ließ ihn nicht im ungewissen.

»Der Kapitän hat eingewilligt«, sagte er, ein wenig im Bewußtsein seines eigenen Großmuts, denn er hatte sich sehr eingesetzt. »Er wird Ihnen umgehend den Entlassungsschein schicken. Seien Sie in zehn Minuten fertig.«

»Schon eher, Sir«, sagte John und fand Worte, seinen Dank auszudrücken; es war das erste Mal seit vielen Wochen, daß er solche Worte brauchte. Aus Angst, die Jolle könne ohne ihn davonfahren, blieb er nur wenige Minuten unten und griff nur das von seinen Sachen, was ihm ohne Suchen in die Hände kam. Noch bevor die schriftliche Entlassung kam, saß er schon im Boot des Schiffes, das nach Guinea fuhr.

Was für Gedanken Philipp Cartaret bewegten, als er sah, wie das kleine Fahrzeug seinen Unruhestifter forttrug, blieb für John ein Rätsel.

Seine eigenen Gedanken bei der kurzen Überfahrt zu dem neuen Schiff waren überraschend klar. Die stumpfe Lethargie, die so lange auf ihm gelastet hatte, schien durch den Strom der Erleichterung bis auf den letzten Rest hinweggespült zu sein. Er war frei, so plötzlich und so unerwartet, daß der Anblick dieser Freiheit jede Mäßigung und jede nüchterne Betrachtung ausschloß; befreit von dem Schauplatz seiner Haft und Schande, befreit von den Genossen seines Glücks und seines Elends, nicht mehr jeder Laune, jeder Bosheit der anderen ausgeliefert, von der allgemeinen harten Disziplin befreit, gegen die er sich so aufgelehnt hatte, frei von dem Schreckgespenst eines jahrelangen Fernseins, frei für die kürzere Fahrt, die er erstrebte.

Noch einmal flüchtig, blickte er zurück zur *Harwich*, dann wanderte sein Blick zur *Pegasus* und glitt mit liebevoller Kennerschaft über Rumpf und Masten. Eine Brigg, kaum größer als das Schiff auf seiner letzten Fahrt im Mittelmeer; die Besatzung, schätzte er, würde fünfundzwanzig Mann betragen. Nach dem überfüllten Logis des Kriegsschiffes würde man also reichlich Platz haben. Und an Bord war keine Seele, die ihn kannte. Abgesehen von Hogg hier neben ihm – einem gutmütigen Kumpan, still und harmlos – war er ganz und gar von der Vergangenheit befreit. Frei – der Gedanke ließ sein Hochgefühl von neuem steigen. Jetzt war er wahrhaft frei, ungehemmt konnte er nun tun, was ihm beliebte. Shaftesbury sollte sich wundern, wie wörtlich er seine Anweisungen über die Tugend, die jeder selbst entdecken müsse, jetzt zu nehmen gedachte. Wie gut, daß Cleaver ihn aufgeklärt hatte. Und überhaupt – wie dankbar mußte er dem Schicksal sein für diesen arroganten Menschen. Aus Arroganz hatte er die Stricke seiner Hängematte durchgeschnitten! Wie doch eins ins andre griff, dachte John mit einem Schauer des Entzückens. Er blickte auf das schmale Kleiderbündel neben sich und las den Titel seines Buches, des einzigen, das er in der Eile erwischt hatte. Der Euklid von Barrow! In einem Bücherstand in Portsmouth hatte er das Buch gesehen, kurz vor der Abfahrt der *Harwich*, und bei seiner üblichen Wißbegierde beschlossen, es zu studieren. Das also war das einzige von seinen Büchern, was er noch besaß. Nicht gerade das, was er sich ausgesucht hätte. Seinen Shakespeare, Milton, Shaftesbury, Voltaire, alles hatte er zurückgelassen. Wenn schon – den Glanz des Augenblicks und der verheißungsvollen Zukunft konnte nichts trüben. Und wer weiß – selbst Euklid konnte ihm eines Tages noch nützlich sein.

Guy James Penrose, Kapitän der Guinea-Brigg *Pegasus*, stand auf dem Achterdeck, als die Männer an Bord kletterten. John merkte, daß er beobachtet wurde, und bedauerte, daß er das Schiff nicht in seiner einstigen Fähnrichs-Uniform, sondern als einfacher Matrose betrat, aber dieses ohnehin nur flüchtige Bedauern konnte seine gehobene Stimmung nicht beeinträchtigen. Ein Maat überbrachte dem Kapitän die Zeugnisse, der sie ohne großes Interesse durchsah. Er war ärgerlich wegen des Verlustes der beiden Leute, die er an die *Harwich* hatte abgeben müssen. Im allgemeinen zwar bedeutete diese Einrichtung eine Erleichterung. Unbotmäßige Matrosen konnte man durch die Drohung, man werde sie bei der nächsten Gelegenheit auf ein Kriegsschiff abschieben, im Zaum halten. Wenn eine Abgabe von Leuten befohlen wurde, konnte man Unruhestifter auf bequeme Weise loswerden. Diesmal jedoch hatte der Commodore vor allem die Bedürfnisse der *Harwich* beachtet und der *Pegasus* zwei ihrer besten Leute weggenommen, darunter einen Schiffszimmermann, bei der bevorstehenden monatelangen Seefahrt ein spürbarer Verlust. Gewiß, es war Krieg, und die Marine ging vor, aber Penrose empfand den Eingriff als rücksichtslos und als abträglich für seine Würde als Kapitän. Auch fürchtete er, es würde einen schlechten Eindruck auf seinen Passagier, Mr. Clow, machen, der ein Viertel der Eigentumsanteile des Schiffes erworben hatte und jetzt mit nach Afrika zurückfuhr.

»Schicken Sie mir die Männer her, Mr. Bates.«

»Aye, Sir.«

»John Newton.«

Kapitän Penrose blickte auf und sah einen hageren, aber handfesten Seemann vor sich stehen. »Newton? Einen Newton habe ich auf einer Fahrt im Mittelmeer getroffen, vor Jahren, Kapitän Newton. Ich nehme kaum an, daß Sie mit ihm verwandt sind.«

»Das ist mein Vater, Sir.«

Daß sein neuer Mann der Sohn eines Bekannten und außerdem ein tüchtiger Seemann war, freute den Kapitän, und er war bereit, John zu helfen und über das, was zu seiner Degradierung geführt hatte, hinwegzusehen. Aber dieses gute Einvernehmen sollte nicht von langer Dauer sein.

Auch John war über die Beziehung, die sich ergeben hatte, zunächst erfreut, vor allem deshalb, weil sie eine milde und nachsichtige Behandlung versprach. Aber seine jüngsten Erfahrungen hatten ihn gegen Freundlichkeit mißtrauisch gemacht.

Weit mehr wurde Johns Verhalten dadurch bestimmt, daß er großen Anklang bei der Mannschaft fand, was ihm bisher noch nie passiert war. Jetzt kam er zum erstenmal in eine Gruppe neuer Menschen, die unbekümmert in den Tag hineinlebten, von keinerlei Skrupeln behindert wurden. John, dem die Worte schon immer leicht aus dem Mund geflossen waren, brachte eine neue Würze in die Gespräche in der Mannschaftsmesse; alles Unheilige, was sich seit seiner Kindheit angestaut hatte, brach nun ungehemmt aus ihm hervor.

Jetzt, wo es Gott und die Furcht vor Gott nicht mehr gab, fand John ein unbändiges Verlangen darin, seine Unabhängigkeit offen an den Tag zu legen und sich in Lästerreden zu ergehen. Sein Gedächtnis war angefüllt mit Bibelversen, Katechismusfragen, Kirchenliedern; jetzt amüsierte er sich damit, auf die Sätze, die ihn einst mit Furcht erfüllt hatten, Parodien zu machen. Bald wurde er gewahr, daß seine losgelassene Zunge bei seinen gottlosen Kameraden Bewunderung hervorrief. Da er sich überdies als tüchtiger Seemann erwies, vor keiner Kühnheit zurückschreckte und unerschöpflich war im Ersinnen und Anstiften irgendwelcher Seitensprünge, wurde er bald ihr unbestrittener Anführer. Dabei konnte es nicht ausbleiben, daß er die Aufmerksamkeit der oberen auf sich zog und ihren Argwohn weckte, sowohl beim Kapitän wie vor allem bei Josiah Blunt, dem ersten Offizier, der ein strenger Vorgesetzter war. Kapitän Penrose kannte Kapitän Newton als einen strengen und förmlichen Menschen; so wunderte es ihn nicht, daß der Sohn sich jetzt austobte. Als aber nach einem Wettrinken, das John angestiftet hatte, der junge Hogg tagelang mit Fieber in der Krankenstube lag, und es zu einer Schlägerei kam, bei der die halbe Mannschaft Verletzungen davontrug, erteilte er dem Rädelsführer Newton einen scharfen Verweis und verdonnerte ihn für eine Woche zu doppeltem Dienst. Blunt drang sogar darauf, ihn in Ketten zu legen. Aber da die *Pegasus* ohnehin zu wenig Leute hatte, von

denen überdies ein Teil durch Krankheit ausfiel, und täglich neue Sklaven an Bord kamen, fand der Kapitän es weder klug noch praktisch, einen Weißen einzusperren, besonders wenn er kräftig und gesund und bei den anderen beliebt war. Auch Mr. Clow riet davon ab.

Amos Clow war der einzige auf dem ganzen Schiff, der John von Anfang an einige Achtung abgenötigt hatte. Groß und robust wie ein Faß, mit rotem, zerfurchtem Gesicht und harten, berechnenden Augen, doppelt so alt wie John, war er nach übertreibenden Gerüchten auf dem Vorderdeck offenbar ein Liebling Fortunas. Aus kleinsten Verhältnissen stammend, hieß es – und tatsächlich verriet seine Art zu sprechen keine Bildung – habe er sich zu einem Herrscher emporgearbeitet und residiere weiter unten an der Küste wie ein Sultan aus Tausendundeiner Nacht.

Während die *Pegasus* ihrem vielgewundenen Kurs an den Kanarischen Inseln vorüber und längs der Küste von Guinea bis nach Gambia folgte, wurde John in die besonderen Geschäftspraktiken des Menschenhandels eingeweiht. Mit dem eigentlichen Kauf der Sklaven hatten die Matrosen nichts zu tun. Manchmal wurden einige an Bord gebracht; in anderen Fällen ging der Kapitän an Land, um Sklaven zu besichtigen, die ihm von anderen Schwarzen, meist jedoch von weißen Händlern oder Mischlingen, zum Kauf angeboten wurden.

Bei der ersten dieser Fahrten ruderte John mit sieben anderen den Leichter, der den Kapitän und Clow an Land brachte. Die Hälfte der Ruderer blieb beim Boot. John und die restlichen drei trugen ein Fäßchen Branntwein, einige Kisten Schießpulver und einen Ballen Stoff zu dem nahegelegenen Dorfplatz. Dort setzten sie die Sachen ab, traten zurück und beobachteten die weiteren Vorgänge.

Die neuen Eindrücke stürzten so verwirrend auf John ein, daß er sie zunächst kaum aufnehmen konnte: die Sklaven – sieben Männer, vier Knaben und fünf Frauen – standen mitten auf dem Platz, nackt und gefesselt, fremdartige, wilde Kreaturen mit resignierten oder verängstigten Gesichtern; der Häuptling, der sie zum Verkauf bot, pries ihre Vorzüge, und Clow verdolmetschte lakonisch seinen Redeschwall. Begierig hörte John zu. Mit Hilfe

seiner wenigen spanischen, französischen und italienischen Kenntnisse versuchte er, einzelne Worte, wenn sie öfters vorkamen und von Gesten erhellt wurden, zu erraten und sich einzuprägen. Die Tauschobjekte wurden mit viel Palaver ausgehandelt. John merkte sich die Preise und besah jeden Sklaven, um herauszufinden, nach welchen Gesichtspunkten der Wert eingeschätzt wurde. Zuerst hatte er die Gruppe nur als Ganzes betrachtet, angesichts ihrer Fesseln von einem flüchtigen Mitleid gestreift, wie beim Anblick eines angeketteten Hundes. Jetzt musterte er jeden einzelnen und versuchte, ihn nicht so zu sehen wie der Kapitän, sondern mit den Händleraugen Clows, dem er nacheifern wollte.

»Die nicht«, sagte Clow nach einer kurzen abfälligen Bemerkung, gegen die der Häuptling gleich mit einem wilden Schwall von Worten und Gebärden protestierte. »Langbrüstig. Wird in Antiguna schlecht bezahlt. Langbrüstige Frauen nehme ich höchstens zum Auffüllen. Die nächste da, die lohnt –«

Clows Stimme hatte einen sonderbaren, neuen Unterton bekommen, und John ließ den Blick von der ersten Sklavin mit dem Körperfehler zu der nächsten gleiten. Sie war jünger und schlanker als die anderen; zart und geschmeidig stieg der Hals aus dem bronzeglatten, makellosen Körper. Plötzlich wurde Newton bewußt, daß diese Tauschobjekte Frauen waren, und es kam ihm seltsam vor, daß er das jetzt erst merkte.

Die flüchtigen Bedenken, die John an diesem Tage beim Anblick weiblicher Sklaven verspürt hatte, schwanden bald dahin, je mehr er sich daran gewöhnte. Als die *Pegasus* weiter die Küste entlang segelte, traf sie auf andere Schiffe, die ebenfalls auf Sklavenjagd gingen. Es herrschte eine scharfe Konkurrenz, und wenn die Boote, gewöhnlich unter Führung eines Deckoffiziers, an Land geschickt wurden und die Flußmündungen hinauf-fuhren, warteten ihrer unberechenbare Schwierigkeiten und Gefahren: tropische Regengüsse, fremdartige Reptilien und Insekten, Überfälle durch wuterfüllte Eingeborene, die sich für vorausgegangene Einbrüche anderer Sklavenjäger rächten. Selten kehrte eine Mannschaft ohne Kranke oder Verwundete zurück.

Auf der *Pegasus* wurden die Frauen von den Knaben und Männern getrennt gehalten – wenigstens von den schwarzen Männern. Die Matrosen aber, die dazu kommandiert waren, die Sklaven jeden Tag an Deck zu bringen, zu rasieren und mit Öl einzureiben und dadurch ihren Marktwert möglichst hoch zu halten, fanden reichliche Gelegenheit, ihre Anschläge durchzuführen. Die Opfer wurden ausersehen, sobald ein neuer Sklaventrupp an Bord kam.

Unter den Schiffskapitänen gab es, wie John aus umlaufenden Gerüchten wußte, einige wenige, die das Verhalten ihrer Mannschaft überwachten und sie in strenger Zucht hielten. Kapitän Penrose gehörte nicht zu dieser Minderheit. So kannten die Matrosen keine Schonung. Sie betrachteten die schwarzen Frauen als Freiwild, und jeder nahm sich, was er wollte, nicht selten mit Gewalt. Verschiedene Matrosen, die besonders brutal waren, wurden ausgepeitscht – nicht wegen ihrer sittlichen Verworfenheit, sondern weil sie »Frachtgut« entwertet hatten.

»Frachtgut!« sagte John empört. »Ihr redet so, wie wenn es Tiere wären.«

»Sind sie das etwa nicht?« erwiderte Hugh Black, der Bootsmannsmaat, gereizt.

Da Clow noch an Bord war – er sorgte dafür, daß das Schiff, in das er sein Geld investiert hatte, voll beladen wurde –, und da die Bootsfahrten beschwerlich und gefährlich waren, überließ Kapitän Penrose die Leitung dieser Expedition mit Freuden dem Händler und seinem ersten Offizier. Als das Schiff jedoch die Benanoes erreichte, lud Clow den Kommandanten des Schiffes ein, mit ihm für ein paar Tage dorthin zu fahren und seine Niederlassung zu besuchen. Das Beiboot wurde flott gemacht, und John ergriff das Ruder in der freudigen Erwartung, seine Neugier nun endlich befriedigen zu können.

Als sie in einen kleinen natürlichen Hafen eingefahren waren und den Landeplatz schon sehen konnten, wurden sie von einem kleinen Boot angerufen. »Der Gelbe Jim«, erklärte Clow dem Kapitän. »Bringt Ihnen Sklaven, wie es scheint.«

Das Boot kam längsseits. Darin saßen der Mulatte, den Clow erkannt hatte, zwei schwarze Ruderer und zwei Sklaven – ein

vierzehnjähriger Junge und eine auffallend schöne, etwas ältere Frau, die seine Schwester war. Der Vater der beiden und der Mann der jungen Frau seien in einer Stammesfehde getötet worden, erläuterte der »Gelbe Jim«, um zu bezeugen, daß er das Recht habe, die beiden jungen Menschen zu verkaufen.

Die Boote schaukelten nebeneinander auf dem Wasser, während Clow und Penrose die Verhandlungen führten. Es war ein guter Kauf. Der Preis wurde abgemacht, das Feilschen verstummte. Penrose ließ den Blick mißtrauisch über seine Mannschaft gleiten, bis er zu Newton gelangte. Seine Abneigung gegen diesen selbstbewußten Grünschnabel hatte in der letzten Zeit noch zugenommen; der Bursche tat so wenig Arbeit, wie er nur konnte, und auch die nur widerwillig. Aber immerhin, ehrlich war er. Bei all den kleinen Klauereien, die auf dem Schiff und bei den Landfahrten ständig vorkamen, gegen John waren nie Klagen laut geworden. Und er verstand, sich durchzusetzen.

»Sie, Newton!«

»Aye, Sir.« John ahnte, was jetzt kam, und seine Miene strafte die Bereitwilligkeit in seinen Worten Lügen.

»Fahren Sie mit dem ›Gelben Jim‹ zum Schiff zurück. Und zahlen Sie ihn aus. Der Zahlmeister wird Ihnen die Waren herausgeben. Und passen Sie auf diese zwei besonders auf – sie sind teuer. Ich gebe sie in Ihre ganz besondere Fürsorge. Dougall, Sie übernehmen Newtons Ruder. Fein, Mr. Clow, wir brauchen unsere Ausflüge nicht zu unterbrechen.«

Als John sich wortlos in das kleine Boot hinüberschwang, stand auf seinem Gesicht zu lesen, daß er das alles andere als fein fand. Seit langem hatte er auf diesen Tag gewartet, endlich hatte er eine Gelegenheit kommen sehen, mit Clow zu sprechen. Und nun wurde ausgerechnet er zurückgeschickt, konnte auf dem Schiff sitzen und in den Mond gucken.

Die beiden Schwarzen ruderten mit stoischer Ruhe und trieben das Boot, obwohl es nicht für die offene See gemacht war, geschickt und sicher voran. Von der jungen Frau und ihrem Bruder, die ganz hinten kauerten, kam kein Laut.

Die Abwicklung des Geschäfts an Bord war bald erledigt. Der »Gelbe Jim« verließ das Schiff, das Boot entschwand auf den kur-

zen Wellen tanzend landeinwärts. John war mit seinen Schutzbefohlenen allein. Der diensthabende Zweite Offizier ließ John, da die halbe Mannschaft sich an Land befand und ihm die Oberaufsicht über 160 Sklaven oblag, bei seinem Tun völlig freie Hand.

John zögerte einen Augenblick, ehe er das Seil, mit dem die beiden aneinander gebunden waren, losmachte. Es widerstrebte ihm, die Frau mit unter Deck zu nehmen und sie mit ansehen zu lassen, wie er ihren Bruder zu den anderen Negerjungen sperrte und ihn ankettete. Den Jungen in den Frauenraum mitzunehmen, schien John noch weniger angebracht. Er konnte aber keinen der beiden an Deck allein lassen, außer wenn er ihn an einem Ringbolzen festband. Schon hatte er den Mund geöffnet, um nach einem anderen zu rufen, der ihm helfen könnte; aber in einem plötzlichen Entschluß machte er ihn wieder zu.

Auf dem Achterdeck waren drei Kabinen leer. Er trieb seine Schützlinge vor sich her, führte die Frau in die erste, welche Blunt gehörte, und knotete das Seil an einem Griff an dessen großer Seemannskiste fest. Dann nahm er den Jungen mit nach unten, legte ihm Hand- und Fußfesseln an und sah die anderen scharf an, ob auch nichts Ungehöriges im Gange sei. Dann blickte er noch einmal seinen Häftling an, sagte die Sherbro-Worte für »zu Essen und zu Trinken bringen« und wandte sich mit einem Ruck von dannen.

Die Frau saß in der Kabine auf der Seemannskiste und rührte sich nicht, als er eintrat. Als er ihr befahl aufzustehen, gehorchte sie, und er sah, daß sie weinte. Während seine Hände an dem Seil hantierten und den Knoten lösten, berührten sie ihren Körper. Sie zuckte leicht zusammen, und es schien ihm, daß in diesem Schauder weder Ekel noch Haß lagen. Die Tränen und der Schauder machten plötzlich aus dem lästigen Schützling ein weibliches Wesen, auch er war mit einem Mal verändert, nicht mehr der gereizte junge Bursche, sondern ein Mann, dessen Triebverlangen unerwartete Erfüllung vor sich sah. Der Kapitän, dachte er ein paar Minuten später, als er wieder denken konnte, würde zweifelsohne diese Art Behandlung nicht unbedingt zu dem rechnen, was er ihm als »besondere Fürsorge« befohlen hatte.

Zwei Tage später kehrte das Boot zurück. Die Männer schilderten begeistert die prachtvolle Aufmachung von Clows Wohnsitz und erzählten phantastische Geschichten über die Hausfrau. Clow habe vor, hieß es, nach Plantana überzusiedeln. Die üppigen Genüsse seiner Tafel und selbst das Essen, das die Matrosen bekommen hatten, ließ den auf dem Schiff gebliebenen Kameraden das Wasser im Munde zusammenlaufen. Die Zurückgekehrten beschrieben weiterhin die Vorräte, die sie für den Tisch des Kapitäns an Bord gebracht hatten – Frischgeflügel, Früchte, Wein. Auch dies trug nicht dazu bei, in der Mannschaftsmesse Zufriedenheit zu verbreiten, als dort zum drittenmal in dieser Woche ein finsternes, nur entfernt nach Fleisch schmeckendes Gebruzzel aus trockenen Bohnen auf den Tisch kam. John sah es, stand auf und ging raus.

»Sie sind ein vielbegabter junger Mann, wie ich höre.« An dem schleppenden Tonfall erkannte man, daß es Amos Clow war, und John, der am Schanzkleid lehnte und sich die Stirn wischte, nachdem er die Sklaven nach der Abendwäsche wieder unter Deck gebracht hatte, hob überrascht den Kopf und sah, daß Clow vor ihm stand und ihn ironisch anblickte. Auf diese Gelegenheit hatte John gelauert, und er versuchte, seine Gedanken zu sammeln für dieses überaus wichtige Gespräch.

Da tauchte Joe Hogg auf.

»Empfehlung von Mr. Blunt, Sir, und ein Boot läge längsseits, das Sie sprechen möchte, Sir.«

Clow machte kurzum kehrt und ging ohne weitere Worte weg, und John nahm sich vor, am nächsten Tag auf eine andere Gelegenheit zu warten. Die geschäftlichen Unternehmungen des Schiffes standen kurz vor ihrem Abschluß. Es war nach Plantana gesegelt, und Clow hatte die Sachen, die er in England für sein neues Reich gekauft hatte, dort an Land bringen lassen. Auch die vorgesehene Zahl von Sklaven war erreicht, und der Kapitän wollte möglichst bald die Weiterreise nach Westindien antreten.

Weder am nächsten noch am übernächsten Tag bot sich die von John erhoffte Gelegenheit. Am vierten Tag trat ein unvorhergesehenes Ereignis ein, während Clow noch an Land war: Kapitän Penrose, der am Abend mit Fieber auf das Schiff zurückgekehrt

war, starb sechsunddreißig Stunden später an einer undefinierbaren Krankheit.

Sein plötzliches Ende wirkte auf die Mannschaft recht ernüchternd. Der Tod an sich war für sie nichts Fremdes; zwei aus ihren eigenen Reihen und sieben Sklaven waren auf der jetzigen Fahrt gestorben, an Tropenfieber und an Ruhr. Aber an dem Kapitän, auch wenn er einem weder Achtung noch viel Sympathie hatte einflößen können, hatte man einen ruhigen und angenehmen Chef gehabt.

Für John hatte der Tod von Kapitän Penrose nicht viel Gewicht, wohl aber die Tatsache, daß Blunt nun sein Nachfolger wurde. Der Kapitän hatte aufgehört zu sein. In Johns Augen war er eine unbedeutende Persönlichkeit gewesen; die Welt und vor allem er, John, konnten den Verlust leicht ertragen. Daß er aber auf der Weiterfahrt unter der Befehlsgewalt von Josiah Blunt stehen würde, das gefiel ihm wenig, ja, es konnte ihm sogar gefährlich werden. Auf Grund von einzelnen Bemerkungen der anderen Matrosen und bei der finsternen Art, wie der neue Kapitän ihn anzusehen pflegte, schien es ihm so gut wie sicher, daß dieser, sobald die schwierige Passage überstanden und die Sklaven in Westindien ausgeladen waren, sich des unbequemen Rädelsführers entledigen und ihn kaltlächelnd dem ersten Kriegsschiff übergeben würde, das man traf. Und das war schlimmer als der Tod.

Das Leichenbegängnis für Kapitän Penrose fand unter seemännischen Ehrungen an Land statt; die ganze Schiffsmannschaft nahm daran teil außerdem die Kapitäne und Matrosen zweier anderer Handelsschiffe und einige weiße Händler aus der näheren Umgebung. Clow kehrte nach den Trauerzeremonien an Bord zurück, und während das Schiff an der Küste hinauf nach den Benanos segelte, führte er Besprechungen mit Blunt. Vergeblich lauerte John auf eine zufällige Begegnung. Schließlich nahm er die Sache selber in die Hand und ging am späten Abend in Clows Kabine.

Clow blickte auf, es war nicht zu erkennen, ob der Besuch ihn überraschte oder nicht. Er verstand es, bei allen Dingen eine undurchsichtige Miene zu bewahren. Dies hatte ihn schon mehr-

mals vor dem Tod bewahrt und trug viel dazu bei, daß er bei den Geschäften mit den Eingeborenen so erfolgreich war.

Vor sich hatte er zwei aufeinander gestellte Kisten, die ihm als Schreibtisch dienten. Er lehnte sich zurück und betrachtete den offenbar recht zielbewußten jungen Seemann mit Wohlwollen.

Clow hörte ihn bis zu Ende an, ohne seine Miene zu verändern. Für sein sich ausdehnendes Geschäft brauchte er eine tüchtige Hilfskraft, auch für den geplanten Hausbau. Und dieser Zwanzigjährige war ein gesunder, intelligenter Bursche und so erpicht oder geldlich so uninteressiert, daß er von geschäftlichen Bedingungen gar nicht redete. Verlieren konnte Clow bei einem solchen Handel nichts, vielleicht aber viel gewinnen. Und auf jeden Fall war es eine Wohltat, wenn man einen Weißen um sich hatte, mit dem man sich unterhalten konnte, einen amüsanten Kameraden, über den man aber dennoch ganz verfügen konnte.

»Sie sind auf einmal sehr viel arbeitslustiger als bisher auf dem Schiff, wie mir scheint. Und statt nach England, wollen Sie in diesem miserablen Klima bleiben«, sagte er, um die Lage zu sondieren. »Na los, sagen Sie es schon, was beabsichtigen Sie eigentlich?«

Verlegen, aber offen, berichtete ihm John, wie die Dinge standen.

»Sir, ich glaube kaum, daß ich auf der *Pegasus* nach England zurückkäme. Kapitän Blunt hat nichts für mich übrig, und ich zweifle sehr, daß er mich im Dienst behalten wird, wenn er Gelegenheit findet, mich anderswohin zu versetzen.« Clow nickte. Er war der gleichen Ansicht. »Und das will ich auf jeden Fall vermeiden, lieber lasse ich mich umbringen. Und außerdem, Sir, als Matrose sehe ich keine Zukunftsmöglichkeiten. Hier im Küstenhandel gibt es sicher welche. Ich verspreche Ihnen, Sie werden Ihren Entschluß nicht zu bereuen brauchen. Nehmen Sie mich wenigstens auf Probe, Sir, damit ich zeigen kann, daß ich Ihnen nützlich bin.«

»Sie scheinen überzeugt zu sein, daß ich den Kapitän dazu bestimmen kann, Sie zu entlassen.«

John sah dem Händler so offen in die Augen, daß der Verdacht, die Schmeichelei in seinen nächsten Worten sei erlogen, sofort dahinschwand.

»Sir, wenn ich mir ein Urteil erlauben darf, es gibt wenig Dinge, die Sie nicht machen können, wenn Sie es drauf anlegen.«

Clow stieß einen kurzen Laut aus, halb Brummen und halb Lachen.

»Na gut, in dem Fall dürfen Sie es als abgemacht betrachten.«

John ging hinauf, trat seine Wache an und stellte optimistische Berechnungen darüber an, wie lange es dauern würde, bis er soviel Geld zusammen hätte, daß er nach England fahren und um Marys Hand anhalten konnte.

Er erfuhr nie, mit welchen Mitteln Clow erreicht hatte, daß der ehemalige Erste Offizier ihn freigab, ob durch Überredung oder durch das Gewicht seiner Stellung. Als Blunt ihn verabschiedete, lag in seinen Worten nichts von Wohlwollen.

»Hier«, sagte er barsch und schob ihm den unterschriebenen Entlassungsschein hin. »Sold bekommen Sie keinen. Hier haben Sie einen Wechsel auf die Schiffseigentümer in London für die Zeit, die Sie bei uns in Dienst gewesen sind, und im übrigen kann ich Ihnen sagen, ich bedaure nicht, daß Sie von hier verschwinden. Ein undankbarer Rotzbengel und ein schlechter Einfluß für die Männer. Wenn Sie sich nicht bessern, wird Mr. Clow kurzen Prozeß mit Ihnen machen. Sie können gehen.«

»Danke, Sir.« Mehr verärgert als beschämt begab sich John ins Logis und führte den Männern eine glänzend gelungene Nachahmung von Blunts Moralpredigt vor. Danach raffte er sein kärgliches Gepäck zusammen und schwang sich in das Boot, das schon bereit lag, Clow und ihn an Land zu bringen.

Und wer ist das?« Die Worte wurden mit der gleichen klaren Stimme gesprochen, die soeben Clow begrüßt hatte, aber man meinte jetzt etwas wie einen Zischlaut zu vernehmen – lag es in den Worten oder im Ton? –, das ein leises unheimliches Gefühl hervorrief. Von der Fülle neuartiger Eindrücke bestürmt, war John einen Schritt zurückgetreten. Nach außen gelassen, wie gleichgültig, beobachtete er mit gespanntem Interesse, wie Clow die Herrin seines Hauses begrüßte.

Also das war P. J., von der die Matrosen so viel erzählt hatten. Tochter eines kleinen Königs, habe sie Clow einmal das Leben gerettet, am Anfang seiner mittellosen Karriere, als er einem Trupp ihrer Stammeskrieger in die Hände gefallen sei, der sich an einem Weißen habe rächen wollen für die vorhergegangenen Gewalttaten eines anderen europäischen Händlers. Dann sei er des Königs Schwiegersohn geworden, und seitdem genieße er bei seinen Handelsgeschäften mit den umwohnenden Stämmen besondere Vorrechte. Soviel hatte John schon gehört und ferner, daß Clow, so wenig er sich sonstwo zurückhielt, nie eine andere Frau, auch nicht als Konkubine, in sein Haus gebracht habe, die P. J.'s Alleinherrschaft hätte in Frage stellen können. Kunstvoll zurechtgemacht, in einem aus England stammenden losen Hauskleid aus grünem Musselin mit Spitzenbesatz an dem weiten Halsausschnitt und den fließenden Ärmeln, in der feingliedrigen schwarzen Hand einen Elfenbeinfächer mit großen Federn und an den Füßen rosettengeschmückte europäische Halbschuhe, gab sie die geschmeidige Grazie und das Gleichmaß ihrer ebenholzschwarzen Schönheit nur verhüllt zu erkennen. Aber dennoch konnte keinem scharfsichtigen Beobachter die Charakterstärke, Entschiedenheit und Intelligenz entgehen, die aus den Augen, den vollen, resoluten Lippen und stolzen, sensiblen Nüstern sprach. Und jede Frau hätte aus ihrem geschickten Wechsel zwischen Hochmut und Nachgiebigkeit, zwischen Erregtheit und Sanftmut ersehen und lernen können, wie man über einen Mann wie Clow eine dauernde Herrschaft ausüben kann.

»Meine Liebe, das ist John Newton, er wird hier wohnen und mir beim Bauen helfen und später auch im Geschäft.«

»Du mir nichts gesagt.« Es bestand nun kein Zweifel mehr, daß ihre Stimme einen strengeren Ton bekommen hatte. Sie sah John an, und weder ihr Gesicht noch eine Handbewegung hieß ihn willkommen.

»Ich nicht wissen bis jetzt. Plan ganz plötzlich. Begrüße ihn, meine Liebe.« Clow fiel in den Eingeborenendialekt und legte ihr seinen großen Arm um die aufrechten Schultern. Ihr Gesicht hellte sich auf.

»Guten Tag. Hineingehen«, sagte sie kurz, und John folgte dem seltsamen Paar in die verhältnismäßige Kühle eines von Palmen beschatteten Zimmers, wo ein auf europäische Art sorgfältig hergerichteter Eßtisch stand, für zwei Personen gedeckt.

Der fremde weiße Mann warf offensichtlich ein schwieriges Problem auf. Ihn immer am Tisch zu haben, beeinträchtigte, wie John aus der einsetzenden Zwiesprache erriet, P. J.'s einzigartige Stellung als Mitregentin. Wenn man ihn dagegen mit den Sklaven essen ließ, dann gefährdete man, wie Clow ihr in taktvollem Ton entgegenhielt, das Prestige der Weißen, das man aufrechterhalten mußte. Fürs erste wurde die Frage dadurch gelöst, daß man Newton in einiger Entfernung an einen kleinen Extratisch setzte. Hochbefriedigt und in dem Gefühl, daß das Glück wieder auf seiner Seite sei, verzehrte er dort das beste Mahl, das er seit seiner Abreise aus England erlebt hatte.

Am Weihnachtstag, vor dem Mittagessen, stand John an den Stamm einer Palme gelehnt, seine Pfeife rauchend, und überblickte in ungewohnter Muße die Ergebnisse der zweimonatigen Arbeit. Noch bevor er sich in dem komfortablen, aber baufälligen Wohnbau auf der hügeligen Benanosinsel eingelebt hatte, war der größte Teil des Hausstandes auf dieses langhingestreckte flache Eiland der Plantanagruppe übergesiedelt, zwanzig Meilen südöstlich. In provisorischen Unterkünften wohnend, hatte man das Ende der Regenzeit ausgenutzt, um Clows neues Haus zu errichten. Trotz der rasch einsetzenden Hitze hatte Clow weder sich noch seinem neuen Gehilfen Schonung gegönnt, noch weniger den Schwarzen, die unter ihrem Oberbefehl die schweren Arbeiten verrichten mußten. Entgegen dem Einspruch ihres Mannes hatte P. J. darauf bestanden, nach kurzer Zeit nachzu-

kommen, noch bevor ein angemessenes Obdach fertiggestellt war. Wie John glaubte, hatte sie ihn überwachen wollen. Sie allein konnte tun, was ihr beliebte, und da sie unberechenbar launenhaft und gleichzeitig herrschsüchtig war, wurde die Arbeit durch ihre Anwesenheit nicht gerade erleichtert.

Jetzt waren die Bauten soweit vollendet, daß Clow und Newton in einigen Tagen ihre erste Handelsfahrt starten konnten, den Fluß hinauf. John ließ seinen Blick über das Holzhaus gleiten – eine prunkhafte Imitation der komfortablen Wohnhäuser in England, die seinen Chef wohl in seiner ärmlichen Jugend beeindruckt hatten –, und wie eine Woge überkam ihn die Sehnsucht nach Mary. Vor drei Jahren hatte er die Weihnachtstage in ihrem Elternhaus verbracht. Wie viele Jahre mochten vergehen, bis er wieder in ihrem Hause willkommen geheißen und Weihnachten feiern würde?

Er klopfte seine Pfeife aus und wünschte, er hätte ebenso leicht seine niedergedrückte Stimmung von sich abklopfen können. Was fehlte ihm eigentlich, warum fühlte er sich so bedrückt, wo doch die Zukunft einen so freundlichen Schimmer hatte wie zu keiner anderen Zeit, seit er seine Chance in Jamaika hatte fahren lassen? Ich bin müde, sagte er sich, müde vom ständigen Arbeiten in der schonungslosen Hitze; und außerdem habe ich Hunger. Clow wollte den Weihnachtstag mit einem besonderen Festessen begehen, und John sollte zur Feier des Tages mit ihm zu Tisch sitzen. Über die Art, wie Clow ihn behandelte, konnte sich John nicht beklagen, nur daß seine ungeschickten Versuche die Frage seiner Entlohnung zur Sprache zu bringen, bisher zu keinem bestimmten Ergebnis geführt hatten, sondern nur zu vagen Versprechungen für die spätere Zukunft, wenn er so weit in die Geheimnisse des Handelsverkehrs im Landesinneren eingeweiht sei, daß er diesen gefährlichen Geschäftszweig selbständig übernehmen könne.

Als er schließlich hineingerufen wurde, stand auf dem Eßtisch, appetitlich angerichtet, ein üppiges Festmahl. P. J. hatte ihren Gemahl des öfteren bei Fahrten auf europäischen Schiffen begleitet, war von Kapitänen bewirtet worden und wußte die Gerichte, die ihm besonders schmeckten, mit großem Geschick nachzumachen und zu variieren. Als man sich endlich zu Tisch setzte, war Johns

Appetit verfliegen, aber er zwang sich zu essen und war froh über den guten Wein, denn so konnte er bei den vielen und teilweise absonderlichen Gerichten mithalten, ohne die Hausfrau durch Ablehnung des einen oder anderen Ganges zu kränken. P. J. bemühte sich, liebenswürdig zu sein, aber es fiel ihr schwer, besonders wenn Clow sich in ein Gespräch über England vertiefte. In einem rosa Brokatkleid, mit goldener Halskette und goldenen Armingen, schenkte sie, wie man es sie gelehrt hatte, aus einer Zinnkanne Kaffee ein, dabei ihre unergründlichen dunklen Augen auf den hellhaarigen jungen Weißen heftend, der prahlerische Worte gebrauchte und den Mund verzog, wenn er Geschichten erzählte, so daß ihr Mann über ihn lachte und völlig vergaß, daß sie da war. John hatte wohl schon in den ersten Tagen gemerkt, daß sie ihm nicht geneigt war, aber woraus diese Abneigung entsprang, dafür fehlte ihm der Blick. Selten, sagte er sich enttäuscht und gekränkt, hatte er so ernsthaft versucht, was ihm so wenig zusagte: sich bei anderen beliebt machen. Daß P. J. etwa eifersüchtig sein könne auf sein Verhältnis zu Clow, gerade sie, die sich eine so einzigartige Machtstellung erobert hatte, wie keine andere ihrer Rassegenossinnen, das kam ihm kein einziges Mal in den Sinn.

Der Wein half ihm über das lange Essen hinweg. Als die Mahlzeit beendet war, merkte er, daß er in Gefahr kam, Dummheiten zu machen, aber er trank dennoch weiter, teils weil Clow ihn immer von neuem dazu aufforderte, teils um das sonderbare Krankheitsgefühl zu bekämpfen, das ihn immer wieder überfiel. Clow wollte aus diesem Tag ein besonderes Fest machen – das erste Ziel, den Bau seines Hauses, hatte er erreicht, und nun war er frei, sich anderen Zielen zuzuwenden. Es gefiel ihm, daß er einen Gleichgesinnten zum Mitfeiern hatte. Mehrmals forderte er P. J. auf, sich wie eine englische Lady zu benehmen und die Männer beim Trinken allein zu lassen, und als sie den Vorschlag, der offensichtlich größten Argwohn in ihr erweckte, hartnäckig ablehnte, kümmerte er sich bald nicht mehr darum, daß sie dabei war.

»Eigentlich könnten wir etwas singen«, sagte er. »Sie haben doch eine gute Stimme, Newton. Wie geht doch noch das Lied von Ihnen? ›Das Beste ist gerade gut genug ...‹? Wie heißt der Vers? Los, singen Sie.«

Er fiel an einzelnen Stellen ein, als John das Lied sang und dabei gegen die Hitze- und Kältewellen ankämpfte, die durch seinen Körper gingen.

»Singen wir noch etwas anderes. Können Sie keine Weihnachtslieder? Früher als Kind gehörte ich zu den Weihnachtsängern – am Heiligabend zogen wir von Tür zu Tür und sangen. Die Worte habe ich längst vergessen.«

In der Nacht vorher hatte John lange wachgelegen, gequält von der Sehnsucht nach Mary. Zu seinem Ärger waren ihm wieder Texte von Weihnachtsliedern im Kopf herumgegangen, die sie damals in Chatham gesungen hatten. Um die Erinnerung zu verscheuchen, hatte er auf einige Verse Parodien gedichtet. Eine davon fiel ihm jetzt wieder ein, und er sang sie zum großen Ergötzen von Clow.

Auch auf seine weiteren Witzeleien erntete er lauten Beifall. Gerade hatte er angefangen, die überlegene Weisheit und die praktischen Vorzüge seiner freidenkerischen Einstellung darzulegen, da hatte er auf einmal ein Gefühl, als sei er in Brand geraten. Unsicher stand er auf und blickte sich um, sah, daß da kein Feuer brannte. Er fragte sich verwundert, wie der Mann auf der anderen Seite des Tisches so ruhig dasitzen konnte, fing den böse auf ihn gerichteten Blick von P. J. auf und wandte sich hastig ab.

»Verzeihung, Mr. Clow.« Er hörte die Worte, erkannte aber nicht die Stimme. Dann sah er, wie der Fußboden sich plötzlich hob und auf ihn zugestürzt kam.

Ein endloser Alptraum, er lief hinter Mary her, über sengend-heiße Sandflächen, er holte sie ein, und dann, als sie den Kopf wandte, war es das Gesicht von P. J., das ihn anblickte, dann war er wieder an Deck der *Harwich* festgebunden, wartete auf den ersten Geißelhieb, er spürte nicht, wie er niederfuhr, und doch durchzuckte ihn der gleiche Schmerz, jetzt legte er die Sklavin, die in seinen Armen geweint hatte, in Fesseln, und als er sich am Fuß der Kajütentreppe umblickte, sah er, daß es Mary war, die er gefesselt in der Finsternis zurückließ. Ein Alptraum, unterbrochen von wachen Momenten in brennender Hitze, wo nach endlosem Lechzen nach Wasser – er konnte nicht sagen, ob er danach gerufen hatte oder nicht – einige Tropfen an seine Lippen ge-

bracht wurden, worauf der Brand in seinem Innern noch erstickender aufbrach als vorher.

Als er einmal wieder aufgewacht war, sah er Clow an seinem Lager stehen, jedoch in ziemlicher Entfernung, und an der Tür P. J. Seine Augen brannten so sehr, daß er sie nicht offenhalten konnte, aber an sein Ohr drangen Worte.

»Kann die Fahrt nicht mehr verschieben, zu spät jetzt. Kommt vielleicht durch. Du für ihn sorgen ...?«

Nach diesem Zwischenfall wurde sein Verlangen nach Wasser, schien ihm, überhaupt nicht mehr gestillt, er konnte rufen und rufen – er wußte jetzt, daß er oft rief –, aber keine Menschenseele kam. Sein Durst wurde so unerträglich, daß er sich vom Bett auf den Boden wälzte und zur Tür kroch – stehen konnte er nicht –, aber auf halbem Weg blieb er bewußtlos liegen. Irgendwie wurde er ins Bett zurückbefördert, und einer der Sklaven brachte ihm Wasser. Danach lag er lange in dumpfer Erschöpfung, mit bleiern Gliedern und von tiefschwarzer Nacht umschlossen.

Als er die Augen wieder aufschlug, war seine erste Wahrnehmung die, daß ihn das Fieber verlassen hatte und daß er sich in einer unbekanntenen Umgebung befand. Als das neue Haus fertig geworden war, hatte man ihm dort ein kleines Zimmer zugewiesen; jetzt lag er wieder in einer der Hütten, die als vorläufige Unterkunft gedient hatten und die dann für die Sklaven stehengeblieben waren. Sein Bett bestand aus einer der Holzkisten, in denen Clow seine Haushaltsgegenstände von seinem früheren Wohnsitz auf den Benanos-Inseln nach hier befördert hatte; auf der Kiste war eine Strohmatten, und darunter hatte man als reichlich hartes Kopfpolster ein Stück Holz geschoben. Warum hatte man ihn ausquartiert? P. J. fürchtete sich wohl vor Ansteckung; oder sie hatte sich geärgert, daß er in seinen Fieberphantasien jammerte und stöhnte. John lag matt auf seinem harten Lager und sah den Schatten auf dem Boden zu, wie sie hin und her krochen, wenn ein Windhauch in die Palme draußen vor der Tür fuhr. Wie lange hatte seine Krankheit schon gedauert? Er wußte weder Tag noch Monat.

Schließlich wurde er ungeduldig. Woher kam seine grenzenlose Schwäche? Nur eins hatte er in seinem bisherigen Leben kennengelernt, was eine so maßlose Schwäche hervorrief – außer

übermäßigem Schmerz nur eines: Hunger. Ja, er war hungrig. Wie lange mochte es jetzt sein, daß man ihn ohne Essen ließ? Daß niemand kam, um auch nur nach ihm zu sehen? Er hob seine matte Hand und erschrak, als er die langen Bartstoppeln fühlte. Er begann zu rufen, erst ruhig, dann jammernd vor Schwäche.

Das Negermädchen, das einen Augenblick im Eingang der Hütte erschien, starrte ihn mit großen Augen an; als er um Essen bat, blieb sie stumm und verschwand. Erst nach langer Zeit, wie ihm schien, kam P. J. Als er sie mit schwacher, aber klarer Stimme begrüßte, trat sie in die Hütte, blieb vor seinem Lager stehen und sah auf ihn hernieder. War es Enttäuschung, was aus den schwarzen Sammetaugen sprach?

»So«, sagte sie schließlich, »dir besser gehen.«

»Besser –«, John versuchte zu lächeln, aber vor seinen Augen begann sich alles zu drehen, »mir wird besser, wenn ich zu essen kriege. Essen«, sagte er mit Nachdruck. »Ich bin sehr hungrig.«

Mit einer ungeduldigen Bewegung drehte sie sich um und sagte im Sherbrodialekt etwas zu dem Mädchen, das hinter ihr stand. Das Mädchen entschwand, und P. J. war im Begriff, auch ihrerseits sich zu entfernen.

»Sagen Sie mir doch«, bat John mit seiner schwachen Stimme, »wie lange bin ich schon krank? Welcher Tag ist heute? Mr. Clow, wo ist er?«

»Krank zwei Wochen. Dein Herr nach Rio Nuna gefahren. Du ihm nicht helfen auf seiner Fahrt. Schnell gesund werden.«

Sie ging, und nach einiger Zeit kam ihre Bedienerin zurück und brachte ein Häufchen Reis auf einem alten Eisenteller und einen Krug mit Wasser. Enttäuscht und mit Abscheu blickte John auf den unappetitlichen Brei.

»Das bißchen für einen halb Verhungerten? Habt ihr nichts Besseres?«

Das schwarze Mädchen machte ein bekümmertes Gesicht. »Bitte, Mrs. P. J. sagen, dies sein alles. Sagen, du krank, du nicht viel brauchen.«

Johns Forderungen blieben vergeblich, auch in der Folgezeit. Ob die Essenbringer seine erfolglosen Drohungen überhaupt ihrer Gebieterin übermittelten, erfuhr er nicht. Die Portionen, die

ihm unregelmäßig gebracht wurden, waren so spärlich und so ungeeignet als Krankenkost, daß er nur eines annehmen konnte: P. J. wollte nicht, daß er am Leben blieb. An dem Benehmen der Sklaven konnte man merken, daß sie Anweisung hatten, ihm so wenig Fürsorge zuteil werden zu lassen wie möglich. Zuweilen, wenn er die kärgliche Mahlzeit in seinem Heißhunger besonders gierig verschlang, kam der Betreffende – es wurde immer ein anderer geschickt – heimlich noch einmal herein und legte schweigend etwas Zusätzliches auf den leergegessenen Teller: Reis oder Früchte oder eine geröstete kartoffelähnliche Knolle – Dinge, die er sich offenbar von der eigenen, ohnehin nicht zu üppigen Mahlzeit abgespart hatte. Eines Tages, als John gemeint hatte, die tiefstmögliche Stufe der Erniedrigung sei schon erreicht, erschien als Essenträger ein Sklave, der vorher, wenn er unter Johns Oberaufsicht gearbeitet hatte, eine versteckte Frechheit bezeigt hatte. Der Teller, den er in der Hand hielt, war nicht aus Eisen, sondern aus Kaiserzinn, und seine Frechheit hatte jetzt alles Versteckte abgestreift.

»Mrs. P. J. dir ihren Teller schicken«, sagte er und setzte ihn mit herablassender Gebärde neben der Kiste auf den Boden. »Ihr zuviel gewesen. Sie nicht aufessen können.«

Die Wut ließ Johns Körper zu der gleichen Hitze entbrennen wie das Fieber, das vor kurzem von ihm gewichen war. Mit Aufbietung aller Kräfte beugte er sich vor, um den Teller zu packen und dem Kerl in seine grinsende Fratze zu schmeißen. Aber seine schwachen Glieder bewegten sich nur langsam, und der Geruch und Anblick der Speise konnte auf seine ausgehungerten Sinne einwirken. Eine halbe Hühnerbrust, schon angegagt, ein noch warmer Rest Curryreis, Spinat, ein Stückchen gebackener Pisangfrucht ... Die Hand, der die Wut eine trügerische Kraft verliehen hatte, zitterte unschlüssig und hielt inne. Ohne den Blick zu heben, gab er dem Schwarzen einen kurzen Befehl zum Abtreten, dem dieser mit ostentativer Langsamkeit nachkam. Er selbst bezwang sich, und erst, als er allein war, stürzte er sich mit Todesverachtung auf die elenden Essensreste.

P. J. war anscheinend über die neue Bestätigung ihrer Macht sehr erfreut und wiederholte das Experiment des öfteren, immer

dann, wenn er länger als sonst auf etwas Eßbarer, hatte warten müssen. Es geschah am Tage nach einer ihrer demütigenden Wohltaten, daß sie John wieder mit ihrem Besuch beehrte. Gebückt stand sie unter der niedrigen Decke und fixierte ihn mit ihren unergründlichen Augen.

»Noch immer im Bett – du faul«, sagte sie streng. »Wenn dein Herr hier, du schon längst auf den Beinen und arbeiten.«

Die Röte schoß John brennend ins Gesicht.

»Ich bin krank und halb verhungert«, sagte er und gab seiner Stimme einen möglichst festen Klang. »Wenn Sie mir richtiges Essen und anständige Behandlung zukommen ließen, würde es mir bald besser gehen«

P. J. lachte hart auf.

»Du alles Essen bekommen, aber daliegen und nichts tun. Wir hier für Essen alle arbeiten. Als du herkommen, am ersten Tag ich Mr. Clow sagen: ›Er uns nichts Gutes bringen.‹ Und jetzt er sagen werden, daß ich recht habe.«

John stützte sich auf seine abgezeehrten Arme und setzte sich auf.

»Madam, das ist eine Lüge, das wissen Sie. ich habe gearbeitet, und Mr. Clow war mit mir zufrieden und hat es auch gesagt. Ihnen hat er mich zur Pflege übergeben, und Sie, Sie haben alles getan, mich zu töten –«

Sie drehte sich zu ihren Sklavinnen um, sprudelte einen Haufen von unverständlichen Sherbroworten hervor und wandte sich mit einem Ruck wieder zu John.

»Also, du sitzen können, wenn wollen. Ich mir gedacht. Jetzt dich anstrengen und dann auch stehen können. Los. Du nie wieder gehen lernen, wenn immer liegen.«

John stellte sich auf seine unsicheren Beine, so daß sein Kopf an die niedrigen Balken rührte.

»Draußen«, kommandierte P. J. »Hier kein Platz zum Gehen.«

Schwankend bewegte sich John auf die Tür zu. Wenn er gehen konnte, um so besser. Und wenn es mißlang, konnte sie wenigstens nicht Clow später erzählen, er habe sich geweigert, es zu versuchen. Die Sonnenhitze traf ihn wie ein Schlag und machte seine geschwächten Augen fast blind. Er torkelte einige Schritte

vorwärts, dann mußte er sich an die Hüttenwand lehnen, um nicht umzufallen.

P. J. krächte vor Vergnügen, und ihr Gefolge lachte pflichtschuldig mit.

»Habt ihr gesehen? Mamba, Jodi, geht auch so«, befahl sie, und als der Bursche und das Mädchen ihren scherzhaften Ton hörten, begannen sie umherzutorkeln, hielten sich die Arme vor die Augen und ahmten John so geschickt nach, daß die übrigen in entzücktes Gelächter ausbrachen.

John war in einem Zustand, daß ihn nichts mehr berühren konnte. Mit seinem geschwächten Körper der blendenden Helligkeit und der kräftigen Luft ausgesetzt, merkte er kaum noch, daß andere um ihn herumstanden. Blindlings schwankte er auf die Tür zu, verfehlte sie und tappte, mit dem Schwindel kämpfend, an der Wand entlang. Ein Gegenstand schlug auf seinen Körper auf und fiel zu Boden, etwas Rundes, dann wieder einer und noch einer. Er wußte nicht, daß die Wurfgeschosse Limonen waren, einmal war es auch ein kleiner, scharfer Stein, der ihn am Arm traf und einen leisen, aber scharfen Schmerz hervorrief. Aber es war alles vollkommen gleichgültig, ihn beherrschte nur noch das einzige dringende Verlangen, einen Schlupfwinkel zu finden, sich verkriechen und wieder ausstrecken zu können. Er fand den Eingang, prallte, als er hinein wollte, mit der Stirn an den Türbalken und tastete sich weiter ins Innere, das ihm wie finstere Nacht vorkam. Dann ließ er sich hinabsinken und kroch auf der Erde, bis er schließlich sein Bett fand, wo das Dunkel vollends über seinem Kopf zusammenschlug und er bewußtlos niederbrach.

Bisher hatte John nur um die Erhaltung seines Lebens gerungen. Sein Denken und Fühlen war durch das Fieber und den Schwächezustand völlig unterbunden worden. Jetzt bekam das instinktive Ringen seines Körpers um Genesung einen neuen und bewußten Antrieb, hervorgerufen durch die demütigende Szene vor der Hütte: um jeden Preis wollte John jetzt durchhalten, und wenn Clow zurückkam, ihm beweisen, daß die Anschuldigungen von P. J. erlogen waren, daß er für Clow eine tüchtige und schätzenswerte Hilfskraft sei.

Nur durch verbissene Zielstrebigkeit konnte es ihm gelingen, gegen seine Feindin anzukommen, die ihre eigenen Ziele mit der gleichen Verbissenheit verfolgte, aber eine so viel günstigere Position hatte. Ihre Hoffnung, daß der Tod ihren Rivalen aus dem Wege räumen würde, war ins Wanken geraten. Und dadurch nachzuhelfen, daß sie John regelrecht verhungern ließ, traute sie sich auch nicht, denn sie riskierte dann, daß Clow dahinterkam und seinen Zorn an ihr ausließ. So wollte sie sich damit begnügen, John zu schwächen. Besessen von dem Stolz auf ihre eigene vitale Kraft, vertraute sie darauf, daß Clow, wenn er John schwach und elend sah, ihn verachten würde.

Eines Tages, als John soweit gekommen war, daß er mit Mühe und Not einmal um seine Hütte herumgehen konnte, wurde ihm bestellt, wenn er heute Essen haben wolle, müsse er zum Wohnhaus kommen und es von P. J. persönlich in Empfang nehmen.

»Wenn der Teufel dahintersteckt, gibt's kein Ausweichen«, redete er sich zu und machte sich auf den Weg. Um seine schwachen Kräfte zu schonen, lehnte er sich immer wieder an einen Palmenstamm, blieb einen Augenblick stehen und schleppte sich dann zum nächsten. Als er das Wohnhaus schließlich erreicht hatte und die rückseitige Veranda betrat, machte er wieder kurz halt; hier, dachte er, hatte er noch vor kurzem als Gleichberechtigter mit am Eßtisch gesessen. Dann raffte er sich auf und ging durch die Halle ins Wohnzimmer.

P. J. empfing ihn mit einem triumphierenden Lächeln. Allein saß sie an einer reichgedeckten Tafel. Mehrere Schwarze standen als Aufwartung hinter ihrem Stuhl. Andere Stühle waren nicht in Reichweite, sonst hätte John sich auf einen niedersinken lassen. Statt dessen lehnte er sich mit dem ganzen Körper an die Wand und stützte sich mit beiden Handflächen, denn nach dem anstrengenden Weg zitterten ihm alle Muskeln. Einen Augenblick wartete er.

»Sie haben mich holen lassen, glaube ich.«

»Ja.« Immer hatte ihre sonst weiche Stimme, wenn sie mit John sprach, den zischenden Ton, aber in Momenten guter Laune, wenn sie ihn ungestört schikanieren konnte, trat er nicht so stark hervor. »Ich weiß, du wegen Essen jeden Weg machen. Essen!

Das einzige, woran du denken.« Sie ließ ihren Blick gemächlich auf dem Tisch herumgehen, nahm einen Löffel Yamwurzeln, tat ihn auf ihren schmutzigen Teller, auf dem noch einige Brocken Taubenfleisch herumlagen, brach ein Stück von einem Reiskuchen ab, steckte einen Teil davon in ihren Mund, wobei sie John ergötzt beäugte, legte den Rest zu den anderen Sachen auf den Teller und hielt ihm dann das ganze Sammelsurium mit ihrer königlichsten Geste vor die Nase.

John schwor ihr im geheimen fürchterliche Rache und trat vor, um die Gnadengabe in Empfang zu nehmen. Das Kaiserzinn war schwer. Trotz aller Bemühung, ihn zu halten, entglitt der Teller seiner schwachen Hand, und alles, was darauf war, lag im nächsten Augenblick verstreut am Boden. P. J. schrie vor Lachen, und als sie Johns verdutztes, vor Schreck und Ärger bleich gewordenes Gesicht sah, mußte sie von neuem lachen, so lange, bis auch die Bediener mitlachten.

»Dich bücken und essen«, sagte sie, als sie sich schließlich beruhigte, denn John stand unter Aufbietung aller seiner Kräfte aufrecht da, und Gedanken, die ihn hundertfach zum Mörder machten, starrten sie aus seinen hartgewordenen Augen unverwandt an.

»Geben Sie mir mehr?« Sein Blick ließ sie los und glitt über den Tisch mit seiner reichen Auswahl: wenn sie ablehnte – konnte er es riskieren, einfach zuzupacken?

»Nein! Du ein Verschwender und Dummkopf! Genug haben mit dem. Das essen!« Sie wies wieder auf den Fußboden.

Aber hier zog er endgültig die Grenze. So heruntergekommen er sein mochte, so sehr er vor ihr schon zu Kreuze gekrochen war, diesen letzten Triumph sollte sie nicht davontragen. Mit vorsichtigen Schritten, wie auf Glatteis, ging er den fruchtlosen Weg zu seiner Hütte zurück, wo er erschöpft auf sein Lager sank und plötzlich in Tränen ausbrach, weniger aus Wut, als wegen seiner jämmerlichen Verlassenheit.

Die Sonne ging unter, und John hatte sich nicht gerührt, als ein leises Rascheln ihm sagte, daß irgendwer in die Hütte gekommen sei. In der Türöffnung, vor dem noch etwas hellen Hintergrund draußen, konnte er die Umriss einer weiblichen Gestalt unter-

scheiden. Als sie näherkam, legte sie warnend den Zeigefinger an die Lippen.

»Scht«, machte sie leise, dann zog sie ein kleines, in ein Pisangblatt eingewickeltes Päckchen hervor und legte es in seine Hände. Ihre Finger berührten ganz kurz die seinen, dabei flüsterte sie ein Wort in der Sprache der Eingeborenen, das er nicht kannte. Dann war er wieder allein.

In dem Blatt fand er Eßbares, keine der Leckerbissen, wie sie aus afrikanischen und europäischen Spezialitäten für den Herrschaftstisch zubereitet wurden und deren jeweilige Überreste zweifellos bei P. J.'s persönlichen Günstlingen landeten, sondern Stückchen von der ewig gleichen Tagesration der Eingeborenen. John verzehrte die Brocken langsam, und ihm war, als dringe ein Finger voll menschlicher Wärme durch den Eispanzer seiner garstigen Elendsgedanken. Er hatte seine Wohltäterin wiedererkannt; sie gehörte nicht zu Clows Hauspersonal, sondern zu einer kleineren Schar von schwarzen Gefangenen, die ihm erst nach der Abfahrt der letzten Sklaventransportschiffe in die Hände gekommen waren und nun für die nächste Saison aufbewahrt wurden; inzwischen arbeiteten sie auf der Plantage.

Das kümmerliche bißchen Nahrung hatte nur dazu gedient, den Wunsch nach mehr zu wecken, und ihm die Kraft gegeben, sich umzusehen, wo er etwas fände. Als es draußen vollends dunkel war, schlich John vorsichtig zu einer Stelle der Plantage, wo für den Hausbedarf ein afrikanisches Knollengewächs gezogen wurde, das auf Clows Tafel als Ersatz für Kartoffeln diente. Es war das einzige Eßbare, an das er herankam. Vielleicht würde es den Heißhunger, der zwischen den kümmerlichen Mahlzeiten ständig an ihm nagte, wenigstens ein bißchen lindern.

Die Nacht hing dick und neblig über der Insel. John besaß einen guten Orientierungssinn, und nach längerem Umherirren fand er die Stelle, wo der leichte Boden von Furchen durchzogen war. Mit der Hand tastend, erkannte er die Form der Blätter und zog einzelne Pflanzen samt den Knollenwurzeln aus der Erde, wobei er darauf acht hatte, daß keine auffälligen Lücken entstanden, die ihn verraten konnten.

Außerdem, überlegte er, mußte er die Knollen hier an Ort und Stelle essen, denn hier konnte er das Kraut beiseite tun, was auf dem Hof nicht möglich war. P. J. würde ihn zweifellos als Dieb bestrafen dafür, daß er sich einen winzigen Bruchteil dessen, was ihm zukam, selbst genommen hatte, und auf keinen Fall wollte er ihr Gelegenheit geben, ihn mit neuen Beschuldigungen zu überschütten. Zudem war er so ausgehungert und so gierig, daß er unmöglich warten konnte. Sich kaum die Zeit nehmend, die Erde abzukratzen, verschlang er ein halbes Dutzend der rohen, nach nichts schmeckenden Knollen.

Nachdem er in sich hineingeschlungen hatte, was er konnte, und den Rückweg, sich an den äußeren Stämmen des Limonengartens entlangtastend, zu drei Vierteln hinter sich gebracht hatte, überfielen ihn mit einem Schlage heftige Schmerzen und ein solcher Brechreiz, daß ihm schwindlig wurde. Am ganzen Körper brach ihm kalter Schweiß aus, er torkelte, und nach einigen Schritten sank er ganz in sich zusammen und krümmte sich am Boden, bis die Brechwirkung der rohen Knollen sich in einem ungeheuren Schwall entlud. Erleichtert, aber in völliger Ermattung, blieb er liegen. Erst als der Morgen dämmerte, fand er so viel Kraft, bis zu seiner Hütte zu kriechen. So leer, wie er sie verlassen hatte, kehrte er zurück.

Mitte Februar lief Clows Schaluppe in die kleine Bucht ein und ging nah an Land vor Anker. Die neuen Sklaven blieben an Bord, während Clow sich von einem Schwarzen, den er zu seinem Haupthelfer gemacht hatte, an Land rudern ließ. Dort begrüßte er P. J., die an den Strand gekommen war. Auch Newton war erschienen, er hatte sich trotz ihrer Bemühungen nicht davon abhalten lassen. Als Clow die etwas abseits stehende, bleichsichtige, ausgemergelte Gestalt erblickte, piff er erstaunt durch die Zähne. John war noch zu schwach gewesen, den rötlichen Stoppelbart, der sein Gesicht überwucherte, zu entfernen. Seine Essensration war kaum heraufgesetzt worden, und obwohl fast jeder weitere Versuch, das Experiment mit den Knollen zu wiederholen, zu dem gleichen Mißerfolg geführt hatte, war er durch die Not gezwungen worden, es doch immer wieder zu probieren.

»Ist das Newton – oder nur Ihr Geist?« rief Clow. »Mensch, ich bin doch froh, daß Sie noch am Leben sind.«

Eine bessere Gelegenheit konnte sich John nicht wünschen, und er hatte nicht die Absicht, schonend vorzugehen.

»Ja, ich bin noch am Leben, aber das verdanke ich nicht der, in deren Obhut Sie mich zurückgelassen haben«, erwiderte er dreist und wies auf P. J., die teilnahmslos dabeistand. »Ich war untergebracht wie ein Sklave, ernährt hat man mich noch viel schlechter, und zwar in der lieben Absicht, mich eingehen zu lassen, ehe Sie zurückkämen.«

P. J. wollte protestieren, aber John schnitt ihr die Rede ab.

»Es tut mir leid, Sir, daß ich diese Anschuldigung erheben muß, und auch daß ich Sie in einem so geschwächten Zustand begrüße. Mein Fieber war ziemlich ernst die ersten vierzehn Tage, aber ich hätte mich inzwischen ganz erholt und könnte jetzt viel besser für Sie arbeiten, wenn man mich nicht hätte halb verhungern lassen.«

Clow, der in unbehaglichem Staunen zugehört hatte, wandte sich seiner Hausherrin zu.

»Da liegt doch sicherlich ein Mißverständnis vor. Was sagst du dazu, meine Liebe?«

P. J. richtete sich stolz empor.

»Welchem du glauben, mir oder Fremden? Ich ihn verhungern lassen? Ich Essen jeden Tag schicken. Jeden Tag er liegen, immer

liegen, nicht aufstehen wollen, nicht gesund werden wollen, aber essen wohl – o ja! Und wegen Essen weiten Weg gehen. Ein Nichtstuer, ich schon immer sagen. Faul. Er nur arbeiten, wenn du hier. Ich für ihn sorgen, wie du befohlen. Die hier können bestätigen.«

Mit ihren dunklen Augen blickte sie die Dienstboten einen nach dem andern an, und alle nickten zustimmend.

»Sehen Sie mich doch an, Mr. Clow«, sagte John ernst. »Wenn sie Befehle befolgt hat – kommen Sie, sehen Sie sich meine Hütte an. Haben Sie das angeordnet, daß ich Quartier im Hinterhof bekommen sollte bei den Sklaven?«

P. J.'s Gesicht war eine Maske aus Tugendhaftigkeit und Überraschung.

»Er Fieber gehabt, schreien, brüllen. Vielleicht andere es auch kriegen. Deshalb ich ihn in Hütte tun. Ich –« Sie fiel plötzlich in den Sherbrodialekt zurück, aber aus einzelnen Worten ihres raschen Redeschwails, wie auch aus dem Tonfall und dem Ausdruck, mit dem sie ihren Arm Clow um die Schulter legte und ihm in die Augen blickte, konnte John den Inhalt der Beteuerungen leicht erraten: sie wolle nicht, daß ein anderer Weißer unter ihrem Dach schlafe, wenn ihr Herr nicht da sei.

John setzte zu einer Erwiderung an, aber Clow unterbrach ihn mit dem entschiedenen Ton eines Menschen, der zu einem endgültigen Entschluß gekommen ist, was er glauben will und was nicht.

»Schon gut, Newton. Sie haben einen bösen Fieberanfall gehabt, und Sie sind das Klima nicht gewohnt. Ein Eingeborener wäre entweder gestorben oder bald wieder gesund gewesen. Sie versteht das nicht, daß manche lange brauchen, bis sie wieder auf dem Damm sind. Und dann, muß ich sagen, auch auf der *Pegasus* sind Sie ja der Arbeit aus dem Weg gegangen, wo Sie eben konnten – haben Sie das nicht selber zugegeben? Na ja, schon gut«, wiederholte er, als John unschlüssig dastand, denn dieser Ausgang eines bösen Traumes schien ihm noch verwirrender als der Traum selbst, »nach dem Essen wird uns allen wohler sein. Weisen Sie jetzt Hwoy und Ize an, daß sie die Ladung an Land holen. Selbstverständlich essen Sie an Ihrem alten Tisch, wie vorher.«

Damit war die Sache abgeschlossen, und John erkannte auch, als er sich zwang, die Lage nüchtern anzusehen, woher dies kam. Nicht nur daher, daß Clow trotz der lockeren Sitten, die er sonstwo an den Tag legte, in seine Frau – oder Mätresse – allzu sehr verliebt war. Es spielte auch noch anderes mit: von ihrem Einfluß, ihren Eingeborenenbeziehungen hing zu viel ab, als daß er es riskieren konnte, sie in Zorn zu bringen, noch viel weniger, sie auf die Anschuldigungen eines anhanglosen Abenteurers hin von sich wegzustoßen. Wenn er auf Fahrt ging, konnte er P. J. seine Niederlassung anvertrauen; für Clow bedeutete P. J. Beständigkeit und Sicherheit und zudem Familienleben, wie er es sonst nirgends finden würde, es sei denn, daß er soviel Geld zusammenbrachte, um sich nach England zurückziehen zu können; und auch dann konnte er dort nicht in dem königlichen Luxus leben, über den er hier in absehbarer Zeit verfügen würde.

Es war ein günstiges Zeichen, daß Clow ihm den Machtkampf nicht übelnahm. Wahrscheinlich schenkte er Johns Beschwerden weit mehr Glauben, als er um des Geschäftes und des Friedens willen vorgab. Jedenfalls wurde John in seine frühere Stellung wieder eingesetzt, wie wenn nichts geschehen sei. Wenn es ihm zuerst auch seltsam unwirklich vorkam, in einem Raum zu essen, wo man ihn verhöhnt und von einer reichbesetzten Tafel fortgeschickt hatte, so ließ die gute Kost doch seine Kräfte rasch und stetig wiederkehren.

Anfang März ließ Clow die Schaluppe fertigmachen, um diesmal den Sherbro hinaufzusegeln. Zwei Schiffe, ein englisches und ein französisches, hatten ihm alle Sklaven abgekauft, und er brannte darauf, einen Stamm im Innern des Landes aufzusuchen, der gerade einen Krieg mit einem Nachbarstamm geführt und zweifellos jetzt eine größere Zahl Gefangener zum Kauf anzubieten hatte. Fehden, so erfuhr John, seien zwischen Negerstämmen schon von jeher aufgeflackert; heute würden sie sehr oft entfacht in der Absicht, die begehrten Waren aus Europa zu bekommen, die Händler, neben Gold und Münzgold, als Kaufpreis für Gefangene bezahlten. Freie Neger kaufte man fast nie. John hatte nie ernsthaft über den Sklavenhandel nachgedacht, sondern

ihn als etwas hingenommen, was vielleicht nicht recht, aber nicht zu ändern sei. Auf jeden Fall hatte er ihn weniger beunruhigt als die brutalen Strafen, die man in den Städten und Dörfern Englands an Männern wie Frauen öffentlich vollzog – Strafarten, die sich dem Beobachter immer wieder bekundeten in Gestalt von Tauchstühlen und Schandpfählen, Galgen auf öffentlichen Plätzen und bettelnden Gefangenenhänden zwischen den Gitterstäben von Gefängnissen. Ihn interessierte, was Clow von den Sitten und Gebräuchen der Sherbros erzählte, und mit Ungeduld wartete er auf den Beginn der Fahrt.

In den ersten Tagen und Wochen verlief alles nach Wunsch. Die Regenzeit stand erst in einem Monat zu erwarten. Durch die offenen Lagunen segelten sie zur Mündung des Bagru, und unter Ausnutzung der Gezeiten kamen sie in ihrer Einmastbark ziemlich rasch den breiten, trichterförmigen Unterlauf hinauf. Sie spielten stundenlang Karten, aber nicht um Geld, erstens, weil John keins besaß und zweitens, weil Clow selten gewann. Oft hatten sie unter allen möglichen Insekten zu leiden, doch hatte John sich schon an die Aufdringlichkeit der Parasiten gewöhnt. Krokodile und andere Reptilien zwangen, ständig auf der Hut zu sein, und der Raubtiere wegen mußte man darauf achten, daß man vor Dunkelwerden wieder an Bord war oder ein Eingeborenendorf erreichte. Trotz der Strapazen war das Ganze ein aufregendes Erlebnis, und nach dem lähmenden Elend der vergangenen Wochen erfüllte es John mit neuer Hoffnung.

Der Gedanke an Mary gewann wieder seine frühere anspornende Wirkung. John bemühte sich, sich für Clows Interessen tatkräftig einzusetzen und möglichst viel von ihm zu lernen, was beim Handel mit den Schwarzen von Nutzen sein könnte. Manche von Clows Methoden – wenn dieser die Eingeborenen übers Ohr haute – betrachtete er allerdings mit Abscheu, denn von den Eigenschaften, die durch seine gute Erziehung in ihm ausgebildet worden waren, hatte er sich eine wenigstens bewahrt: die Ehrlichkeit. Clow betrieb die Kunst des Betrügens auf raffinierte Art, mit einer Feinfühligkeit, die einer besseren Sache wert gewesen wäre. Vor allem vermied er es sorgfältig, gegen irgendwelche Stammesgesetze zu verstoßen, und bevor er mit

John ein Negerdorf betrat, gab er ihm eine kurze Übersicht über die verschiedenartigen Sitten und Gebräuche dort.

»Sie dürfen mir vor allem nicht die Frauen lüstern anstarren«, sagte er warnend, als sie die Traglasten auf die einzelnen Träger verteilten und die sonstigen Vorbereitungen trafen für einen Besuch beim König der größten Negerstadt, die sie bisher aufgesucht hatten.

»Nehmen wir an, meine Augen wären tatsächlich lüsterner als Ihre«, entgegnete John unter Hinzufügung einiger schmeichelhafter Bemerkungen über Clows Neigungen, »aber warum denn diese besondere Vorsichtsmaßregel?«

»Weil wir uns hier im Bereich des Purrow befinden. Und wer diesem Bund angehört, dessen persönliche Rechte werden sorgfältiger geschützt als selbst bei uns in England«, sagte Clow belehrend. »Hat jemand etwas gestohlen, was in der gleichen Form zurückgegeben werden kann, so muß er es in dieser Weise zurückgeben. Bei Schädigungen dagegen, die nicht ersetzt werden können z.B. bei Körperverletzungen, wo das ›Auge um Auge‹ dem Geschädigten nichts nützen würde –, für solche Fälle haben sie ein anderes Verfahren. Der Kläger, auch wenn er ein Armer ist, kann, falls er dem Purrow angehört, jedes Gut als Entschädigung fordern, das der andere besitzt, und kann so lange weiter fordern, bis er sich für entschädigt erklärt. Ich habe selbst erlebt, wie ein wohlhabender Mann dieses Stammes seinen ganzen Besitz losgeworden ist; bei meinem nächsten Besuch sah ich ihn als Sklaven wieder, und alles wegen dieses reizenden Brauches. Man kann nur hoffen, daß in den christlichen Ländern nie solche Sitten eingeführt werden.«

»Aber konnte der reiche Mann nicht die Richter bestechen?«

Clow zuckte mit den Achseln. »Es sind Menschen. Aber Sie vergessen, sie gehören dem Purrow an. Es ist ein Bund auf Gegenseitigkeit, und es liegt in ihrem eigenen Interesse, ein Gesetz, das alle in der gleichen Weise schützt, auch einzuhalten.«

»Aber was haben meine Augen damit zu tun?« fragte John, den dies weit mehr berührte als die allgemeinen Rechtsverhältnisse.

»In unser beider Interesse hoffe ich, überhaupt nichts«, brummte Clow. »Ehebruch gehört zu den Vergehen, bei denen

eine Naturalentschädigung nicht möglich ist. Er kommt natürlich häufig vor, denn sie haben ja ohnehin nicht die Einehe, aber wenn der Ehebruch entdeckt wird, kann der Betrogene alles von dem Ehebrecher verlangen, was dieser besitzt. Die meisten Frauen, die Sie sehen werden, sind wahrscheinlich verheiratet. Aber nur Mut! Der König wird sicherlich jedem von uns eine Frau zur Verfügung stellen. Ich warne Sie nur, daß Sie nicht selber Ihre Wahl treffen.«

»Ich werde mit der Gastfreundschaft des Königs schon zufrieden sein«, sagte John, und so kam es auch.

Auch beeindruckte ihn die würdige Haltung des Königs, oder besser gesagt, des Patriarchen, denn diese Stämme verehrten das Alter, nicht Reichtum oder Erbgut. John hatte die Sprache schon soweit erlernt, daß er höfliche Bemerkungen austauschen und der Unterhaltung anderer im wesentlichen folgen konnte. Nach einem etwas steifen, von Zeremonien begleiteten Mahl kamen einige von den Enkelkindern des Königs und starrten den weißen Mann neugierig an. Da Clow in geschäftliche Verhandlungen vertieft war, winkte John die scheu dastehenden Kinder zu sich heran. Er nahm die Kürbisschale, aus der er getrunken hatte, und fabrizierte daraus mit Hilfe einiger Stöckchen, etwas Schnur und eines Stoffetzens, der beim Vordringen durch den Urwald aus seinem Hemdärmel herausgerissen war, ein komplettes Flußschiff mit Mast, Segel und Ballast. Die Kinder lachten und John auch. Zum erstenmal seit Monaten dachte er an seinen kleinen Bruder Billy, dann an Georgie Catlett, und von ihm gingen seine Gedanken unausweichlich zu Mary. Der König in seiner würdevollen Haltung, seine Hauptfrau, die Sklaven, die Reste des Festmahls wegtragen, alle lächelten, und Clow blickte überrascht und leicht verwirrt auf die Szene.

Vielleicht kam es von diesem kleinen Zwischenfall, daß er mit dem König ein günstiges Geschäft abschloß.

»Er hat gesagt, es seien alles Sträflinge, nicht Kriegsgefangene«, sagte er zu John. »Wir müssen sie von jetzt ab also ständig bewachen. Wenn ich Übernachtouren machen muß, bleiben Sie an Bord, Newton.«

»Hat er auch gesagt, was für Verbrechen sie begangen haben?« erkundigte sich John, während er die Sklaven betrachtete, die hintereinander, mit einem Seil aneinandergebunden, auf dem ausgetretenen Pfad vor ihnen herzogen.

»Ich habe ihn nicht gefragt. Bei Diebstahl kann der Bestohlene den Dieb, wenn dieser den Schaden nicht ersetzen kann, verkaufen. Bei Ehebruch können beide Teile verkauft werden, wenn der Ehemann es will. Nicht daß sie ihre Sklaven schlecht behandeln. Die Satzungen des Purrow erlauben nicht, daß der einzelne Blut vergießt, auch nicht, daß er einen Sklaven blutig schlägt.«

John mußte an seine Auspeitschung denken.

»Nein, schlecht behandeln sie die Sklaven nicht – und die Gäste auch nicht. Wie sie uns versorgt haben, wahrscheinlich fällt das unter die Rubrik: häusliche Betreuung.«

Clow setzte gerade zu einer passenden Erwiderung an, da unterbrach ihn ein Zuruf der Vorhut, die soeben das Flußufer erreicht hatte.

»Sieh, Herr. Noch ein Schiff.«

Im gleichen Moment erblickten sie eine etwas größere Schaluppe, die gerade ihren Anker lichtete. Das Sonnenlicht, vom Wasser reflektiert, blendete. Clows scharfe Augen wurden schmal.

»Das Boot von Lewis Keating«, sagte er. »Na ja, da, wo wir gewesen sind, wird er nichts mehr finden. Geschieht ihm recht. Letztes Mal, wie ich den Fluß hinaufgesegelt bin, war er vor mir und hat mir alles weggeschnappt. Nur in einigen Städten, wo sie wissen, was er für ein Gauner ist, haben sie ihn abblitzen lassen.«

»Also auch so einer.« Die Bemerkung entschlüpfte John, ohne daß er es wollte. Clow fand sie keineswegs komisch.

»Ihre Zunge ist reichlich spitz«, sagte er scharf. Während sie zum Schiff gerudert wurden, schwieg er.

John, der solche Launen schon kannte, nahm den Zwischenfall nicht tragisch. Als Keating zu einem Besuch an Bord kam, stellte ihm Clow mit einigem Stolz seinen jungen Mitarbeiter vor. Die beiden Händler begrüßten sich mit scheinbarer Herzlichkeit. Beim Abendessen bemerkte John, wie der drahtige kleine Mann mit dem Affengesicht ihn heimlich beobachtete, er fand ihn nicht sonderlich sympathisch, machte sich aber weiter keine Gedanken über ihn.

Am nächsten Morgen lichteten sie die Anker und fuhren weiter den Fluß hinauf. Clow war in bester Stimmung, weil er Keating dazu überredet hatte, in das Negerdorf zu fahren, wo er mit John gewesen war; dort, hatte er ihm gesagt, könne er noch ein paar Sklaven finden, die er selbst nicht genommen habe. Zwei Tage später holte Keatings Boot das von Clow wieder ein, und von da ab waren die beiden Sklavenhändler viel zusammen, sprachen von Geschäften und erzählten sich ihre Erfahrungen. Sie beobachteten einander mißtrauisch, aber die Gemeinsamkeit der Interessen und der Hautfarbe schuf eine Art Verbrüderung gegen den noch unerforschten und gefahrvollen Kontinent.

Obschon John nicht glücklich war, fand er sein jetziges Dasein ganz befriedigend. Der Schlag, der dann kam, traf ihn daher mit um so niederschmetternderer Wucht.

Eines Abends kehrte Clow auf die Schaluppe zurück, nachdem er den ganzen Tag mit Keating unterwegs gewesen war. John ging an Deck, um seinen Chef zu begrüßen. Aber Clow nahm überhaupt keine Notiz von ihm; mit brummiger Miene erteilte er den Trägern einige Befehle – er war mit leeren Händen zurückgekommen –, ging hinunter und verschwand in seiner Kabine. John wußte nicht, was er davon halten sollte. Er ließ das Boot verzurren, vergewisserte sich, daß die Schaluppe klar war und lossegeln konnte, die Flut hereinkam, die den Wasserstand des Bagru immer um acht Fuß steigen ließ, und ging in seine Koje. Mit Verwunderung merkte er, daß in der Kabine nebenan noch die Laterne brannte und ein geschäftiges Hin und Her herrschte.

Als John am nächsten Morgen in aller Frühe aufgestanden war, die Abfahrt überwacht und sich dann für eine Stunde noch einmal hingelegt hatte, hörte er, wie Clow in geradezu erschreckend scharfem Ton seinen Namen rief. Einige Augenblicke später traf ihn ein solcher Zornesblick, wie er ihn noch nie von Clow erlebt hatte. Eine Flut von Anschuldigungen brach über ihn herein, ein inquisitorisches Verhör, bei dem jedoch die Fragen nur rhetorisch waren und seine Antworten völlig überhört wurden. »Sie haben wohl gemeint, ich wäre blind, wie? Sie dachten, ich merkte nichts?«

»Sir, ich weiß nicht, was Sie meinen ... Mir fehlt –«

»Ihnen? *Mir* fehlt allerhand! Und mir würde bald noch viel mehr fehlen, wenn mich Keating nicht gewarnt hätte. Sie wollten ich wohl eine nette kleine Existenz schaffen, wie? Und auf meine Kosten? Sie Meuterer, Sie Degradierter, hätte ich Sie nicht losge-
eist, dann hockten Sie jetzt auf einem Kriegsschiff. Da würde man Sie so behandeln, wie Sie es verdient haben. Statt dessen spielen den großen Mann hier, wenn ich fort bin, tun sich an meinem Wein gütlich, verfügen über meine Sklaven, als wenn es Ihre wären. Wenn ich Sie zum Aufpassen hierlasse, benützen Sie die Gelegenheit, um mich zu bestehlen, und wenn ich Sie mitnehme, fallen Sie mir heimlich in den Rücken.«

Fassunglos starrte John ihn an. Wie immer, wenn er sie am meisten brauchte, fehlten ihm die Worte, und die Beschuldigung war vielfältig und gleichzeitig so verschwommen, daß er nicht wußte wo er ansetzen sollte.

»Sir, ich schwöre –«

»Allerdings, das stimmt. Schwören und fluchen, das tun Sie bei jeder Gelegenheit. Ich hätte eben wissen müssen: wer flucht und Lästereien führt, der lügt auch. Aber leider habe ich ihrem Wort vertraut – entgegen meiner eigenen Überzeugung und der meiner Frau. Das passiert mir nicht noch einmal. Von jetzt ab weiß ich, wo dran bin.«

»Sir«, sagte John, er sprach jetzt genauso laut wie Clow, dessen Stimme auf dem ganzen Schiff zu hören war, »Sir, aus welchem Grund beschuldigen Sie mich eigentlich? Es ist mein gutes Recht, das zu wissen.«

»Recht? Das einzige Recht, das Sie hier verlangen können, ist, daß Sie behandelt werden wie die Sklaven da. Sie sind ein Dieb.«

»Das ist nicht wahr«, versetzte John. Trotz der Gefahr, in der er schwebte, stieg der Zorn in ihm auf. »Ich habe sicher manchen Fehler. Das würde ich nie bestreiten. Ich bin kein Tugendbold. Aber Sie betrogen, Ihr Vertrauen hintergangen, nein, das habe ich nie getan. Ich kann nicht Gott zum Zeugen dafür anrufen, weil es ihn nicht gibt. Aber trotzdem spreche ich jetzt die Wahrheit.«

»Das sagen Sie«, gab Clow zurück, »und ich, ich sage Ihnen, Sie sind ein ganz gemeiner Lügner.«

»Sie verurteilen mich also ohne jegliche Beweise?«

»Beweise habe ich genug«, erwiderte Clow. Er fing wieder an zu brüllen, wie die meisten Menschen, wenn sie sich etwas in den Kopf gesetzt haben und sich dabei unsicher fühlen. »Ich habe die Aussagen von Keating und von seinem Aufseher und von den Leuten hier an Bord. Sie haben mir genau erzählt, wie Sie sich hier aufgeführt haben, als ich unterwegs war. Außerdem habe ich den Weinvorrat kontrolliert, und die Warenbestände habe ich mit dem ausgegebenen Geld verglichen. Was Sie mit Ihrem Raub gemacht haben, das habe ich allerdings noch nicht herausgefunden. In Zukunft werde ich sie ständig überwachen, ich traue Ihnen nicht von hier bis da. Und jetzt machen Sie, daß Sie an Deck kommen und dort machen Sie die einzige Arbeit, zu der Sie zu gebrauchen sind – Matrose.«

John überkam ein wildes Verlangen, sich auf Clows massige Gestalt zu stürzen und ihn zu zwingen zuzuhören. Nur die traurige Gewißheit, daß er der Bärenkraft des andern nicht gewachsen sei, hielt ihn davon zurück. Und außerdem fürchtete er die Demütigung, wenn er unterlag, zumal da Muni, sein ehemaliger Aufseher, bei der ganzen Unterredung mit dabeigestanden hatte. Vielleicht hatte Muni, fiel ihm plötzlich ein, die verleumderischen Aussagen Keatings noch bekräftigt.

Wütend, aber machtlos, begab er sich an Deck. Noch immer schien es ihm unfaßlich, daß man ihm solches Unrecht antun könne oder daß Clow ohne Beweise auf seiner Haltung beharren würde.

Tagelang grübelte er darüber nach, was Keating wohl dazu veranlaßt haben könnte, ihn anzugreifen. Wahrscheinlich war in ihm der Konkurrenzneid erwacht; er hatte gesehen, wie sein Rivale Clow, jetzt auch noch unterstützt durch einen intelligenten weißen Mitarbeiter, blühende Geschäfte machte, und deshalb war er wohl auf diese hinterlistige Attacke verfallen, um Clow aus dem Gleichgewicht zu bringen. Und die Zeugen, die seine Verleumdungen angeblich bestätigten, hatte er sich durch Drohung oder Bestechung gefügig gemacht. Aber Clow selbst? Wie konnte er die Vorteile, die er durch John hatte – Gesellschaft auf einsamen Fahrten, praktische Hilfe und geschäftliche Mitarbeit – einfach

beiseiteschieben und zwar auf Grund von unglaublichen Verleumdungen eines Konkurrenten, dem er doch mißtraute?

Hier fand sich John, dessen eigenes Denken und Tun immer in gradlinigen Bahnen verlief, nicht mehr durch. Auf der einen Seite hatte Clow tatsächlich Gefallen an Johns Gesellschaft und Hilfe gehabt; aber dem stand ein tiefsitzendes Mißtrauen gegen andere gegenüber, wie es sich meistens bei Menschen findet, die den Profit zum ausschließlichen Ziel ihres Lebens gemacht haben. Die Eigenschaften, die John zu einem wertvollen Mitarbeiter machten, konnten ihn gleichzeitig zu einem gefährlichen Rivalen werden lassen. Zu echter Zuneigung war Clow nicht fähig, und seine herrische Überheblichkeit hatte durch Johns lose Zunge oft empfindliche Stiche empfangen, ebenfalls durch die kaum verhehlte, verächtlich Ablehnung unlauterer Geschäftsmethoden. Noch etwas anderes kam hinzu, das in einer tieferen Schicht lag und Clow selbst kaum bewußt war: das Bestreben, seine frühere Feigheit zu rechtfertigen. Denn im Grunde hatte er P. J.'s Beschuldigungen keinen Glauben geschenkt, er hatte gespürt, daß Johns Beschwerden auf Wahrheit beruhten. John lernte jetzt durch Erfahrung etwas, was der Arglose auf andere Weise nicht erkennen kann: daß überspannter Stolz und Selbstsucht einen Menschen dazu zwingen können, Dinge zu glauben, die nachweislich erlogen sind; und wenn er sich entschieden hat, sie zu glauben, läßt er sich durch nichts wieder davon abbringen und wird seinem Opfer gegenüber unerbittlich.

Am dritten Tag nach seiner Verurteilung ankerte das Schiff in der Nähe eines kleinen Plateaus, hinter dessen Rand man die Strohdächer eines Dorfes erblickte, vorsorglich auf erhöhten Grund gebaut, wo Überschwemmungen es nicht erreichen konnten. John hörte, wie unten Befehle erteilt wurden. Clow wollte an Land gehen und erst abends zurückkehren. Kurz darauf erschien sein Herr an Deck, inspizierte das Ruderboot, das John klargemacht hatte, und fuhr dann mit ziemlichem Gepolter, wohl um seine Verlegenheit zu verbergen, auf ihn los.

»Kommen Sie her, Sie verdammte Nervensäge! Nicht mal so weit kann ich Ihnen trauen, daß Sie auf alles aufpassen, wenn ich weg bin.« Ohne zu ahnen, was bevorstand, hatte John zugehört.

Plötzlich merkte er, daß jemand hinter ihm stand, aber noch ehe er sich ganz herumdrehte, hatte ihm Muni schon die Fußfesseln um die Knöchel gelegt, und er wurde an einem Eisenring in den Deckplanken angekettet. Clow stand wieder selbstsicher da und lächelte höhnisch über Johns fassungslose Wut.

»Was beklagen Sie sich denn? Nichts zu arbeiten und ein schönes Deck zum Hinlegen. Und zu essen auch, Sie brauchen nur die Hand auszustrecken.« Muni stellte einen Topf mit Reis neben ihn, dann stiegen beide in das bereitliegende Boot hinab und ließen John in der enervierenden Verlassenheit seiner Gefangenschaft allein.

Dieser Tag war nur der Vorläufer vieler anderer. Die Qualen von Hunger, Hitze und Verzweiflung trafen John um so härter, als die vorhergehenden Leiden erst so kurze Zeit zurücklagen. Von der langen Schwäche und dem Fieber kaum genesen und sofort danach ständig eingespannt, hatte John einen kolossalen Appetit entwickelt, die Hungerqual setzte ihm so heftig zu, als sei die Krankheit wieder ausgebrochen. Da er angekettet war, konnte er auch nicht den schmalen Streifen Schatten ausnutzen, den das zusammengerollte Segel auf das Deck warf und der langsam weiterkroch. Seine ungeschützte Haut, der Sonne schonungslos preisgegeben, bedeckte sich mit Blasen. Die Verteidigungsreden, die er im Geist entwarf, die Rachepläne, die sehnächtigen Gedanken an Mary, in ihrer Hoffnungslosigkeit nur quälend, verblaßten und verschwammen mehr und mehr in der nackten Pein des Körpers. Als am Nachmittag ein Windstoß ihm die Mütze vom Kopf riß und über Bord wehte, hoffte er nur mehr das eine, daß ein Sonnenstich seinem Elend bald ein rasches Ende setzen würde.

Mit Sehnsucht sollte er zwei Tage später an die Sonne zurückdenken. Als Clow zurückgekommen war, hatte er John zuerst beschimpft und ihn einen achtlosen Trottel genannt, dann aber wohl oder übel ein Taschentuch herausgerückt, aus dem sich eine Mütze knüpfen ließ. Und am nächsten Morgen hatte John, bevor er wieder hinaufgeführt und angekettet wurde, aus seiner Koje einen zwei Meter langen Baumwollstreifen mitgenommen, um Nacken und Arme vor der Sonne zu schützen. Mehrere Stun-

den waren vergangen, seit das Ruderboot an Land gefahren war, und John hockte mit geschlossenen Augen in der Sonnenglut, als er plötzlich Kühle spürte, Schatten. Er öffnete die Augen und sah, daß der Regen, der im allgemeinen nie vor Januar oder Februar kam, schon heraufzog. Fast im gleichen Augenblick brach er los, von Böen und eisigen Windstößen begleitet, und dauerte den ganzen Rest des Tages an, die Nacht hindurch und bis in den nächsten Vormittag. Durch den Regen aufgehalten, kehrten Clow und seine Leute später als erwartet auf das Schiff zurück. Durchnäßt, vor Hunger und Kälte halb erstarrt, kroch John, als sie endlich kamen, nach unten und in seine Koje und versank in einen unruhigen Erschöpfungsschlaf.

Als er abends an Deck beordert wurde, um die Segel für die Abfahrt aufzutakeln, saß dort der Diener, der für Clow das Essen kochte, und nahm ein frischgeschlachtetes Huhn aus. John kam eine plötzliche Idee.

»Kann ich das da haben?« fragte er und zeigte auf die Eingeweide. Er wußte nicht, wie sie in der Eingeborenen-sprache hießen.

Der Mann sah ihn unsicher an.

»Der Herr –«, fing er an, aber im gleichen Augenblick kam Clow aus seiner Kabine herauf, und John wandte sich an ihn.

»Mr. Clow, er wirft die Eingeweide doch über Bord. Kann ich sie nicht haben?«

»Zum Essen?« fragte Clow belustigt.

»Zum Fischen.«

Clow zuckte mit den Schultern. »Gib ihm das Geschlinge«, ordnete er gleichgültig an, und zu John sagte er: »Mir ist es egal, ob die Fische es so oder so bekommen.«

Fischen war von diesem Tage an das einzige, was Johns Lebensgeist einigermäßen aufrecht hielt, das einzige, was etwas Abwechslung, ja Freude in sein ödes Leben brachte: wenn er spürte, daß ein Fisch angebissen hatte, zitterte er vor Aufregung, er briet ihn auf einem primitiven Rost und verschlang ihn, meistens halb verbrannt ohne Salz, ohne Soße, ohne Brot, und genoß das kümmerliche Mahl, als wäre es ein auserlesener Leckerbissen. Oft war er zwanzig, dreißig, ja sogar einmal vierzig

Stunden hintereinander dem Wechsel von maßloser Hitze, Regen, Wind und Kälte ausgesetzt. So war ihm diese Art der Nahrungssuche gleichzeitig nützlich, einige Reste seiner Geistesfrische zu bewahren.

Zwei Monate waren sie unterwegs gewesen, als die Schaluppe auf die Insel zusteuerte, zu der John als gerechtfertigter und in seinen Fähigkeiten anerkannter Mann zurückzukehren gehofft hatte. Clow trieb nicht nur mit Sklaven Handel. Er kaufte außerdem auch Goldstaub, Elfenbein und Bienenwachs, und die Plantagen auf der Insel hatte er zu dem Zweck angelegt, daß er die Schiffe, die nach Amerika oder auch zurück nach England fuhrten, mit Limonen, Gemüse und Bananen beliefern konnte. Diesmal war ihm auf der Fahrt ins Landesinnere alles wunderbar gelungen.

So begrüßte Clow die wachsame P. J. mit selbstgefälliger Befriedigung. In dem unverhohlenen Entzücken und der betonten Herzlichkeit, mit denen P. J. ihn empfing, als sie Johns Situation sah, erlebte Clow das höchste Maß an Lob, das er von ihr wohl je erhoffen konnte. Gegenüber John legte sie sich keinen Zwang auf. Verächtlich wies sie ihn in seine alte Hütte, und mit Fleiß dachte sie sich erniedrigende Arbeiten für ihn aus, wie sie an der Küste hier noch nie von einem weißen Mann verlangt worden waren. Aber John war schon so abgestumpft, daß solche Dinge ihn kaum noch berührten.

Krankheit und Hunger, Enttäuschung und Schutzlosigkeit hatten sich vereint und ihm den Mut und die Entschlußkraft genommen. Alles, was ihm in den Sinn kam, schien ihm aussichtslos. Wenn er von der Insel floh, aufs Festland, was erreichte er damit? Da er bei Clow gescheitert war, würde niemand seine Dienste haben wollen. Und wenn er versuchte, auf ein Schiff zu kommen? Es würde ihn im besten Fall nach England zurückbefördern, und zwar in einem Zustand, der weitaus hoffnungsloser war als damals, als er das Land verlassen hatte. Und wozu nach England gehen, wenn er nicht zu Mary konnte? Mary ... hatte sie wohl den Brief bekommen, den er an sie schrieb, ehe er zu Clow ging? Wahrscheinlich nicht. Briefe wechselten von Hand zu Hand, von einem Schiff zum anderen, und wie viele Schiffe gingen unter.

Trotzdem setzte er sich wieder hin und schrieb, schrieb Briefe, auch an seinen Vater – auf das Papier, das er von Clow erhalten hatte, als er noch in Gunst stand, und das noch unberührt zwischen den Seiten des Euklid lag. Wenn ein Schiff kam, verließ er meistens seine Arbeit und verbarg sich in den Wäldern. Zuweilen aber mußte er für Clow mit Sklaven oder Proviant zu den Schiffen hinrudern, dann nahm er seinen ganzen Mut zusammen und bat irgendeinen freundlich aussehenden Matrosen, sich seiner Briefe anzunehmen.

Als er eines Abends trübselig und verlassen vor seiner Hütten-
tür saß und die Sklaven, etwas abseits, ihre fremdartigen Neger-
rhythmen sangen, merkte er, daß er unbewußt mit einem Stock
ein Dreieck in den hartgetretenen Boden eingekratzt hatte. Er
stutzte einen Augenblick, dann zeichnete er ein zweites, deutli-
cheres Dreieck, kennzeichnete die Winkel und wiederholte den
Beweis für den Lehrsatz des Euklid, den er auf der *Pegasus* einst
auswendig gelernt hatte. Als er damit fertig war, kramte er sein
Buch hervor, nahm es unter den Arm, überquerte langsam, damit
ihn niemand bemerkte, den umzäunten Hof und suchte sich eine
abgelegene kleine Bucht am Weststrand. Dort streifte er sein
Hemd ab, das einzige, das ihm noch geblieben war, wusch es aus,
so gut es ging, und hängte es auf einen Busch, damit es etwas
antrocknete, bevor er es am Körper vollends trocken werden ließ.

Dann setzte er sich hin, schlug das Buch auf – zum erstenmal
seit Wochen flackerte etwas wie Interesse in ihm auf – und be-
gann sich zu konzentrieren.

Noch bevor die Regenzeit ganz vorüber war, bemerkte John, daß Clow nicht der alleinige Besitzer des so vorteilhaft gelegenen Eilandes bleiben sollte. Ein ziemlich großer Kutter, den John zuerst für den Abgesandten eines weiter oben an der Küste ankernden Kriegsschiffes gehalten hatte, lag seit längerer Zeit im Hafen, und am andern Ende der Insel wurden viele Sachen ausgeladen und an Land gebracht. Aus all dem ging hervor, daß ein zweiter Händler eingetroffen war und etwa eine Meile von Clows Plantage eine Niederlassung gründete.

Zunächst kam John gar nicht auf den Gedanken, daß dies für ihn persönlich irgendeine Bedeutung haben könnte. Er überlegte nur, wie wohl Clow und P. J. darauf reagieren würden. Clow, dachte er gleichgültig, wird erfreut sein, daß er jetzt mit einem Artgenossen zusammentreffen kann, und P. J. wird sich darüber ärgern. Für ihn selbst brachte das Ereignis nur Unannehmlichkeiten mit sich, denn er wollte um jeden Preis vermeiden, daß er in seine schmachvollen Situation von einem Weißen gesehen wurde. Nicht nur vor diesem einen, sondern auch vor anderen mußte er sich zu verbergen suchen, denn Mr. Williams – so hieß der andere Händler – war offenbar viel wohlhabender als Clow und beschäftigte verschiedene Engländer als Angestellte.

Angestellte? Der Gedanke wurzelte sich in ihm fest und sproßte und wuchs sich aus, wenn auch langsamer, als er es in frühere Zeiten getan hätte.

Ein paar Wochen später stand John an einem wolkenlosen Abend mit seinem Buch in der Hand und blickte auf das recht komplizierte Vieleck, das er in den Sand gezeichnet hatte und das zu zwanzigsten Euklidischen Lehrsatz gehörte. Das sechste Kapitel interessierte ihn noch mehr als die vorhergehenden. Aber sein Körper war noch so schwach, und die Tagesarbeit machte ihn so müde, daß es ihm schwerfiel, die nötige Konzentration aufzubringen.

»Einigermaßen überraschend, daß man ausgerechnet hier auf einen Mann stößt, der Euklid studiert.«

Anscheinend werde ich allmählich auch noch taub, dachte John daß ich schon nicht mehr höre, wenn jemand kommt. Wer der an andere war, wußte er sofort, ohne aufzublicken. Er wollte etwas

sagen, aber vor Verlegenheit brachte er keinen Ton heraus. Williams nahm ihm das Buch aus der Hand, entschuldigte sich und blickte hinein.

»Ah, Kapitel sechs. Ich selber habe es beim fünften wohl aufgegeben«, meinte er mit einem Lächeln. »Sagen Sie – Sie heißen Newton, glaube ich – sagen Sie mir, Mr. Newton, warum betreiben Sie hier mathematische Studien?«

Es war das erste Mal seit einem halben Jahr, daß er mit »Mister« angeredet wurde. John hob den Kopf, und seine offenen blauen Augen begegneten dem genauso offenen Blick des Fragenden.

»Es ist das einzige Buch, das ich besitze, Sir, die einzige Sache die – die mir etwas geistige Beschäftigung gibt –«, stotterte er und wandte seinen Blick wieder ab.

»Ihre jetzige Stellung scheint Ihnen nicht zu gefallen?«

»Gefallen –!« John konnte sich noch rechtzeitig zurückhalten. Sein Blick war beredt genug.

»Ich verstehe.« Williams schieg einen Augenblick, während John mit seinem Stöckchen aus der sauber gezeichneten Figur ein Gebilde machte, das mit Euklid wenig mehr zu tun hatte. »Aber warum bleiben Sie dann? Mr. Clow hat doch keine rechtliche Gewalt über Sie – oder?«

»Wo könnte ich hingehen und wie sollte ich das machen?«

»Ich hätte für einen weiteren Mann schon Verwendung. Wollen Sie hier weggehen und bei mir arbeiten?«

»Ich habe Mr. Clow gefragt, ob ich – schon vor Wochen, glaube ich – ob ich mich bei Ihnen bewerben könnte. Er hat es abgelehnt –«

»Kann er Sie daran hindern, daß Sie zu mir kommen?«

»Würden Sie mich nehmen ohne seine Zustimmung?«

»Nein. Ich verstehe, was Sie meinen.« Williams dachte nach. Bei dem harten Lebenskampf, den die wenigen Weißen hier am Rand des ungeheuren schwarzen Kontinents zu führen hatten, mußten sie schon um der Selbsterhaltung willen wenigstens nach außen hin in gutem Einvernehmen bleiben. Wie immer John auch in Clows Besitz gelangt sein mochte, er stand bei ihm in Dienst und wenn man das ungeschriebene Gesetz von Mein und Dein durchbrach, zog man sich Vergeltungsmaßnahmen auf den Hals.

Williams hatte den sonderbaren weißen Sklaven bei einem Besuch bei Clow gesehen und sich erkundigt, was es mit ihm auf sich habe. Von ihm gehört hatte er sogar schon vor seiner Ankunft auf der Insel, denn wo wenig passiert, wird um so mehr geklatscht, und daß Clow einen Engländer zum Sklaven degradiert hatte, betrachtete man allgemein als eine Schädigung des europäischen Prestiges. Die Beschuldigungen, die Clow gegen John ins Feld geführt hatte, um sich selbst zu entlasten, hatten auf Williams keinerlei Eindruck gemacht, erst recht nicht, als P. J. mit unverhohlener Rachsucht in die Anklagen eingestimmt hatte. Williams hatte einen scharfen Blick für menschliche Charaktere, und er spürte gleich, daß er dem abgezehrten, verzagten jungen Burschen sehr viel eher trauen konnte als seinem selbstgefälligen Herrn. Zudem besaß er ein stark entwickeltes Gefühl für Recht.

»Ich glaube, ich könnte Mr. Clows Widerstände überwinden«, fuhr er nach einer längeren Weile fort.

John nahm kein Blatt vor den Mund. »Sie müssen wissen, daß Mr. Clow mir Betrug vorwirft – daß ich eigenmächtig über seine Waren verfügt und geklaut hätte, als er mich als Aufsicht auf dem Boot zurückgelassen hatte.«

»Und stimmt das?«

»Nein«, sagte John ohne Umschweife. »Aber Sie haben nur meine Aussage, und die widerspricht der von Mr. Clow. Auf jeden Fall möchte ich, daß Sie ihn zunächst nach Beweisen fragen. Mir hat er keine genannt. Im übrigen müssen Sie sich Ihr Urteil selber bilden.«

»Das werde ich tun. Guten Tag, Mr. Newton.« Worte verschwenden war nicht Williams' Art.

John sah ihm nach, bis er hinter der mit Stechginster bewachsenen Strandböschung verschwand, dann setzte er sich in den Sand, hin und her gerissen zwischen dem Gefühl, endlich wieder ein Mensch zu sein, und der Angst, sich einer Hoffnung hinzugeben, die vielleicht wie alle anderen scheitern würde.

Auch für Zeitverschwendung hatte Williams keinen Sinn. John erfuhr nie, wodurch er Clow überredete, ob durch Vernunft oder Schmeichelei, durch höfliches Bitten oder sanfte Drohungen. Auch erfuhr er nicht, ob Clow, der ihn im Grunde ja nur festge-

halten hatte, um P. J.'s kindische Eitelkeit zu befriedigen, nicht mit Freude die Gelegenheit ergriffen hatte, wieder in normale Bahnen einzulenken. Nur das eine wußte er: zwei Tage nach dem Gespräch mit Williams überbrachte Muni ihm eine schriftliche Bescheinigung von Clow, daß er ihn freigebe, und der zusätzlichen Mitteilung, daß er sich bei Sonnenuntergang bei Mr. Williams melden solle.

Williams hatte ihn mit Absicht am Abend bestellt. Die Untergebenen, die John beaufsichtigen sollte, durften nicht dabei sein, wenn er in seinem abgerissenen Zustand eintraf, sie sollten nichts zu sehen bekommen, was seiner künftigen Stellung als zweiter Geschäftsführer abträglich sein konnte.

So war, als John ankam, in dem schlichten, aber geräumigen Haus nur Williams selbst anwesend, und eine Fullamfrau, die ihm das Haus besorgte und Englisch konnte. John erhielt eine Schüssel warmes Regenwasser und den lang entbehrten Luxus eines Stückes Seife – selbstgemachte Palmölseife, primitiv, aber brauchbar und sehr wohltuend. Sie gab auch den Schaum ab, mit dem er sich seit Monaten zum erstenmal wieder rasieren konnte. Die Kleidungsstücke, die Williams ihm gab, paßten nicht schlecht, auch wenn sie ihm bei seiner jetzigen Magerkeit recht weit waren. Mit ihnen angetan und mit Schuhen – auch dies ein ungewohntes Gefühl für ihn – kam er zum Abendtisch seines neuen Arbeitgebers, wo sein eingeschrumpfter Magen und sein ungeheurer Appetit sich so feindlich gegenüberstanden, daß er nur wenig essen konnte und von heftigen Schmerzen überfallen wurde.

Nach einigen mäßigen Mahlzeiten jedoch hatte seine robuste Natur dieses Hemmnis überwunden. Als seine Kräfte erstaunlich rasch an diesen ersten Tagen zurückkehrten, studierte er an Hand von Land- und Seekarten eingehend das ganze Küstengebiet, und sein neuer Chef zeigte ihm, wo seine Faktoreien und Handelszentren lagen. Er besprach auch offen die Frage des Gehalts und der Arbeitsbedingungen, so daß John mit regelmäßigen und allmählich sich steigenden Einkünften rechnen konnte. Und als Williams vierzehn Tage später mit dem Kutter auf Geschäftsfahrt ging und John die Aufsicht über sein ganzes Besitztum übertrug – einschließlich der Sklaven, Gebäude und

Waren im Wert von mindestens tausend Pfund –, da fühlte John sich ganz berauscht vor Glück und Wohlbehagen.

Wenn es zunächst so scheinen konnte, als sei dieser Zustand zu schön, um auf die Dauer anzuhalten, so schwanden alle solche bösen Ahnungen und Zweifel, als Williams von der Fahrt zurückkam, sich über das, was John in der Zwischenzeit geschafft hatte, sehr zufrieden äußerte und ihm eröffnete, daß er ihm die Leitung seiner Faktorei Boom Kittam übertragen werde, in Gemeinschaft mit McCaig, einem anderen seiner Angestellten. John fand ihn sympathisch; nachdem er so lange Zeit isoliert gewesen, ausgestoßen und zur Einsamkeit verurteilt, freute er sich über jede Art von Kameradschaft. Als sie aufbrachen und in einer Schaluppe den Kittam hinaufsegelten, fanden beide an ihrem Zusammensein Gefallen.

Der unvermittelte Übergang von einem Extrem zum anderen vom Hunger zur Fülle, von halber Nacktheit zu angemessener Kleidung, von der Ungnade zur Verantwortung, von der Einsamkeit zur Freundschaft – ließen Newtons Lebensgeister so sehr aufblühen, daß er zum erstenmal das Gefühl hatte, glücklich zu sein. Als Williams ihn und McCaig abfahren sah, hatte er nur die eine Befürchtung, Johns Überschwenglichkeit könnte ihn zu Ausschweifungen verleiten, die ihn für die Tropenkrankheiten anfällig machen würden. Im übrigen bereute er keineswegs, ihn genommen zu haben. Der junge Mann war nicht dem Trunk ergeben, er wußte, daß er nicht viel vertrug, und verstand, im rechten Moment aufzuhören – eine überraschende und besonders schätzenswerte Tugend bei einem Menschen, der in vielem anderen zur Maßlosigkeit neigte; er hatte eine witzige Zunge, und seine Lästerreden waren zum mindesten nicht eintönig, auch wenn sie Williams mitunter zu einem bedenklichen Stirnrunzeln veranlaßten.

»Solange Sie Ihre Arbeit ordentlich tun«, sagte er zu John, »und uns die Eingeborenen nicht zu Feinden machen, können Sie von mir aus leben, wie Sie wollen.«

»Er meint das tatsächlich so«, erklärte McCaig, als Newton diese Worte als Entschuldigung dafür anführte, daß er an einem dreitägigen Festgelage der Eingeborenen teilgenommen hatte. »Aber ich lebe länger hier in Afrika als Sie, ich habe schon ver-

schiedene zu Grabe getragen, die gleichzeitige Belastung durch Klima und Ausschweifungen nicht ausgehalten haben. Es ist immer gut, wenn man weiß, wann man einen Punkt machen muß.«

»Das werde ich auch tun – wenn es soweit ist.« John reckte sich behaglich in seiner Hängematte, die an zwei Bambuspfehlen vor ihrer gemeinsamen Behausung aufgehängt war. »Vorläufig brauchen Sie sich keine Angst zu machen, daß Sie mich hier verscharren müssen. Habe ich Ihnen schon erzählt, daß Karfa neulich abends eine Giftschlange in meinem Bett gefunden hat, gerade als ich mich hinlegen wollte? Und von dem Leoparden am Wasserloch, der schon zum Sprung auf mich ansetzte und den er mit dem Speer erlegt hat? Der Teufel will mich noch eine Weile auf dieser Erde haben. ›Ich muß wirken die Werke des, der mich gesandt hat; es kommt die Nacht, da niemand wirken kann.«

»Mr. Newton, ich bitte Sie, solche Reden in meiner Gegenwart zu unterlassen.« McCaig, der aus einer presbyterianischen Familie stammte, blickte ihn so streng an, wie sein rundliches Gesicht zuließ. »Ich will mir nicht den Anschein eines frommen Mannes geben, aber Spott mit der Heiligen Schrift zu treiben, so wie Sie das tun, davor würde ich mich scheuen.«

»Warum denn – wenn Sie doch keinen frommen Eindruck machen wollen?« Dieses Thema war ein Quell endloser Kabbeleien, bei der John auf seine überlegene Logik pochte. »Früher war ich blind – wie Sie –, jetzt bin ich sehend. Als ich ein Kind war, urteilte ich wie ein Kind. Jetzt, wo ich ein Mann geworden bin, habe ich das Kindische abgetan. Sie dagegen nicht. Warum sollte man Angst haben, die Heilige Schrift, wie Sie nennen, zu verspotten, wenn ihre Aussagen nicht wahr sind, so wenig wie die Aussagen des Koran? Sind sie aber doch wahr, warum verhält man sich dann so, als wären sie es nicht? ›Du sollst den Namen des Herrn, deines Gottes, nicht mißbrauchen. Du sollst nicht ehebrechen. Fliehet die Hurerei.« Auch Saufereien und Trinkgelage werden streng verurteilt. Trotzdem habe ich des öfteren gesehen, daß Sie –«

»Hören Sie auf, hören Sie auf!« rief McCaig; unwillkürlich mußte er über den salbungsvollen Ton lachen, mit dem John die letzten Sätze hervorgebracht hatte, mit zusammengelegten Fingerspitzen, spitzem Mund und feierlich geneigtem Kopf. »Ihr

Lachen, Newton, könnte sich eines Tages leicht in Heulen und Zähneklappern verwandeln; allerdings, wenn ich dann selber auch unter den Verworfenen bin, wird mir der Triumph wenig nützen. Aber in einem tun Sie mir unrecht: Sie haben nie erlebt, daß ich mich über den Koran lustig mache – jedenfalls nicht in Gegenwart eines Mohammedaners.«

»Nun, das ist eine Religion, die ich mit Begeisterung annehmen könnte, zumal in der verwässerten Form, wie man sie bei vielen Eingeborenen hier findet«, sagte John mit träger Stimme; er mußte an Miles Cleaver denken, und daß er eine ähnliche Bemerkung einst aus dessen Mund vernommen hatte, halb erschreckt und halb bewundernd. »Vergleichen Sie die Lehre des Islam doch mit der weichlichen Lehre Jesu. Sie sprechen fünfmal täglich ein paar vorgeschriebene Gebete, fasten einen Monat im Jahr bis Sonnenuntergang, und zum Ausgleich essen sie danach die ganze Nacht ... Wein rühren sie nicht an, im übrigen aber sündigen sie munter drauflos und landen am Schluß trotzdem im Himmel. Und in was für einem Himmel! Vier Frauen darf jeder haben!«

»Nicht schlecht, das gebe ich zu«, sagte McCaig. Er wunderte sich, warum Newton plötzlich so abwesend wirkte.

Der schmerzende Gedanke an Mary war das einzige, was John noch einige Hemmung auferlegte in dieser Zeit, wo seine Triebe sich nach der langen Unterdrückung austoben und er das Leben und alle Genüsse, die es bot, auszukosten suchte. Es war herrliches Wetter, die trockene Jahreszeit stand auf ihrem Höhepunkt. Die leuchtenden Farben, die das Auge ergötzen, die Fülle und Verschiedenheit der Laute, angefangen vom Dröhnen der afrikanischen Musik bis zu dem melodischen Geplauder von Affen und Vögeln, ja selbst die Gefahren, denen man begegnete und oft nur mit knapper Not entkam – augenblicklicher, bald vergessener Nervenkitzel –, für John wurde alles zum Vergnügen und Genuß. Die Macht und die Selbständigkeit, die ihm seine Stellung gab, spornten ihn an. Es bereitete ihm nicht nur Freude, sondern erfüllte ihn auch mit Stolz, wenn er bei unbekanntem Stämmen das Vertrauen der Häuptlinge erwarb, erfolgreiche Verhandlungen mit ihnen abschloß, ihre Sitten und Gebräuche kennenlernte, seinen immer wachen Appetit mit fremdartigen

Speisen stillte und bei der Rückkehr zur Faktorei, nach erfolgreichen Abstechern, das Gefühl hatte heimzukommen.

Die Faktorei lag am Rande einer »Stadt«, die von einem »König« nach den Satzungen des Purrow regiert wurde. Der Boom Kittam, der südlichste Nebenfluß des Sherbro, floß in seinem Unterlauf fast parallel zur Küste, wodurch hier ein langer, halbinselartiger Landstreifen entstand, der an seinen breitesten Stellen etwa drei Meilen maß, die Entfernung von der Faktorei zur Küste betrug nur eine knappe Meile. Der König besaß einige Kenntnisse der »Lingua franca«, und John vermochte sich ziemlich flüssig mit ihm zu unterhalten, was McCaig, dessen Gaben nicht eben die Sprachen waren, neidlos bewunderte. Ähnlich wie Williams hatte sich der junge Schotte das Ziel gesetzt, in Afrika ein auskömmliches Vermögen zu verdienen und am Schluß nach England zurückzugehen. Nur im Hinblick darauf interessierten ihn die Eingeborenen, nicht menschlich, und wenn er bis ans Ende seiner Tage unter ihnen lebte, so würde er doch immer ein Fremder bleiben, Angehöriger einer anderen Gattung.

Nicht so John. Wenn sein Wesen gelegentlich etwas Anmaßendes hatte, so entsprang diese Anmaßung seiner jugendlichen Unsicherheit, nicht der Überheblichkeit über eine fremde Rasse; in der Zeit seiner Erniedrigung und Mißhandlung waren ihm Hilfe und Teilnahme öfter von Schwarzen als von Weißen widerfahren. Da er keinen Zugang zu Büchern mehr hatte, richtete sich seine lebhafteste Wißbegier auf die Menschen, und wenn ihn auch manche ihrer Sitten abstießen, andere ihn belustigten, so begann er doch sehr bald, die Gerechtigkeit und Ehrlichkeit vieler Eingeborener zu bewundern, besonders derer, die zum Purrowbund gehörten und nicht durch Umgang mit skrupellosen Weißen verdorben und verbittert waren. Ging McCaig auf Fahrt, so war John wie selbstverständlich gewohnt, im unverschlossenen Haus voll wertvoller Waren zu schlafen und sich dabei sicherer zu fühlen als in London. Immer häufiger wurde er vom Häuptling feierlich eingeladen, wenn er mit seinen Ratgebern Feste feierte.

»Wenn ihr wieder auf Elefantenjagd geht, nehmt mich mit«, sagte er eines Tages, während er das Elfenbein besah, das ihm zum Kauf angeboten wurde.

Der Häuptling nickte. »Jetzt zu spät. Vielleicht zwölf Tage. Oder nächsten Monat.«

»Warum nicht diese Woche? Das Wetter ist gut.«

»Nach dem Vollmond?« Die großen schwarzen Augen aller Umstehenden sahen John so ungläubig und erstaunt an, daß in ihm die Neugierde wach wurde.

»Warum nicht?«

Der alte Häuptling schüttelte nachsichtig den Kopf. »Wir gehen nie auf Jagd, wenn der Mond abnimmt. Daraus kommt nur Böses. Für Männer besser, nicht zu schlafen, wenn der Mond am Himmel steht. Bei Vollmond feiern wir die ganze Nacht, damit wir wachsam bleiben.«

»Was glaubt ihr, daß bei Vollmond geschehen könnte?«

Das Achselzucken des Häuptlings lief wie ein sichtbares Echo durch die ganze Runde seiner Ratgeber.

»Wer weiß? Die Mondgöttin ist den Männern feind. Die Frauen macht sie fruchtbar. Den Männern rauben ihre Strahlen die Zeugungskraft.« Er nickte John weise zu. »Die Viper in deinem Bett. Hat der Mond geschienen in der Nacht?«

»Ja – ja«, sagte John, nachdem er sich besonnen hatte. »Ja, ich erinnere mich, jene Nacht stand er am Himmel, bis zum frühen Morgen.«

»Und als der Leopard sprang?«

»Das war kurz vor Morgengrauen«, erwiderte John nachdenklich. »Der Mond war noch nicht untergegangen. Aber beide Male wurde ich gerettet. Ein gutes Zeichen, kein schlechtes.«

Wieder ging das Achselzucken wie eine leise Welle durch den ganzen Kreis.

»Karfa behütet dich. Karfa hält Wache, wenn der Mond die Herrschaft hat. Du, mein Sohn, glaubst nicht an den Gott des weißen Mannes. Gut. Aber verspötte nicht den Mondgeist. Wir haben gesehen, wir haben es erfahren. Er hat große Macht.«

Belustigt erzählte John McCaig von dieser Warnung und zeigte ihm das Amulett aus Agriperlen, das ihm die Hauptfrau des Häuptlings geschenkt hatte. Aber er warf es nicht weg. Einige Zeit später, es war wieder Vollmond, traf er bei Dunkelwerden an der Haustür auf McCaig.

»Ich gehe schlafen«, sagte dieser gähnend. »Muß morgen sehr früh raus, wenn ich zeitig wegkommen will. Ich glaube, Mr. Williams wird zufrieden sein mit dem, was wir in diesem Monat hier geschafft haben. Gehen Sie auch zu Bett, Mr. Newton?«

»Ich glaube, ich gehe noch ein bißchen auf den Platz – das Fest ansehen.«

»Sie brauchen Schlaf, keine Feste. Auch die vorigen Nächte haben Sie kaum geschlafen. Denken Sie an das, was ich Ihnen neulich als warnendes Beispiel erzählt habe. Nicht daß ich jetzt Ihr moralisches Verhalten kritisieren wollte. Ich bin ja selbst kein Musterknabe. Aber –«

»Der Tod hat schon so oft neben mir gestanden, damit können Sie mir keine Angst machen«, sagte John unbekümmert. »Aber um Sie zu beruhigen – ich habe heute einen Mittagsschlaf gehalten. Sie interessiert mich eben, diese Mondfeier, und wer weiß, ob ich beim nächsten Mal nicht gerade unterwegs bin.«

McCaig sah ihn neugierig an. »Sie werden richtig vernegern, wenn Sie so weitermachen. Bei den meisten passiert das erst, wenn sie älter werden. Aber bei ihnen merkt man die Anzeichen schon jetzt.«

»Vernegern?« John hatte den Ausdruck noch nie gehört. »Wie Clow, meinen Sie?«

»Nein«, lachte McCaig, »Clow ist nicht vernegert. Er sieht seine Qualität gerade darin, daß er ein Weißer ist. Eher könnte man von P. J. sagen, daß sie vereuropäisiert. Nein, Vernegern heißt, daß einer persönliches Interesse an afrikanischen Sitten, Zeremonien und Menschen bekommt. Es liegt ihm nicht mehr daran, nach Europa zurückzugehen. Meistens beginnt es mit der Erkenntnis, daß er hier ein bequemeres Leben hat, oder wenigstens ein sorgloseres und ungezwungeneres; und dann fängt er an, sich der Lebensart der Eingeborenen anzupassen. Bei Ihnen machen sich die Anzeichen dieser Krankheit schon bemerkbar.«

»Ich glaube kaum, daß man es als Krankheit ansehen kann«, sagte John ungerührt und machte sich auf den Weg zu den dröhnenden Trommeln.

In den folgenden Wochen seines Alleinseins – McCaig hatte sich nach der Platanainsel begeben, um Williams Bericht zu

erstatten überdachte John immer wieder das, was der andere gesagt hatte und welche Möglichkeiten sich ihm boten. Stand er sich nicht wirklich besser, wenn er den Gedanken an eine Rückkehr nach England aufgab und den Rest seines Lebens hier in Afrika verbrachte? Wenn Polly – ja, es war ja schon Februar, und im Januar war sie achtzehn geworden? – auch wenn sie noch nicht geheiratet hatte, so war doch kaum zu hoffen, daß sie noch ledig sein würde, wenn er zur Heimkehr genug Vermögen zusammengerafft hatte. Abgewiesen hatte sie ihn zwar nie, aber ihm auch keinen Anlaß gegeben zu glauben, daß sie sich etwas aus ihm machte. War es nicht äußerst unwahrscheinlich, daß sie wartete und die Heiratsanträge anderer zurückwies?

Da ohne Polly keine bleibende Stätte in seinem Heimatland war und er auch kein Verlangen nach einer solchen hatte – warum sich dann nicht in der Welt einrichten, die er hier in Afrika vorfand? Manche Weiße fanden das Klima unerträglich. Sein Körper dagegen hatte die schlimmsten Umstände, die man hier erleben konnte, ohne bleibende Schädigung überstanden und befaß, ganz im Gegensatz zu McCaigs Prophezeiungen, alle Kraft, die man sich wünschen konnte. Er war doch hier glücklich – oder würde es vielmehr von dem Augenblick an sein, wo er sich endgültig mit der Tatsache abfand, daß Mary für ihn verloren war. Wenn er bewußt engere Verbindungen mit den Eingeborenen einging, so würde ihm das Gefühl der Zusammengehörigkeit helfen, die Unrast zu überwinden.

Es war nicht Johns Art, zu zögern und lange abzuwägen. Als McCaig von der Insel zurückkehrte, hatte John schon einleitende Besprechungen mit dem Häuptling über eine Ehe mit dessen Tochter begonnen. Die Hochzeitsfeier konnte nicht stattfinden, einmal wegen Johns bevorstehender Geschäftsreise und außerdem war die Jahreszeit – wie man durch komplizierte Befragung der Gottheiten herausfand – für Hochzeiten nicht günstig. Aber der Häuptling zeigte sich erfreut und gnädig. Seine Tochter sei ohne Makel, noch von keinem Manne berührt. Ob Mallam Newton etwas dagegen habe? Bei seinem Stamm, erklärte der Häuptling, werde Jungfräulichkeit geachtet und geschätzt, es gebe andere, bei denen kein Mann ein unberührtes Mädchen als Ehe-

frau akzeptiere. Wenn gewünscht, könne der Mangel noch rechtzeitig vor der Hochzeit behoben werden. Natürlich werde Newton sie genau prüfen. Und der Preis ... John ließ sich nichts davon anmerken, welches Vergnügen ihm diese Verhandlungen bereiteten, und er erklärte mit ernster Miene, daß er den Nachteil der Jungfräulichkeit hinnehme, und bemühte sich, seine Zukünftige so sachlich und unpersönlich zu prüfen, wie er dies auch bei den Sklaven, die er kaufte, trotz mancher gefühlsmäßiger Hemmungen allmählich zu tun gelernt hatte. Das Mädchen, von dem kleinen kurzgeschorenen Kopf bis zu den zierlichen Füßen ohne Fehl und Tadel, wurde bei der eingehenden Untersuchung so nervös, bezeigte aber gleichzeitig soviel natürliche Bescheidenheit, daß John es nicht übers Herz brachte, obwohl er dazu aufgefordert wurde, wie bei einem jungen Tier auch noch ihre Zähne nachzuzählen und sich zu überzeugen, ob die Behauptungen ihres Vaters stimmten. Er erklärte sich befriedigt, willigte auch ein, mit der Sippe Blutsbrüderschaft zu feiern, und begann, Pläne für ein Haus in der Nähe der Faktorei zu machen.

Als McCaig von der Platanainsel zurückkehrte und von Williams Freude über ihrer beider Erfolge erzählt hatte, hörte er sich Johns Bericht ohne Überraschung an.

»Sie haben ja wohl bedacht, daß sich Ihre Pläne eines Tages völlig ändern können? Wenn Sie reich werden und nach England zurück möchten, was dann?«

»Dann werde ich wahrscheinlich gehen«, versetzte Newton gleichgültig. »Aber warum immer nur in der Zukunft leben, so wie Sie und Mr. Williams? Ich nehme lieber das, was sich hier und heute bietet.«

Die beiden machten sich daran, Newtons bevorstehende Fahrt ins Landesinnere vorzubereiten. Der Februar ging schon seinem Ende zu, und John wollte unbedingt vor Beginn der Regenzeit zurück sein. Er hatte vor, auf einem Nebenfluß des Kittam, einer Route, die von der Küste wegführte, ziemlich weit ins Innere vorzustößen.

»Ich hatte gedacht, Sie würden Rum und Apfelwein mitbringen«, sagte er zu McCaig, als er die zusammengeschmolzenen Vorräte durchsah. »Und Gewehre haben Sie auch nicht mitgebracht? Das halbe Dutzend da ist unser ganzer Rest.«

»Mr. Williams hatte selbst nicht genug«, erwiderte McCaig.

»Feuersteine«, sagte John und zählte den Bestand. »Mit Messern sind wir auch knapp. Schade, eine so weite Fahrt und dann keine Messer haben. Vielleicht können wir ein Schiff anhalten und alles kaufen, was uns fehlt.«

»Ja, gut, gehen Sie zum Strand und schauen Sie, ob eins kommt. Allzu große Hoffnungen habe ich zwar nicht, muß ich sagen. Die vorbeikommen, fahren meistens ziemlich weit draußen, weil sie nicht damit rechnen, daß sie hier etwas einhandeln können. Aber ein Versuch kann nichts schaden.«

Ein paar Stunden später kam John zurück, ohne Erfolg.

»Na ja, vielleicht haben wir morgen mehr Glück«, sagte McCaig geduldig; er hatte es in seinem Leben oft genug erfahren, wie abhängig Schiffe von Wind und Wetter, Ebbe und Flut und vielen unvorhergesehenen Dingen sind. Am nächsten Tag wechselten sie sich mit dem Wachhalten ab. McCaig wanderte die knappe Meile bis zur Küste und patrouillierte auf dem festen gelben Sand auf und ab, um die Eintönigkeit des ständigen Hinausschauens auf die leere blaue Fläche ein wenig zu durchbrechen.

Am dritten Tag hatte John den ganzen Tag am Strand gehackt, neben sich das zum Anzünden bereitgelegte Holz für das Rauchsignal und das auf den Sand gezogene Kanu. Jetzt saß er in seinem Zimmer und trug in sein Notizbuch die Waren ein, die er mitnehmen wollte, und den Gegenwert in Goldbarren. Die beiden hatten beschlossen, daß er am folgenden Morgen lossegeln sollte und zusehen, wie er mit dem Rest der Tauschware auskäme.

Er hörte, wie jemand nach ihm rief. Es schien McCaig zu sein, aber die vor Eile und Aufregung umschlagende Stimme war kaum zu erkennen.

»Mr. Newton!« Das Rufen ertönte von neuem, und zwischen den Bäumen, die den niedrigen Hügel im Westen umsäumten, tauchte McCaig auf mit gerötetem Gesicht und schwitzend vor Anstrengung.

»Sie haben einem Schiff ein Rauchsignal gegeben«, sagte John erfreut. »Nein, Sie sind sogar an Bord gewesen, Ihrem Aussehen nach. Haben wir Glück gehabt? Hatten sie Messer und – Rum?«

»Beides, aber das ist nicht die Hauptsache. Das Schiff war schon an uns vorüber, als ich hinkam, und es wehte ein ziemlicher Wind. Ich dachte aber, ein Rauchzeichen kostet ja nichts, und tatsächlich, das Schiff ging vor Anker und gab Zeichen. Aber das Verblüffende: Kaum war ich an Bord, da fragte der Kapitän: ›Heißen Sie vielleicht John Newton, oder wissen Sie etwas von ihm?‹ Als ich ihm sagte, Sie wären hier, gab er keine Ruhe, sondern ließ sich sofort an Land rudern, weil er Sie unbedingt sprechen wollte – er brächte eine Mitteilung von Ihrem Vater. Karfa und ich sind mit dem Kanu vorausgefahren. Hinterherkommen und bei uns essen will er nicht, sagt der Kapitän, deshalb habe ich mit ihm abgemacht, daß Sie ihn am Strand unten treffen.«

Er holte Luft und blickte den Freund an, der mit stumpf gewordenen Augen dastand, als sei er erstarrt, den Mund halb geöffnet zu einer Frage, die aber nicht kam.

»Los, Mensch«, drängte McCaig. »Gehen Sie, wir können den Kapitän nicht am Strand stehenlassen. Ich komme sofort nach – Sunli, wo bist du? – ich muß nur noch etwas trinken und Sunli dazu bringen, daß er Karfa die Kisten tragen hilft. Hier, nehmen Sie Ihren Hut. Sonderbar, um ein Haar hätte ich das Schiff verpaßt – das erste Mal, daß ich hier ein Rauchsignal gegeben habe.«

Kapitän Swanwick von der *Greyhound*, der sich eine Viertelstunde später dem noch immer ganz verdutzten jungen Newton vorstellte, hatte seinen Auftrag. Ob John Newton den Rest seines Lebens an der Küste Afrikas verbringen wollte, war Swanwick persönlich völlig gleichgültig. Daß er aber nicht nur seltene und schwer zu findende Waren aufgetrieben hatte, sondern auch einen Verschollenen, nach dem zu suchen ihm warm ans Herz gelegt worden war, das erfüllte ihn mit Stolz und lohnte all die Mühe, die das Unterfangen ihn bisher gekostet hatte. In Sierra Leone und auf den Benano-Inseln hatte er Erkundigungen eingezogen. Als er aber hörte, daß der junge Mann, wenn er überhaupt noch am Leben, Hunderte von Meilen entfernt sei, hatte er die Hoffnung, ihn zu finden, aufgegeben.

»Meine Anweisungen sind ganz klar«, fuhr er fort, während John, der kaum ein Wort hervorgebracht hatte, ihn noch immer anstarrte, als sähe er ihn gar nicht. »Ihr Vater möchte, daß Sie

heimkommen. Falls Sie irgendwelche Schulden oder Verpflichtungen hier hätten – vielleicht sind Sie in Schwierigkeiten –, dann sollte ich Sie auslösen und die Schulden aus der Schiffsfracht bezahlen, egal, wie hoch. Also kommen Sie. Sie möchten Ihren Vater doch wiedersehen?«

»Ich – weiß es nicht.« John meinte nicht das Wiedersehen mit seinem Vater, sondern seine Rückkehr überhaupt. Hätte ihn diese Botschaft erreicht, als er noch krank und verhungert bei Clow gewesen war, er hätte danach gegriffen wie ein Ertrinkender nach dem Rettungsring. Jetzt blieb er merkwürdig gleichgültig.

»Sie glauben mir doch«, fuhr der Kapitän fort; die Möglichkeit, die besprochene Belohnung zu verlieren, ließ ihn seine Anstrengungen verdoppeln. »Ich schwöre« – er hob die Hand – »ich schwöre jeden Eid, alles, was ich gesagt habe, ist pure Wahrheit. Hätte ich doch die Briefe hier, die ich Ihnen bringen sollte, aber in der Eile habe ich sie nicht gefunden. Die würden Ihnen zeigen, was Ihr Vater für Sie fühlt.« Die Gefühle seines Vaters kümmerten John wenig, auch glaubte er nicht, daß sie bei seinem Vorgehen eine große Rolle spielten. Wiedersehen mit seinem Vater? Den Gedanken hatte er seit langem aufgegeben, ohne Bedauern.

»Da war noch etwas anderes, was ich Ihnen sagen sollte – alles Nähere steht natürlich in den Briefen«, fuhr der Kapitän fort. »Wegen eines verstorbenen Verwandten, der Ihnen ein anständiges Sümmchen hinterlassen hat – vierhundert pro Jahr. Na, hören Sie, dafür lohnt es sich doch wirklich, nach Hause zu fahren.«

Das konnte doch gar nicht wahr sein, dachte John; aber wie kam er zu der Behauptung? Tante Henrietta –, gewiß, vielleicht war sie gestorben, seine Großtante. Früher hatte er sich manchmal ausgemalt, daß er eines Tages etwas von ihr erben würde, obwohl er sie nur ein einziges Mal, als Kind, gesehen hatte. Aber vierhundert pro Jahr – unvorstellbar. Wenn es wirklich stimmte, dann konnte er um Polly anhalten – wenn Polly nicht schon ...

»Natürlich sollen Sie Ihre Überfahrt nicht durch Arbeiten an Bord bezahlen«, sagte Swanwick eifrig, als verteidigte er sich gegen einen Vorwurf. »Im Gegenteil, Sie wohnen in meiner Kajüte, essen an meinem Tisch, ganz wie ein Passagier, wie ein

Kamerad. Freundlicher kann ich Sie nicht auffordern. Und länger warten kann ich auch nicht. Kommen Sie nun mit?«

Die angenehme kühle Brise, das Gold und Blau und Grün der Insel, die vertrauten, schwärzlichen Gesichter seiner Träger und die ganze Wolke dunkelhäutiger Gesichter, mit denen er sein Leben hatte völlig verknüpfen wollen – alles schwand mit einemmal dahin. Er stand wieder im winterlichen kalten Garten, blickte mit stummer Verehrung in ein englisches Gesicht, ein von der Kälte gerötetes Gesicht mit vollen, jungen Lippen und mitleidvollen grüngrauen Augen, deren Brauen sich am äußeren Ende nach oben schlangen.

»Ich muß mir ein paar Sachen holen«, sagte er.

Zum Glück hätte McCaig es für Irrsinn gehalten, das Angebot zurückzuweisen. Er zahlte John aus dem bescheidenen Betriebskapital einen Teil seines rückständigen Lohnes aus und verpflichtete sich, den verbleibenden Rest dem Häuptling als Entschädigung für seinen wortbrüchigen Schwiegersohn zu überbringen. Dann begleitete er John zum Boot des Schiffes und verabschiedete sich von ihm.

Still lag die breite Trichtermündung des Gabun unter dem aufgehenden Dezembermond, der wachsweiß wie eine Magnolienblüte am indigoblauen Himmel hing. John ging an Deck unruhig hin und her und wartete darauf, daß seine Kameraden aus der Kajüte heraufkämen. Kapitän Swanwick war mit dem Zweiten Steuermann an Land gefahren und wurde erst am kommenden Tag zurückerwartet. In flammendem Rot war die Sonne im Meer versunken, pünktlich zu der hier am Äquator das ganze Jahr gleichbleibenden Zeit, kurz vor sechs; wenige Minuten darauf hatte die Nacht den letzten Schimmer ihres Lichtes verschluckt. Ob er sich je wieder an die lange Dämmerung des Nordens gewöhnen würde und an die ungleichen nördlichen Tage? Würde er England überhaupt je erreichen? Hätte er damals geahnt, als er sich diesem schwerfälligen Kahn und seinem zungengewandten Kapitän anvertraute, daß sie zehn Monate später noch immer an der Küste hier herumpüttchern würden, tausend Meilen weiter von Mary entfernt als dort, wo er sich eingeschifft hatte, dann – ja, was dann? Dann hätte ich es wahrscheinlich trotzdem getan, sagte er sich. Seine Hoffnungen waren einer grimmigen Hartnäckigkeit gewichen, um die aufquellende Verzweiflung nicht hochkommen zu lassen.

Was seine Erbschaft betraf, so hatte Swanwick mit heiterer Miene gestanden, als John ihm zu Leibe gerückt war, daß es sie gar nicht gab. »Als Sie so schwankten, ob Sie mitfahren sollten, habe ich sie rasch erfunden«, erklärte er lachend. »Ich dachte, das würde Ihnen den nötigen Stoß geben, und das tat es ja dann auch.«

Doch seine sonstigen Zusicherungen stimmten. John wurde von ihm als Gast behandelt; aber als einziger Passagier neben einer vollbeschäftigten Besatzung hatte er zu viel Zeit und zu wenig geistige Beschäftigung. Er fuhr manchmal an Land, um zu jagen oder zu trinken, interessierte sich hier und da für die Handelsgeschäfte – die *Greyhound* beförderte keine Sklaven, sondern Elfenbein, Bienenwachs, Indigo und Gold, eine Fracht, die man nicht so rasch zusammenbekam – und beobachtete als aufmerksamer Seefahrer Flora und Fauna dieses ihm neuen Tropengebiets. Wenn aber das Schiff unterwegs war, wußte er oft nicht,

wie er seine Zeit ausfüllen sollte. Die wenigen an Bord vorhandenen Bücher waren bald verschlungen; von der Bibel nahm er keine Notiz, und eine Übersetzung von Thomas a Kempis legte er, nachdem er kurz hineingeschaut hatte, wieder weg, als etwas, was in eine überwundene Jugendzeit gehöre.

»Die Welt verheißt vergängliche Dinge von geringem Wert, und doch dient man ihr mit großer Hingabe; Gott dagegen verheißt hohe und ewige Dinge, aber die Herzen der Menschen sind träge und stumpf. Ach, wer dient und gehorcht Gott so beflissen wie der Welt und ihren Herren? Um kleinen Gewinnes willen werden große Reisen getan; um des ewigen Lebens willen rühren die Menschen kaum je einen Fuß. Sie trachten in emsiger Mühe nach geringfügigen Dingen, um einen Groschen entsteht manchmal heftiger Streit, und wenn ein kleiner Profit winkt, schuften die Leute und rackern sich ab Tag und Nacht ...«

Die Schwäche jedes Lesers besteht darin, daß er das Lesen nicht lassen kann. An diesem Abend hatte ihn die Enge der überfüllten Kajüte an Deck getrieben, aber der heftige, fast zum Sturm angewachsene Märzwind hatte ihn wieder nach unten gejagt, wo die anderen beim Kartenspiel saßen. So hatte John von neuem begonnen, in dem Thomas a Kempis zu blättern. Die Gegenüberstellung: träge menschliche Herzen, sobald es um Gott geht; große Kraftanstrengung, um kleine Vorteile zu erringen, Feilschen um Groschen und aufwendige Reisen, die keinerlei Gewinn brachten – war nicht seine eigene Reise das beste Beispiel? War es möglich, daß ein so scharfer Beobachter der menschlichen Verhältnisse sich in seinen Grundgedanken vollkommen irrte?

Es war unerträglich, mit welcher Macht sich diese Schlußfolgerungen aufdrängten. John klappte das kleine Buch zu und rückte einen Stuhl an den Kreis der Kartenspieler, um dem Spiel zuzusehen.

An Schlaflosigkeit hatte er nie gelitten. Es war auf dieser ganzen Reise eine ständig neue Freude gewesen, in sybaritischem Wohlbehagen im Bett zu liegen und dabei an die Zeiten zurückzudenken, wo er zu jeder Stunde und Witterung aus seiner Hängematte hatte aufstehen müssen. Weder Schiffsbewegung noch Sturmgeheul störten seinen gesunden Schlaf; jedoch

an diesem zehnten März wurde er noch vor dem ersten Morgengrauen aus seinem Schlummer unsanft aufgeschreckt. Ein Krachen, als wäre einer der riesenhaften Affenbrotbäume der Guineawälder umgebrochen, weckte ihn, eine eisigkalte Sturzflut drang in seine Kojе und ließ ihn aufspringen. Die halbe Kajüte stand unter Wasser.

»Wir sinken!« Der heisere, erregte Schrei kam von Deck. Newton tastete in der Finsternis nach seinem Mantel – bei der Kälte des nördlichen Atlantik schloß man angezogen –, tappte zur Tür und die Kajütentreppe hinauf. Die Luke stand offen, und auf der obersten Stufe erschien ein schwerer Stiefel. John erkannte in dem schwachen Dämmerlicht den Kapitän.

»Sind Sie das, Mr. Newton?« schrie Swanwick durch den Aufruhr. »Holen Sie ein Messer, aber um Himmelswillen, machen Sie schnell.«

Wieder ergoß sich eine riesige Sturzsee über den beschädigten Schiffsrumpf. John stolperte im knietiefen Wasser den Gang entlang, packte sein Messer und strebte zur Kajütentreppe. Kurz bevor er sie erreicht hatte, schwang sich vor ihm ein Matrose hinauf. Als dieser eben auf Deck trat und John seinen Kopf aus der Luke streckte, brach eine wilde See über sie. Das Schiff legte sich auf die Seite, die Beine des Matrosen wurden ihm unter dem Leibe weggespült, und im nächsten Augenblick war er verschwunden.

»Mein Gott«, sagte Swanwick, als John, bestürzt und naß bis auf die Knochen, bei ihm ankam. »Jetzt heißt es, einer für alle. Schneiden Sie die Want da weg, und dann packen Sie mit an beim Ausschöpfen. Das Wasser steigt rapide.«

Mit zehn anderen machte sich John an das scheinbar nutzlose Geschäft, eimerweise Wasser ins Meer zu schütten, was dann fünfzigfältig zurückkam. Seine ganzen Kräfte konzentrierte er auf den gewaltigen Kampf, Wasser mit Wasser zu bekämpfen, der Kälte seine Energie entgegenzusetzen, den mächtigen und hinterlistigen Schlägen der beutegierigen Wogen auszuweichen. Als der Tag nach einer Stunde heraufzog, nahm die Wut des Windes ein wenig ab. John wurde an die Pumpen gerufen, er band sich an und arbeitete angestrengt und im gleichbleibenden

Rhythmus inmitten der verzweifelten Mühen um ihn herum und über ihm.

In bester Gesundheit und unbekümmerten Gemüts nahm er das unvorhergesehene Unglück nicht sonderlich tragisch, zumal, wenn er an frühere Schmerzen und Entbehrungen dachte.

»Kopf hoch, Mann, Kopf hoch!« sagte er zum Schiffsarzt, der neben ihm pumpte. »Der Teufel will Sie noch gar nicht. In ein paar Tagen, wenn wir beim Wein sitzen, werden wir über diesen ganzen Mist nur noch lachen.«

Todd wandte ihm sein fahles Gesicht zu und brach in Tränen aus.

»Nein, nein«, sagte er erregt. »So dürfen Sie nicht sprechen. Besser, man gesteht sich die Wahrheit. Es ist zu spät, zu spät jetzt.«

Als das Tageslicht allmählich zunahm, wurde die Beschädigung sichtbar. Das Meer hatte auf dem Höhepunkt des Sturmes die oberen Spanten auf der einen Seite zerhämert und eingedrückt, und durch diesen Bruch sowie durch weitere Lecks in dem lange nicht mehr überholten Schiffsrumpf strömte das Wasser in solchen Mengen, daß das Schiff schon längst gesunken wäre, hätte nicht die aus Bienenwachs und Holz bestehende Ladung, leichter als Wasser, es schwimmend erhalten. Kleidungsstücke und der größte Teil des aufgeweichten Bettzeugs waren mühsam aus den Kabinen und dem Logis gezerrt und in die Lecks gestopft worden. Darüber wurden Bretter genagelt. Als das geschehen war, bemerkten die Männer an den Pumpen und die mit den Eimern, daß das Wasser ganz langsam zurückging und ihre mörderische Arbeit doch nicht ganz umsonst war.

Die Anstrengungen durften aber nicht nachlassen, denn das Schiff torkelte wie ein Betrunkener auf den haushohen Wogen auf und ab, mit gebrochenen Masten und zerfetzten Segeln, das von den langen Monaten in tropischen Gewässern brüchige Tauwerk zerriß unter den wütenden Stößen des Sturmes wie Zunder.

»Hier, Mr. Newton, lassen Sie sich von Matt beim Pumpen ablösen«, sagte Hardy, als er gegen neun herunterkam und bei ihm stehenblieb. »Der Kapitän wünscht, daß Sie ihm am Bugspriet helfen. Ich gehe in den Laderaum und sehe nach, ob ich an die

Verpflegung herankomme. Das lebende Inventar ist restlos über Bord gegangen. Aber kommen Sie so bald wie möglich zurück. Matt muß unbedingt etwas Essen für die Männer herrichten, sie können sonst nicht mehr weiter ...«

John reckte seine erstarrten Glieder und merkte, daß er fast am Ende seiner Kräfte war. Vorsichtig arbeitete er sich auf dem schlüpfrigen Deck nach vorne, kroch unter flatternden Wanten durch und spannte alle Kräfte an, damit er nicht auch von unvorhergesehenen Wogenstürzen hinweggespült würde. Schließlich fand er den Kapitän, wie er den beschädigten Vordermast untersuchte.

»Kommen Sie, Mann, helfen Sie hier«, sagte Swanwick heiser. »Glauben Sie, Sie kommen hoch und können die Spiere da festmachen?«

»Wenn ich das Tau splissen kann, ja«, entgegnete John, indem er an der Rahnock hinauf sah und das Tau wieder anknüpfte, so gut er es mit seinen rotgefrorenen Händen zustande brachte. »Jetzt.« Er klomm an dem schwankenden Mast hoch, machte die erforderlichen Handgriffe, angelte nach dem Tau, das von der gebrochenen Spiere herabbaumelte, zog es ein und landete wieder auf Deck. »Ich glaube, der alte Kahn wird es schaffen, wo der Wind jetzt etwas nachgelassen hat.«

»Hoffentlich haben Sie recht.« Swanwick sprach ohne Hoffnung. »Und jetzt wieder zurück an die Pumpen. Wir sind so vollgelaufen, daß es ein Wunder ist, daß wir nicht längst auf dem Meeresgrund sind.«

»Jawohl.« John warf noch einen flüchtigen Blick auf sein Werk und wandte sich achselzuckend ab. »Wenn das nicht hilft«, sagte er, obwohl der Kapitän nach Steuerbord gegangen war und ihn nicht hören konnte, »dann gnade uns Gott.«

Mechanisch fand er seinen Weg nach unten und löste Matt an seiner Pumpe wieder ab. Die kurze Pause hatte seine Kraft zum Durchhalten erneuert. Nachdem er sich angebunden hatte, nahm er den zermürbenden Kampf mit dem Pumpenschwengel mit unverminderter Kraft wieder auf. Jedoch in seinem Inneren war irgend etwas vorher Straffes, Unerschütterliches erschlaft, in dieser seiner inneren Welt spielte sich ein sonderbarer Wortstreit

ab, der sich mit dem Auf und Ab des Pumpenschwengels, seinem Zischen und Gurgeln immer wiederholte.

Dann gnade uns Gott. Warum habe ich das gesagt? Ich wollte es nicht sagen. Es kam von selbst. Gott – diesmal habe ich es nicht als Lästerung gesagt, auch nicht aus Spott, nicht mal aus Gewohnheit. Ohne Lästerung habe ich den Namen Gottes seit Jahren nicht mehr ausgesprochen. Seit wie vielen Jahren? Warum habe ich es jetzt getan? Wegen der Gefahr? Dem Tod ins Auge sehen, das habe ich schon oft erlebt. Ich war schon durchgefrorener als jetzt. Und genauso naß auch. Und viel, viel schwächer. Aber keinmal habe ich mich an Gott gewandt. Warum auch? Es gibt keinen Gott. Keinen persönlichen wenigstens, keinen, der uns hören kann, der etwas für uns tun könnte. Dieser Sturm ist die Folge von Naturgesetzen. Durch Zufall ist das Schiff in ihn hineingeraten. Sinnlose Phrase, dieser Spruch mit der Gnade. Gott soll Gnade geben, sich erbarmen? Über wen? Über uns – über mich? Erbarmen – selbst wenn er existierte, der Gott des Erbarmens – was für ein Erbarmen gäbe es für mich? Nein, ich habe nicht danach gerufen. Die Worte waren nicht von mir. Ich habe sie gesagt, aber ohne es zu wollen. Sie waren vielleicht ein unbewußtes Echo, Worte von früher, und ich habe sie unwillkürlich ausgesprochen – weil ich müde war, weil mir nichts Vernünftiges einfiel. Ich summe ja auch manchmal irgendwelche Melodien – aus dem Internat. Melodien aus Dr. Watt's Gesangbuch, aber nicht die Worte.

Gott erbarme sich. Selbst wenn es ihn gibt – Du bist der Gott, dessen Eigenheit es ist, sich immer zu erbarmen – über mich würde er sich nicht erbarmen.

Krach! Im Laderaum rutschte eine Kiste und zerschellte an der Außenwand, als das Schiff wieder in ein Wellental hinabstürzte, das so steil und bodenlos war, daß man meinte, man führe stracks bis auf den Meeresgrund.

Beim nächstenmal wird es auch so sein. Jede dieser Sturzseen, jede dieser sausenden Talfahrten kann dem Schiff den Rest geben. Na ja, je eher desto besser, wenn es schon so kommen muß. Dann erlebe ich – entweder gar nichts, wenn mit dem Tod alles aufhört, oder etwas unausdenkbar Schreckliches, wenn die

Dinge, die ich einst geglaubt habe, wahr sind. Auch das ist mir jetzt gleich. Und lange kann ich diese Pumperei nicht mehr weitermachen.

Nach weiteren drei Stunden war er so erschöpft, daß auch seine abschweifenden Gedanken und sein finsterer Unmut ihn nicht länger aufrecht halten konnten. Gegen Mittag rief er nach Ablösung. Er hatte länger ohne Ablösung gearbeitet als sämtliche anderen, und als er in seiner überschwemmten Kabine auf die nackte Schlafbank sank, war er so erledigt, daß er sich nicht mehr darum kümmerte, ob er je wieder von ihr aufstehen würde. Zu hart gebettet, als daß er hätte schlafen können, zu ausgepumpt, um irgend etwas aus der Umwelt in sich aufzunehmen, lag er eine Stunde wie gelähmt, dann rief man ihn von neuem an die Arbeit.

»Ich fürchte, Sir, ich kann noch nicht wieder an die Pumpe gehen«, meldete er Swanwick; sein rechter Arm war so erstarrt, daß er sich kaum an Deck hatte schwingen können.

»Ja.« Der Kapitän hatte ohnehin schon gestaunt, daß sein Fahrgast die pausenlose Plackerei so lange durchgehalten hatte. »Was meinen Sie, könnten Sie das Ruder übernehmen?«

»Jawohl.«

»Dann halten Sie das Schiff am Wind. Das ist das einzige, was wir tun können.«

So begann Johns Nachtwache. Stunde um Stunde hielt er das Ruder und ließ das Schiff über die Bergkämme und Abründe des wütenden Meeres stampfen, hinauf und hinunter. Rings umher und unter ihm ging der harte Kampf ununterbrochen weiter, Befehle wurden geschrien, die Männer rannten hin und her. Isoliert und fern den anderen, zum Stillstehen verurteilt und dennoch auf entscheidendem Posten, versuchte er, sich ganz auf die ihm übertragene Aufgabe zu konzentrieren und die Beschädigungen an den Masten, Segeln, Spieren abzuschätzen, die er jetzt zum erstenmal in ihrem ganzen Ausmaß überblicken konnte. Jedoch wurde das Handhaben des Ruders bald völlig mechanisch; ganz allein zwischen einem grausig aufgewirbelten Meer und einem sturmdurchtobten, drohenden Himmel gab's vor den Gedanken kein Entrinnen. Besonders vor dem einen, dem

schlimmsten, konnte John sich nicht retten, vor dem Gedanken – nein, es war mehr als ein Gedanke: eine Überzeugung –, daß er trotz allem *nicht* allein war.

Zunächst nur das. Nicht mehr. Und doch, eine Bresche war entstanden, breit genug, um sich weiter zu verbreiten. Gedanken, die ihn seit Jahren nicht mehr behelligt hatten, drängten sich hindurch. Er wußte wenig, er wußte gar nichts. Aber weil er gar nichts wußte, hatte er alles geleugnet, als wenn er alles wüßte. Er konnte nicht glauben, was er einstmals hingenommen hatte, hingenommen, weil andere Menschen es behauptet hatten; und deshalb hatte er die Behauptungen von wieder anderen akzeptiert, um das abzulehnen, was er nicht beweisen und nicht widerlegen konnte, was aber allgemein geglaubt wurde von Menschen, die so viel und so wenig wußten, wie er selbst. Ablehnen? Gut, das taten manche. Aber er, er hatte es getan unter Flüchen und Verwünschungen; großspurig und in selbstsicherer Anmaßung hatte er geleugnet und gespottet und gehöhnt.

Und was hatte er verhöhnt! Wenn es stimmte, was die Bibel sagt – obwohl er keinerlei Beweise hatte, es zu glauben, und bloßes Glauben war das letzte, was er sich wünschte –, wenn er einmal annahm, daß es wirklich stimmte –, was hatte er nicht alles abgelehnt und in den Staub gezogen und andere angereizt, es ebenso zu machen! Jesu Leben, seine Ablehnung der Gewalt, seine Selbstaufopferung durch Wohltun, seine freiwillige Hinnahme des Todes, die vorhergegangene Seelenqual, die Schmach, die Marterqualen jenes Todes. Und wem hatte jene Todesstrafe eigentlich gegolten? Für wen war er gestorben? Selbst wenn die Geschichte nur erdichtet war, was gab es daran zu verspotten? Beruhte sie jedoch auf Wahrheit, dann war es die Geschichte Gottes, des Sohnes Gottes, des Erbarmens Gottes – aber für ihn selbst konnte es kein Erbarmen geben. Die unverzeihliche Sünde, jene rätselhafte Sünde, die nicht vergeben werden konnte, nicht in dieser und nicht in der nächsten Weltzeit, sie hatte er doch begangen.

Lächerlich! Er sprach – dachte –, als wäre die Bibel wahr. Er hatte jetzt nicht mehr Gründe, an sie zu glauben, als gestern oder gar in jenen Situationen, als er den Tod mit fast unabwendbarer Sicherheit auf sich hatte zukommen sehen. Aber was halfen jetzt

Verstandesgründe? Und obwohl er die Bibel gewiß nicht für wahr hielt, so war er jetzt doch bereit anzunehmen, daß es einen Gott gab, dem er Rede stehen mußte, einen gerechten, heiligen Gott.

Er rückte gereizt hin und her. Das Steuerrad drehte sich unter seinen zuckenden Händen, und einen Augenblick spielte er mit dem teuflischen Anreiz, das Schiff mit der Breitseite gegen die Wellen zu stellen und zum Kentern zu bringen und so seinen Zweifeln und der düsteren Qual des Denkens ein rasches Ende zu bereiten. Aber die gesunden Instinkte behaupteten das Feld. Seine Hände wurden wieder fest, und er brachte das Schiff sicher vor den Wind.

War seine Schuld schlimmer als die der anderen an Bord, schlimmer als aller Menschen, mit denen er je umgegangen war? Ihm dämmerte jetzt zwar die Erkenntnis, daß er einem allmächtigen Gott gegenüberstand, und deshalb fühlte er sich hilflos, wehrlos, niedrig und gemein; aber weil er noch nicht erkannt hatte, daß Gott heilig ist, hatte er auch noch keine Erkenntnis seiner Sündhaftigkeit. Er hatte sich dem Sinnlichen ohne Maß und bedenkenlos hingegeben, sicher, aber das taten ja fast alle Männer; wenn seine Begierden unersättlicher waren als die der meisten anderen, so lag das an seiner Natur. Aber er hatte ja noch anderes getan, als nur der Sinnlichkeit gefrönt: Er hatte andere zum Unglauben, zur Lästerei, zu Ausschweifungen getrieben, wenn er bei anderen auf bescheidene Glaubensüberreste traf, hatte er diese rastlos zu zerstören gesucht, hatte mutwillig alle heiligen Begriffe verspottet und verhöhnt, hatte Gott durch unverschämte Lästerungen Trotz geboten – diese Schuld konnte er nicht leugnen. Das alles hatte er getan, gerade er, dem so viel Mittel der Erkenntnis in die Hand gegeben worden waren, der eine so viel gründlichere Bildung mitbekommen hatte als seine Kameraden. Wie vieles hatte er gelesen und gelernt und konnte er sogar noch auswendig – die Erklärungen des Katechismus, Kirchenlieder, Bibelverse.

Bibelverse! Als wenn ein verschlossenes Buch von jemand aufgeschlagen worden wäre, standen jene halbvergessenen Verse in großer Schrift vor seinem inneren Auge:

»Weil ich gerufen habe und ihr mich abgewiesen habt, weil ich mit der Hand gewinkt habe und niemand darauf geachtet hat, ihr vielmehr jeden Ratschlag von mir verworfen und auf meine Zurechtweisungen nichts gegeben habt: So will auch ich bei eurem Unglück lachen, will spotten, wenn der Schrecken über euch kommt. Alsdann werden sie nach mir rufen, aber ich werde nicht antworten; sie werden mich eifrig suchen, aber mich nicht finden. Weil sie die Erkenntnis gehaßt und sich der Gottesfurcht nicht zugewandt haben ...«

Das Heulen des Windes in den nackten Rahen klang wie das Lachen des Gottes, den er beleidigt hatte. John konnte kein Wort zu seiner Verteidigung vorbringen. Daß er schuldig gesprochen wurde, bestand durchaus zu Recht. Gott hatte ihm immer wieder seine Hand geboten; und er hatte abgelehnt, immer wieder abgelehnt. Doch war es auch jetzt noch nicht die Reue, was in ihm aufstieg nur Erkenntnis der Tatsachen, nackte, düstere und niederdrückende Erkenntnis.

»Denn es ist unmöglich, solche, die einmal die Erleuchtung empfangen und die himmlische Gabe geschmeckt haben und des Heiligen Geistes teilhaftig geworden sind und das köstliche Gotteswort und die Kräfte der zukünftigen Welt gekostet haben und dann doch abgefallen sind, noch einmal zur Sinnesänderung zu erneuern, weil sie für ihre Person den Sohn Gottes von neuem kreuzigen und ihn der Beschimpfung preisgeben.«

Den Sohn Gottes von neuem kreuzigen – das heißt, falls er das war: Gottes Sohn. Aber ohne diese Voraussetzung hatte die ganze Bibel keinen Sinn. Konnte es Worte geben, überlegte John benommen, die passender auf ihn gemünzt waren als jene? Und wo hatten sich die anderen Worte verborgen, die jetzt wieder aufstanden und ihm plötzlich so klar in den Sinn kamen:

»Denn so sie entflohen sind dem Unflat der Welt durch die Erkenntnis des Herrn und Heilandes Jesus Christus, lassen sich aber aufs neue darein verstricken und davon überwinden, dann ist mit ihnen das Letzte ärger geworden denn das Erste.«

Ja, so war es. Die Sätze hätten seine Lebensbeschreibung sein können, so genau schilderten sie das, was er erfahren hatte. Den Unflat der Welt hatte er erlebt und war ihm – zumindest äußer-

lich – entflohen, und er hatte sich von neuem hineinverstrickt, und am Ende stand es ärger mit ihm als am Anfang.

John hatte den Maat nicht kommen hören und schreckte zusammen, als er neben sich eine menschliche Stimme hörte.

»Ich löse Sie ab, sehen Sie zu, daß Sie etwas zu essen bekommen.«

»Zu essen?« John hatte nicht erwartet, noch einmal zu essen.

»Viel Auswahl gibt's zwar nicht. Unsere Fässer sind fast alle zertrümmert. Aber wir sind noch am Leben und können essen. Das ist immerhin etwas.«

Allerdings, dachte John – nur langsam konnte er in die Umwelt zurückfinden. Er ging nach unten und sah, daß Hardy keineswegs übertrieben hatte. Ein einziges Fäßchen war übriggeblieben mit ungemahlenem Getreide, das nun für die Schweine nicht mehr gebraucht wurde, daneben nur noch der Ertrag ihres Fischfangs in Neufundland. John verschlang seine Portion mit Heißhunger und goß gierig Wasser hinunter, um den Durst zu löschen, den die salzigen Dorsche hervorriefen. Zum Glück waren die Trinkwasserfässer gut vertäut gewesen und daher noch an ihrem Platz.

Zuerst schien ihm das Gespräch – gedämpftes, eintöniges Sprechen müder und banger Männer – recht belanglos. Den ganzen langen Tag hatte er zusammen mit den anderen gekämpft, aber mehr in dem instinktiven Wunsch, kämpfend zu versinken, als in der Erwartung, noch einen Sonnenaufgang zu erleben. Jetzt schwirrten Gesprächsfetzen an seinem Ohr vorüber; wenn er selber keinen Anteil nahm, so waren die anderen zu vertieft, um es zu bemerken.

»... kein Wasser mehr ... dringt nur noch langsam ein, die Pumpen werden aber damit fertig ... schlimmste Lecks jetzt abgedichtet ... knapp hundert Meilen noch bis Irland ... wenn der Wind so anhält.«

Wieder am Ruder, unter fliegenden Wolken, durch die hier und da ein Stern kalt hindurchglitzerte, machte sich John erneut mit der Möglichkeit vertraut, daß das Leben weitergehen würde. So fest hatte er mit dem unmittelbaren Strafgericht gerechnet, so trotzig-düster und so leidenschaftlich hatte ihn danach verlangt,

das Ganze hinter sich zu bringen und das Ende voller Schrecken über sich ergehen zu lassen, daß ihn die neue Hoffnung geradezu verwirrte, wie wenn bei einem eingeschlafenen Glied das Blut kribbelnd wieder einströmt.

Zunächst versuchte er, mit Gewalt dagegen anzugehen. Es ging also nicht zum Sterben, gut! Zwar widersprach es den früheren Erfahrungen, aber diesmal *konnte* es nur so sein, daß sein Geist durch die Todesfurcht verstört gewesen war. Wenn das Glück ihnen treu blieb, würden sie in wenigen Tagen in Irland sein. Und was für eine prachtvolle Geschichte konnte er dann von dem Sturm erzählen, wenn er – falls er Polly wiedersah. Polly, Mary –, er sprach beide Namen laut und hemmungslos in den pfeifenden Wind, aber die magische Wirkung, die sonst ihr Name gehabt hatte, blieb aus; so oft er ihn auch wiederholte, er gab seinen Gedanken keine Stütze. Unwillig, widerstrebend mußte John erkennen, daß die Wandlung, die sich in ihm vollzogen hatte, durch den Fortfall der Gefahr nicht beeinflußt wurde; es war eine innere, von der äußeren Lage unabhängige Krise. Dem Gott – wenn Gott es tatsächlich war –, dem er nach dem Tode gegenüberreten mußte, dem hatte er sich hier schon zu stellen. Sich ihm stellen, obwohl er ausweichen wollte, ja, er mußte es – der Schrecken seiner Gegenwart wich nicht.

Als der Abend in die Nacht übergang, begann er klarer und zusammenhängender zu denken und die starre Logik, mit der er seine freidenkerische Position erreicht und unterbaut hatte, auch auf seine jetzige Lage anzuwenden. Wenn es einen Gott gab – angesichts der vielen, welche glaubten, lief es der Vernunft nicht unbedingt zuwider, diese Möglichkeit einzuräumen – wenn dieser Gott auf irgendeine Weise – wie, konnte er sich nicht erklären, es widersprach auch seinem ganzen Denken während der vergangenen Jahre – wenn also Gott irgendwie an ihm handelte, dann war auch diese Rettung vor dem Untergang, dieser jüngste Strafaufschub nach vielen anderen von ihm geplant, gewollt, bewirkt.

Er wollte beten, setzte mehrmals an, gab es auf. Gott, wenn es einen Gott gibt ... Gott, wenn du da bist, wie es scheint – ja, das »Du« war sicher besser ... Doch auf Grund wovon konnte er an

ihn herantreten, an diesen Unbekannten? Der, falls er existierte, unbegrenzte Macht hatte; der, wenn er persönlich war, mit gutem Recht in Zorn entbrannt war, weil er ihn mißachtet und zurückgestoßen, ihn, den Heiligen, empört hatte? Wie sollte er ihm nahen? Um Jesu willen? Das wäre pure Heuchelei – wenn er nicht die Überzeugung hatte, daß die Geschichte Jesu wahr sei – und wenn sie wahr war, wie hatte er darüber gehöhnt. Jesus war für Sünden gestorben, aber nicht für solche Sünden wie die seinen; Jesu Tod *falls er so gestorben war* – hatte Wirksamkeit für die, die glaubten. Er konnte einen Gott, der die Herzensgründe prüfte (und da war etwas, was seinen Herzensgrund prüfte), er konnte einen solchen Gott nicht dadurch neu verhöhnern, daß er Glauben *vortäuschte*. Nein, er konnte nicht beten, mit Bewußtsein nicht. Das Rufen, das aus seinem Munde drang und das den großen Namen immer wieder aussprach, in ratloser Verwirrung und doch mit letztem Ernst, es war so klagend wie das Schreien der Möwen, die bis vor wenigen Tagen noch das Schiff umkreist und dann verlassen hatten.

Aber eins konnte er, und das würde er auch tun, wenn ihm noch weiter Frist gewährt wurde: das Neue Testament durchforschen und zum mindesten für *möglich* halten, daß sein Inhalt wahr sei. Falls das stimmen sollte – mit Absicht wählte er die Form der Frage –, dann würde ihn der Gott, der ihn zu diesem Stillstand gebracht hatte, auch weiterführen und erleuchten. Wenn aber alles nur ein Märchen war – diese andere Möglichkeit betrachtete er nun schon mit geheimer Furcht –, würde dann diese Unruhe von ihm weichen, dieses unerbittliche Gefühl, daß »Einer« gegenwärtig war?

Dienstagmorgen, fünfzehnter März. John wachte früh auf, ihn fror, obwohl er bei der Hundswache ständig auf und ab gelaufen war. Von allen Nöten war in den fünf letzten Tagen die Kälte die schlimmste gewesen. Die Kost war denkbar eintönig – gesalzener Dorsch zum Frühstück, zum Mittag- und zum Abendessen, dazu nur etwas grobes Brot, gebacken aus dem Mehl für die Schweine. Man hatte schwer gearbeitet, denn die Pumpen mußten ständig in Betrieb gehalten werden. Da der größte Teil des Holzvorrats dahingeschwunden und Bettzeug und Kleidungsstücke als Abdichtung in die Lecks gestopft worden waren, erforderte die Überwindung der Kälte eine Kraft, die erschöpfte, schlecht genährte, noch bis vor kurzem an heißes Klima gewohnte Männer nicht aufbringen konnten. Die meisten husteten, und besonders Todd sah aus wie ein wandelnder Leichnam. Doch der Westwind hatte angehalten und trieb das lahm gewordene Schiff ständig seinem Ziel entgegen.

»Land voraus!« Hatte er geträumt? Nein, der Ruf erklang von neuem, jubelnd, und das Schlurren und Trampeln von eilenden Füßen, das Gewirr erregter Stimmen bestätigten, daß er sich nicht getäuscht hatte. Als er an Deck kam, war schon die gesamte Mannschaft versammelt, schwarz hoben sich die Umrisse der Männer vor dem ersten farbigen Aufbrechen einer ungewöhnlich schönen Morgendämmerung ab. Die Männer wiesen nach vorn, lachten, schrien und umarmten sich.

»Das muß gefeiert werden.« Kapitän Swanwicks Stimme über-tönte das Geschnatter. »Rücken Sie Ihr letztes Brot heraus, Matt, jetzt ist der richtige Augenblick. Heute abend haben wir Brot in Fülle. Und eine halbe Flasche Schnaps habe ich auch noch. Los, Mr. Hardy, holen Sie her, Sie wissen, wo sie steht. Die eisernen Reserven sind jetzt nicht mehr nötig, bald gibt's Schnaps, soviel wir wollen.«

Sein Vorschlag ging in den Hurrarufen unter, in die John etwas gedankenverloren einstimmt. Endlich Land – östlich voraus ein langer, hügeliger Küstenstreifen, in einen schmalen Vorsprung auslaufend, und unmittelbar dahinter zwei kleine flache Inseln. Zweifellos die Nordwestspitze Irlands. Wenn der Wind nur eini-germaßen günstig blieb, würden sie bis abends einen Hafen finden.

Matt erschien mit Brot und Tongefäßen, Hardy brachte den Schnaps an, kaum mehr als einen Schoppen. Das Feuerwasser brannte angenehm in Johns Kehle. Der Jubel und das Gerede hielten an, aber John blieb unbeteiligt, wie in den ganzen letzten Tagen von seinen eigenen Gedanken erfüllt. Plötzlich merkte er, daß er nicht der einzige war, der abseits von dem erregten Kreis der anderen stand: der Steuermann, den kleinen Tonkrug in der Hand, spähte unverwandt nach vorne, und als John seinem Blick folgte, bemächtigte sich seiner ein immer stärker werdendes unbehagliches Gefühl.

»Irland, Schottland, England – Hauptsache, es ist Land!« rief der Bootsmann. »Mich kriegen keine hundert Teufel wieder auf ein Schiff. Ha, Land –«

»Hoffentlich ist es tatsächlich Land.«

Das ernste Wort und der noch ernstere Ton, in dem es ausgesprochen wurde, ließen den Radau verstummen, aber nur für einen Augenblick. Ärgerliche, mißbilligende Stimmen wurden laut, doch dann merkten die Männer plötzlich, von wem das Wort gekommen war. Wäre es einer aus ihren eigenen Reihen gewesen, sie hätten ihn in ihrem Zorn, in ihrer abergläubischen Angst vor bösen Vorbedeutungen wahrscheinlich niedergeschlagen. Aber es war Hardy, der gesprochen hatte, und sein Ernst teilte sich sofort auch Swanwick mit. Die Matrosen liefen wieder an die Reling und spähten in angstvoller Ungewißheit nach vorne.

Sie brauchten nicht lange zu warten. Der Tag zog rasch herauf, und mit dem zunehmenden Licht schwand ihre Siegesicherheit dahin. Johns Augen waren fast so scharf wie die des Steuermanns, aber nun, als der große Feuerball der Sonne sich aus dem Meer hob und die eine von den kleinen Inseln glühendrot wurde, kamen auch dem Schwachsichtigsten Zweifel. Kapitän Swanwick war sprachlos vor Enttäuschung. Todds graues Gesicht fiel in düsterer Vorahnung förmlich zusammen, er brachte nicht ein Wort hervor. Es blieb Hardy überlassen, die Zuversicht, die er zerstört hatte, wieder aufzurichten.

»Kopf hoch«, sagte er mühsam und wenig überzeugend. »Auch wenn es jetzt noch nichts ist, lange kann es nicht mehr dauern. Noch ein, zwei Tage, dann sind wir an der Küste Irlands.«

»Und wenn nicht, dann muß ein Jonas unter uns sein, das ist mir völlig klar«, brummte Swanwick, der sich nicht so leicht beruhigen ließ wie die Matrosen.

Die aufmunternden Worte des Steuermanns verloren ihre kurze Wirkung, als der Wind bald nach Sonnenaufgang gänzlich aufhörte. Den ganzen Tag und einen Teil des folgenden schlingerte die *Greyhound* träge auf immer ruhigerer See, nur ab und zu erwischten ihre wenigen Segel einen matten Windstoß. Die Mannschaft, soweit sie nicht zum Pumpen kommandiert war, hielt sich die meiste Zeit an Deck auf. Wie Kinder, die in einem leeren Hause auf heimliche Geräusche lauern, horchten sie in ängstlicher Erwartung auf das kleinste Säuseln, auf ein Rascheln in den Segeln, das frischen Wind verkünden würde.

Am Mittwochvormittag, nach ein paar unzusammenhängenden Stößen, frischte dann der Wind tatsächlich auf, fast zum Sturm, aber aus Südosten. Gleich beim ersten Wiederaufwallen des Meeres legte sich die *Greyhound* auf ihre angeschlagene Seite, und nur ein eiliges Manöver, das dem Wind ihre Backbordseite zudrehte, rettete sie vor dem Untergehen. Aber damit änderte sich auch der Kurs, sie wurde jetzt von jedem Hafen weggetrieben, in genau die entgegengesetzte Richtung. Und so blieb es. Die Tage schleppten sich dahin, aus einer Woche wurden zwei, und die Matrosen mußten zusehen, wie ihr Schiff sie immer weiter von den bekannten Küsten wegtrug, in unbefahrene nördliche Gewässer, wo sie keinem anderen Schiff begegnen würden, ja, wo so früh im Jahr vielleicht noch nie ein anderes Schiff gewesen war.

John lebte zweierlei Leben. Äußerlich war er vom bevorrechtigten Fahrgast zum Angehörigen der Mannschaft geworden; durch seine frühere Übung zu jeder seemännischen Tätigkeit tüchtig, wurde er wie alle anderen eingespannt – bis an die Grenze seiner Kräfte und darüber. Gemeinsam mit den anderen kämpfte er den harten, endlos langen Kampf, das havarierte Schiff über Wasser zu halten, litt er unter Kälte, unter Schlafmangel und Hunger – ein halber Salzdorsch wurde jetzt auf zwölf Mann aufgeteilt als Ration für einen ganzen Tag, und der Vorrat schmolz beängstigend schnell zusammen.

Für John kam aber noch ein besonderer Verdruß hinzu, von dem

die anderen verschont waren. Der zuerst so liebenswürdige Kapitän, der ihn durch Vorspiegelungen auf sein Schiff gelockt hatte, machte kein Hehl daraus, wie bitter er dies jetzt bereute. Etwas hatte die zuerst in allem wohlgelungene Reise in eine Unglücksfahrt verwandelt, und die meisten Mißgeschicke waren eingetreten, nachdem der junge Mann an Bord gekommen war, dieser zügellose Freidenker mit seinen unerhörten Lästereien. Wie die Geschichte Jonas angefangen hatte und wie sie ausgegangen war, das war Swanwick unbekannt; aber jeder englische Seemann wußte, daß es Schiffe gab, die einen »Jonas« an Bord hatten; undeutlich entsann sich der Kapitän eines Sturmes, der sich gelegt hatte, als der mutmaßliche Urheber ins Meer geworfen war. Ob der Kapitän ein Gleiches vorhatte, ob die Matrosen, die seine wiederholten Unglücksprophezeiungen gehört hatten, das Strafgericht eigenmächtig ausführen würden, ahnte John nicht. Aber die ständige Beschuldigung – Swanwick war durch das Unheil so verbittert, daß er nie an John vorüberging, ohne irgend etwas an ihm auszusetzen – war alles andere als ermunternd; und sein eigenes Gewissen sagte ihm, daß die Schuld, die auf ihm lag, tatsächlich groß genug war, um Gottes Zorn auf das ganze Schiff herabzuziehen.

Newton fluchte nicht mehr. Unter dem Einfluß der Wirklichkeit, die ihn überschattete, schwanden nicht nur die klüglich ausgedachten, wider Gott gerichteten Aussprüche, sondern auch die Flüche und Verwünschungen, womit er sonst seine Worte unterstrichen hatte. Wenn er nicht mehr lästerte, so deshalb, weil er kein Verlangen mehr danach hatte. Die Dinge, die er früher gesagt hatte, waren nicht nur gemein, sondern hohl, nicht nur unverschämt, sondern dumm und sinnlos, wenn Gott lebte. Und daß Gott tatsächlich existierte, dessen war er jetzt gewiß, auch wenn ihm alles übrige noch unklar war.

Aber die Säuberung seiner Redeweise konnte in diesem Kreis von Männern nicht auffallen, weil jeder zu erschöpft war, zu sehr beschäftigt mit der eigenen Not, um auf den anderen zu achten. Zudem hielt sich John in den wenigen freien Stunden, die ihm Arbeit und Wachestunden übrigließen, von den anderen fern. Allein mit sich selbst, stellte er in diesen Stunden verwundert fest, daß sein Zustand vom Wechsel äußerer Umstände unbeein-

flußt blieb. Die Tage des verhältnismäßig guten Vorwärtkommens nach dem großen Sturm unterschieden sich in ihrer Wirkung – oder Nichtwirkung – auf sein inneres Sein nicht wesentlich von den Tagen der schrecklichen Ungewißheit und wachsenden Zermürbung nach der irrtümlichen Landsichtung. In seinem Innern hatte er einen Sturm zu überstehen, für den der im Atlantik überstandene nur ein äußeres Symbol war. Er hatte eine Reise angetreten, die zu so hohen Zielen strebte, daß die jetzige Fahrt – wann und wie sie auch enden würde – nur noch zweitrangige Bedeutung hatte.

Getreu seinem Vorsatz hatte er sich daran gemacht, die Zeugnisse des Glaubens neu zu prüfen. Niemand merkte es, wenn die Bibel nicht an der gewohnten Stelle lag, und John war dankbar, daß seine guten Augen ihn instandsetzten, auch bei schwächstem Licht zu lesen. Aber sein Versuch, sich ins Neue Testament hineinzulesen, brachte einige Enttäuschungen. Vertraut mit den schlichten Berichten, drängte sich ihm fast bei jeder Seite ungewollt spitzfindige Kritik auf. Da er wußte, wie stark der bewußte Wille damals mitgespielt hatte, als er seinen Kindheitsglauben von sich warf, hatte er gemeint, der Wille werde ihn auch instandsetzen, den Glauben wieder anzunehmen. Als Freidenker hatte er die verachtet, die glaubten, weil sie glauben wollten. Jetzt erkannte er, daß dies gar nicht möglich war, daß das Wünschen nicht genügte. Seine ungläubigen Freunde hätten ihn beschuldigt, er sei darauf aus, Beweise für die Wahrheit der christlichen Lehre zu finden. Und das war tatsächlich sein Bestreben, er gestand es offen ein. Doch auch sie würden danach streben, wenn Gott ihnen zeigte, was er ihm gezeigt hatte: die gewaltige Tatsache seines Seins und seinen eigenen erschreckenden Zustand.

Aufs Geratewohl hier und dort lesend, stieß er auf einen Vers, der sich plötzlich aus den anderen heraushob, wie eine aufgebrochene Blüte über einem Büschel Knospen.

»Wenn nun ihr, die ihr doch böse seid, euren Kindern gute Gaben geben könnt, wieviel mehr wird dann euer himmlischer Vater den Heiligen Geist geben denen, die ihn darum bitten!«

Wenn die Bibel wahr ist, dachte John laut (er hatte Frühwache und ging beim Lesen auf und ab), dann ist auch diese Stelle wahr.

Von dem Geist, der sie geschrieben hat, muß ich haben, um sie richtig zu verstehen. Gott hat sich hier verpflichtet, diesen Geist denen zu geben, die ihn darum bitten. Ich muß also darum beten; und wenn es Gott ist, wird er sein Wort auch einlösen. Ich bete also. Ich bitte ihn darum. Ich glaube nicht ans Evangelium, ich glaube nicht an dieses ganze Buch. Ich will niemand etwas vormachen, aber ich bin willens zu erfahren, ob es die Wahrheit sagt. »Wenn du es versprochen hast, erfülle es, ich bitte dich. Gib mir den Heiligen Geist.«

Andere Gedanken drangen auf ihn ein. Wie hieß jener Vers, der ihm aufgestoßen war, als er die Evangelien durchgeblättert und wenig Sinn darin gefunden hatte? Er mußte fünf Kapitel durchsehen, aber schließlich fand er ihn.

»Wenn jemand Seinen Willen tun will, dann wird er inne werden, ob diese Lehre von Gott stammt, oder ob ich von mir selbst aus rede.«

Ja, das war durchaus in Ordnung. Gottes Willen tun *wollen* – nicht tun. Ihn tun, das ging weit über sein Vermögen; aber willens sein: wenn dieses Erfordernis erfüllt war, sollte die Erkenntnis kommen, die Gewißheit. Gut, er wollte es probieren.

Um es auszuprobieren, fuhr er fort, zu forschen und das Gefundene zu durchdenken. Ein schneller Lerner war er nicht, und die Wurzeln seines Unglaubens saßen tief. Langsam, in mühsamer Arbeit fügte er eine Überzeugung zur anderen, mit nüchternem Sinn, und tat keinen Schritt, zu dem sein Verstand ihn nicht antrieb. Gott existierte, Gott war heilig. Er, sein Geschöpf, war ein Rebell und Sünder. Aber der Gedanke an seine Sünden führte noch keinen Umschwung herbei. Unter dem »Heil« konnte er sich nicht viel vorstellen; er wußte nur, daß er es nicht besaß, daß er nicht in Ordnung war und deshalb sich vor Gottes Antlitz unbehaglich, hilflos, fremd fühlte. Zum erstenmal in seinem Leben ging er ganz sachlich vor, ohne irgendwelche Entschuldigungen zu machen. Im Gegenteil, er fand, daß er keine einzige hatte. Gottes Gedanken seien nicht unsere Gedanken, hatte er gelesen. Aber irgendwie ließen sie sich doch vergleichen. Die Schrift verwandte menschliche Begriffe, weil Gott auf keine andere Weise für das menschliche Begriffsvermögen wirklich werden konnte.

Wenn ich ein kleines Wesen schaffen und es lebendig machen könnte, wenn es mich haßte und sich mir widersetzte, meine Freundlichkeit mißachtete und Vergnügen daran fände, mich zu ärgern, ja, dazu noch andere solche Wesen aufrührte und sich seines kümmerlichen Trotzes auch noch rühmte – würde ich es nicht bald leid werden und wie eine Spinne oder wie einen gartigen Käfer zertreten? Müßte Gott nicht ebenso verfahren? Doch er sandte seinen Sohn, zum Sterben – erstaunlicher Gedanke –, damit er mich mit sich versöhnte. Das ist der allmächtige Retter, den ich brauche. Ich habe nichts, womit ich meine Schuldenrechnung zahlen könnte. Bis heute kenne ich keinen, der ein so ungeheures Schuldkonto hätte. Wenn dies alles stimmt, vielleicht habe ich dann noch Hoffnung. Wenn es falsch ist –. Er brach ab. Ach, warum konnte er nicht wie früher sicher und gleichgültig sein? War es nicht doch besser als dieses unergründliche Dunkel, das rings um das schwache Licht, in dem er sich bewegte, lauerte? Aber er hatte kein Verlangen mehr, zu seinem früheren Zustand zurückzukehren. Verglichen mit dem Leben, das sich in ihm regte – schmerzhaft, aber dennoch Leben – schien jener andere John Newton wie ein Toter; zu dem zurückzugehen, hieße ein Leichnam werden.

Der März ging zu Ende; auch der April brachte keine günstigere Witterung. Das drohende Gespenst des Hungertodes rückte immer näher. Aber trotz der düsteren Aussichten, die John noch mehr bedrohten als die anderen, konnte er nicht verzweifeln. Sein Körper, vielleicht durch die längeren Entbehungen auf der Plantana-Insel abgehärtet, ertrug verbissen die Strapazen; zwar nahmen Johns Kräfte mit jedem Tage weiter ab, dennoch vermochte er schwerer und länger zu arbeiten als alle anderen. Vielleicht war es dies, was den Kapitän davon abhielt, sich seiner zu entledigen. Daß trotz aller Not das Leben weiterging, Tag um Tag, ließ in John neue Hoffnung aufkeimen. Und als er nach Beendigung seiner Wache in der Frühe eines Aprilmorgens an Deck stand und bemerkte, wie der Wind, der sich vor zwei Stunden gelegt hatte, wieder auffrischte und nun genau aus der so ersehnten Richtung kam, sprach er sein erstes und von Zuversicht erfülltes Dankgebet.

Die Fischer in Fahan und die Bürger von Londonderry waren dem Meer zu sehr verbunden, um Fremdlingen gegenüber gleichgültig zu bleiben, die seinem gierigen Rachen im letzten Augenblick entronnen waren. Als die halblahme *Greyhound* in den Hafen kroch, vier Wochen nach der großen Havarie, stand alt und jung am Kai Spalier; und als die Matrosen, die sich an diesem Morgen den letzten Dorsch geteilt hatten, wie wirkliche Gespenster an Land wankten, wurden sie wie lang vermißte Angehörige begrüßt.

Als John einige Wochen später eines Morgens in seinem sauberen Bett erwachte, an das er sich rasch gewöhnt hatte, dachte er über das Vergangene nach und über das, was aus ihm werden sollte. Da er auf der *Greyhound* keine feste Stellung hatte und es eine ganze Weile dauern würde, bis das Schiff instandgesetzt war, hatte er sich nach Londonderry begeben und dort bei einer Familie Unterkunft gefunden.

Da hörte er, daß in einigen Tagen ein Postschiff nach England segeln sollte. Er setzte sich hin und schrieb zwei Briefe. Im ersten teilte er seinem Vater seine Mißgeschicke mit und seine Rückkehr. Zum erstenmal schrieb er ihm völlig offen von seiner Verehrung für Mary Catlett und daß das frostige Verhältnis zwischen den Familien in den Augen ihrer Eltern ein unüberwindbares Hindernis darstellte.

Mit dem zweiten Brief zögerte er lange. Bestand denn irgendeine Aussicht, wenn er Mary schrieb, daß er Antwort bekam, eine Antwort, die ihm das sagte, was er so brennend gerne wissen wollte: ob sie noch ledig sei und wie sie zu ihm stehe? Und wenn sie verheiratet war – er wollte sie nicht in die peinliche Lage bringen, ihm dann eine Absage schicken zu müssen.

An ihre Eltern konnte er nicht schreiben. Die Einwände, die sie bei der letzten Unterredung vorgebracht hatten, hafteten noch in seinem Gedächtnis. Er war jetzt in einer schlechteren Verfassung als damals; gewiß, er war älter, doch die Jahre hatten ihn nicht so verändert, daß Marys Eltern ihn als eine passende Partie für ihre Tochter ansehen würden. Nein, die einzige, mit der er in Verbindung treten konnte, war Marys Tante Hammond. So schrieb er denn an sie und gab als Anschrift eine Adresse in Liverpool an.

Während so sein äußeres Dasein völlig in der Schwebelage hing, rief sein geistliches Leben nach der Beachtung, die ihm zukam. Was ihm in der letzten Zeit widerfahren war, hatte ihm so viel Grund zur Dankbarkeit gegeben, daß es ihn in dem Beschluß bestärkte und weiter dazu anspornte, zwischen diesem Gott, der hörte und erhörte, und sich selbst eine neue Beziehung herzustellen.

Der innere Wandel, der mit jener achtlosen Äußerung während des großen Sturmes über ihn gekommen war, zeigte sich in vielerlei Auswirkungen. Er fluchte nicht mehr, er hatte keinerlei Verlangen mehr, über geistliche Dinge zu scherzen oder Witze zu machen. Seitdem er angefangen hatte, sich mit der Heiligen Schrift zu beschäftigen, bewies sie ihre Kraft und Weisheit; er erfuhr, wie genau sie des Menschen Herz und seinen ganzen inneren Zustand durchleuchtet, wie sehr sie dem entsprach, was er als Heilmittel benötigte, und daher stellte er ihre Wahrheit nicht mehr in Frage. In dem Bestreben, seinen Glauben immer mehr zu stärken, hatte er den Thomas a Kempis zu Ende gelesen sowie einen Band mit Predigten von Bischof Beveridge; jetzt nahm er zweimal täglich an den Gebetsstunden in der Derrykirche teil, und dem dortigen Pfarrer hatte er gesagt, daß er die Absicht habe, auch zum Abendmahl zu gehen. In dem Bemühen, seinen früheren Zynismus restlos abzulegen, nahm er es als ganz selbstverständlich an, daß das, was sich in der Kirche abspielte, gut und richtig sei. Er tadelte sich, wenn auch nicht allzu heftig, daß er die Sonntagspredigt langweilig fand, und es verwirrte ihn, daß der Geistliche sich sehr erstaunt gezeigt hatte, daß ein Mensch die Vorschriften so genau befolgte und seine »Absicht«, zum Abendmahl zu gehen, vorher kundtat.

Der Mai ging schon seinem Ende zu, als John in Liverpool ankam und, da er keinen Brief von Marys Tante vorfand, unsicher durch die Straßen schlenderte, von den Dry Piers über die Pool Lane zum Cleavelands Square, und sich dort auf eine Bank setzte – ein Fremder, in dessen Heimkehrerfreude sich immer stärker die Enttäuschung mischte. Heute – oder vielleicht auch gestern – wollte Kapitän Newton an Bord der *Nore* gehen, um nach Kanada zu segeln. Der Brief, den John in Londonderry per Eilpostschiff bekommen hatte, war der liebevollste, den sein

Vater je geschrieben hatte. Die Freude, daß er seinen Sohn von den Toten wieder hatte – achtzehn Monate war die *Greyhound* verschollen gewesen – hatte die Erinnerung an alle früheren Missetaten ausgelöscht. John dachte ernst daran, mit welcher Art von Sohn sein Vater es zu tun gehabt hätte, wenn er ein paar Monate vorher zurückgekommen wäre, und er fragte sich, ob die väterliche Liebe das wohl hätte überleben können. Es tat John wohl, daß sein Vater einen so herzlich-warmen Ton gefunden und ihm dringend zugeredet hatte, wenn er früh genug in England eintreffe, mit ihm nach Kanada zu fahren, wo er eine neue Stellung antrete, und zwar als Gouverneur der Hudson's Bay Company. Im stillen hatte John diese Möglichkeit gefürchtet, trotz der guten Aussichten, die sie ihm für seine Zukunft hätte bieten können, und er war erleichtert gewesen, als ihn die sich immer wieder hinziehende Instandsetzung der *Greyhound* und der Platzmangel auf anderen Schiffen ohne seine Schuld daran gehindert hatten, England früher zu erreichen.

Seine Erleichterung war verfrüht gewesen, dachte er jetzt mutlos. England verlassen, bevor er richtig angekommen war und ohne daß er Mary wiedersehen konnte, schon das wäre furchtbar gewesen; aber dableiben und nicht auf Mary hoffen können, das war geradezu unmöglich. Und was konnte Mrs. Hammonds Schweigen anderes bedeuten, als daß Mary jetzt für ihn verloren war – wahrscheinlich längst verheiratet oder vielleicht tot. Auf jeden Fall hatte sie kein Interesse für ihn. Auf der steifen Bank aus Eisen hockend, vergrub er sein Gesicht in den Händen und dachte: »Wäre ich doch in Afrika geblieben.«

Aber schon bereute er, so gedacht zu haben. Gott, dem er sich für immer angelobt hatte an jenem feierlichen Morgen in Londonderry, hatte ihn nicht so geführt, um ihn jetzt allein zu lassen und sich von ihm abzuwenden. Vielleicht, nein, sicher war seine Leidenschaft für Mary Abgötterei gewesen. Seit Jahren hatte sie in seinem Leben jenen Platz gehabt, der nur Gott gebührte; jetzt, wo er sich mit Gott verbunden hatte, als ihm gehörig, ihm allein, jetzt nahm ihn Gott beim Wort. Gut, er wollte, nein, er konnte von dem Bunde nicht zurücktreten. Was hatte Gott zu Hesekiel gesagt?

»Du Menschenkind, wisse wohl: ich will dir deiner Augen Lust nehmen durch einen plötzlichen Schlag.«

Schweren Herzens suchte er den nächsten besten Gasthof auf, kaufte einen Briefbogen, borgte Federkiel und Tinte und »belästigte« ein letztes Mal Tante Hammond.

»Ich glaube nicht, daß es mir je gelingen wird, meine große Liebe ganz zu überwinden«, schrieb er; er fühlte, wie seine Augen sich mit Tränen füllten und bog den Kopf zur Seite, damit sie nicht auf das Papier fielen. »Doch ich will mich bemühen, sie in meinem Herzen zu verschließen und von nun an weder Mary noch Sie damit zu belästigen ... Ich glaube, das beste Linderungsmittel für mein Übel ist das Fernsein, obgleich ich schon erfahren habe, daß auch dieses keine wahre Heilung bringt ...« Er werde sich bemühen, schrieb er traurig, Gelegenheit zu einer langen Fahrt zu finden; seit er die Hoffnung, die ihm England lieb und wert machte, aufgegeben habe, betrachte er die ganze Welt als sein Vaterland.

Als trüge er seine Liebe zu Grabe, brachte er den Brief zur Sammelstelle und irrte weiter durch die Straßen Liverpools. Aber so elend und allein und unsicher er umherirrte, wußte er sich dennoch unter einer höheren Führung nicht mehr hin und her gestoßen von unberechenbaren Leidenschaften, Launen, Trieben. Er glaubte an Gott, aber er wußte noch immer sehr wenig über ihn. Das, was er dachte, seit ihm das Wirklichsein Gottes aufgegangen war, stimmte natürlich mit den elementaren Glaubenslehren überein, die er in seiner Jugend gelernt hatte; auf sie stieß er jetzt von neuem, wenn er in der Bibel las und in Büchern, die er sich von andern hatte ausleihen können – Bücher über christliche Glaubenszeugen. Noch weiteres fand er darin: ein Denken und eine Reife geistlicher Erfahrung, die ihm selbst noch fremd waren.

Obwohl er so ziel- und lustlos durch die Straßen irrte, war er davon überzeugt, daß er auf der Erde etwas wirken sollte. Sonst hätte Gott ja nicht so offenkundig eingegriffen und verhindert, daß er von der Erde weggenommen würde. Wenn Gott ihn nur bewahrt hatte, damit er sich bekehrte, warum dann jenes erstaunliche Geschehnis in Londonderry, ausgerechnet einen Tag nach seinem Abendmahl, als er nach seinem ganzen inneren

Zustand mehr denn je bereit gewesen war abzuschneiden? Der Bürgermeister hatte ihn zu einer Treibjagd eingeladen; an einer steilen Böschung war beim Hinaufklettern Johns Flinte losgegangen, die Kugel hatte den Rand seines Hutes durchlöchert. Die anderen Jäger hatten ihn umringt und ihm gratuliert, daß er so gut davongekommen sei. Davongekommen – davon hätte John ihnen manchen anderen Fall erzählen können. Als er daran dachte, richtete er seine zusammengesunkene Gestalt wieder auf und schaute sich entschlossen um.

Manesty Lane! Der bekannte Name war ihm wie ein Zeichen, daß er in der Tat von Gott geführt wurde. Irgendwann wäre er bei einem Gang durch Liverpool wohl auf jeden Fall in dieser Hauptstraße gelandet. Und doch war es ein seltsames Zusammentreffen, daß er genau in dem Moment dorthin kam, als er in seinem Trübsinn ganz vergessen hatte, welches Ziel für den Sohn von Kapitän Newton in Liverpool gegeben war.

»Besuche Joseph Manesty«, hatte sein Vater ihm geschrieben. John ging hin, und aller Erwartung entgegen wurde ihm ein herzlicher Empfang zuteil, gerade das, was ihm so sehr gefehlt hatte. Joseph Manesty, ein angesehener Bürger dieser großen Stadt, von dem er schon oft gehört hatte, hieß den Heimkehrer willkommen, stellvertretend für den Vater, der England schon verlassen hatte.

Shooter's Hill! Anscheinend hatte dieser Stallknecht in Rotherhithe ihm das langsamste von all seinen Pferden gegeben. Wie lieblich war die schmerzlich vertraute Gegend, aber mit welcher Ungeduld durcheilte er die mitsommerliche Landschaft!

Es war Ende Juni 1748. Zuletzt hatte er Chatham – ach was galt ihm Chatham – hatte er Mary am Silvestertage 1744 gesehen. Seltsam, daß sich nach so langem Fernsein diese letzten Stunden so unerträglich hinziehen konnten. Aber daß es überhaupt zu einem Wiedersehen kam, darin erwies sich wieder einmal die überschwengliche Güte Gottes. Sicher, ganz sicher war es ein Zeichen, daß seine Träume sich erfüllen würden. Aber gab er sich nicht allzu kühnen Hoffnungen hin? Aber warum war sie noch unverheiratet? Schön und heiteren Gemüts und, wie ihre Tante ihm in ihrem Brief versichert hatte, in der »vornehmen« Gesellschaft von Chatham und Rochester gleichfalls umworben – warum war sie unverheiratet geblieben, wenn nicht seinetwegen? Und warum waren alle äußeren Hindernisse auf so wunderbare Weise aus der Welt geräumt worden? Daß sein Vater an die Catletts einen Brief schreiben würde, mehr hatte er sich auch in seinen kühnsten Träumen nicht erhofft. Daß der Vater sich aufgerafft hatte und nach den langen Jahren der Entfremdung nach Chatham gereist war, daß er bei Marys Eltern einen derart guten Eindruck hinterlassen hatte, so daß diese sich nun seiner Werbung nicht mehr widersetzen würden: das konnte er noch immer kaum für möglich halten. Auch für die beruflichen Erfordernisse, für eine standesgemäße Anstellung war – durch Gott als Geber und durch Joseph Manesty als Werkzeug – wunderbar gesorgt worden. Nur eins hing noch in der Schwebe, Mary –

In Rochester zögerte er unschlüssig, zwischen Ungeduld und vernünftiger Überlegung hin und her gerissen, dann suchte er ein Gasthaus auf und opferte kostbare Minuten, um sich zu säubern und den ärgsten Reisestaub zu entfernen. Vor einem hohen, schmalen Spiegel blieb er stehen, weniger um sich selber zu betrachten, als zu beurteilen, was für ein Anblick sich Pollys Augen in – er erschauerte bei dem Gedanken – in einer Stunde bieten würde. Der lange blaue Mantel, zu dem ihn seine Stellung als Zweiter Offizier berechtigte, machte einen imposanten Eindruck,

ebenso der Dreispitz mit den Silbertressen. Die Reitstiefel verbargen nur zum Teil seine geraden, wohlgeformten Beine, und sein muskulöser Körper war jetzt schlanker als bei seinem vorigen Besuch.

Aber das Gesicht – eine ganze Weile prüfte er ernsthaft, außerstande, es objektiv zu sehen oder gar mit Marys Augen. Die Nase ist zu groß, die Augenbrauen sind zu dick, dachte er abschätzig, als er sich zum Vergleich Marys zarte Züge vorstellte. Und der Mund ist viel zu breit – er versuchte zu lächeln und mußte laut herauslachen, als er sah, wie ungeschickt und blöde die Lippen dort im Spiegel ihn anlächelten. Ach, wenn er Polly doch die Hälfte wenigstens von all den Dingen sagen könnte, die er sich zurechtgelegt hatte, ein Hundertstel von dem, was er von ihr dachte ...

Nun, in Rochester vor dem Spiegel stehen und sich angrinsen, das brachte wenig Hilfe, wenn man sich in Chatham ein geliebtes Wesen erobern wollte. John schwang sich wieder auf sein Pferd, und da die Straßen trocken waren, legte das gefügte Tier das restliche Stück Weges in kurzer Zeit zurück.

Der herzliche Empfang durch die Catletts erinnerte ihn an die erste Aufnahme vor fast sechs Jahren. Mr. Catlett schien die harten Worte bei ihrer letzten Unterredung ganz vergessen zu haben, seine Frau umarmte John mütterlich. Jack, der glücklicherweise gerade auf Urlaub war, strahlte vor Freude, und die kleineren Geschwister barsten geradezu vor Bewunderung und erregten Fragen. Polly war nicht da.

»Sie ist auf Besuch bei Soans«, sagte Mrs. Catlett und erlöste John von der Ungewißheit, die er nicht zu verbergen versucht hatte. »Morgen erwarten wir sie zurück. Es tut mir leid, daß wir nichts von deinem Kommen wußten.«

John hätte schreiben sollen, aber dazu war gar keine Gelegenheit gewesen. Sofort nach Erhalt von Tante Hammonds ermutigender Antwort hatte er in Warrington die erste erreichbare Postkutsche genommen, ein Brief hätte also auch nicht früher da sein können als er selbst.

»Ich kann nur kurz bleiben«, sagte er besorgt. »Ist es sicher, daß sie morgen kommt?«

»Wir können ja selber dafür sorgen«, schlug Jack gutmütig vor. »Mutter, John und ich können morgen mit dem Einspanner hinfahren und sie holen. Damit sparen wir auch Mr. Soans die Mühe, sie hierher zu bringen.«

Am nächsten Morgen hatten sie die Strecke zwischen Chatham und Mr. Soans' Wohnung in der Lateinschule von Rochester zur Hälfte hinter sich gebracht, als Jack die Zügel zog und anhielt.

»Da kommt ja Polly schon«, sagte er und wies mit dem Kopf auf das entgegenkommende Gespann. »Das ist Mr. Soans' Schecke, wir können hier warten.«

John gab keine Antwort. Die Augenblicke, bis der andere Wagen neben ihnen anhielt, waren kurz, aber dennoch lang genug, um sein Herz so heftig in Bewegung zu setzen, daß er meinte, Jack müsse hören, wie es pochte. Seine Muskeln waren so schlaff, daß er sich fragte, ob er überhaupt aus dem Wagen steigen und auf seinen Füßen stehen könne. Es gelang. Auch das Warten gelang, als er das Pony am Kopf hielt, während Jack vergnügt auf die andere Kalesche zutrat.

»Bin ich nicht ein liebevoller Bruder, Mr. Soans? Kann es gar nicht erwarten, daß meine Schwester endlich heimkommt. Sieh doch, Polly, wer da gekommen ist, um uns zu besuchen – uns sage ich, hörst du? Frisch aus der afrikanischen Wildnis. ›Multum ille et terris iactatus et alto vi superum.‹ Aber jetzt ist er da. Heiße ihn willkommen, Polly, den heimkehrenden Heros. John, kennst du Mr. Soans?«

John erwiderte Mr. Soans Begrüßung. Er hörte eine Stimme – ihre Stimme – und schluckte, weil der Klang dieser über alles teuren Stimme ihm die Kehle zuzuschnüren drohte.

»Jack, spiel dich nicht so gräßlich auf. Ich wünschte, Mutter hätte mir Latein beigebracht, dann wüßte ich wenigstens, wovon du sprichst. Also, Mr. Soans, ich danke Ihnen, und sagen Sie bitte auch Tante Margret und den Mädchen nochmals vielen Dank. Jack, tu doch nicht, als wenn du unter meinem Koffer zusammenbrächest, so schwer ist er nun auch nicht.«

Und dann stand sie vor ihm, genauso, wie er sich's erträumt hatte und noch lieblicher, noch freundlicher, aber ach, wie ruhig, wie gelassen, wie unberührt im Grunde!

»Bist du er, wirklich, Vetter John! Wir sind so froh, daß du endlich doch noch wohlbehalten heimgekehrt bist. Ich höre, du hast ganz schreckliche und aufregende Abenteuer erlebt.«

Was er ihr geantwortet hatte, daran konnte John sich später nicht mehr erinnern. Wieder war es so gekommen, daß es ihm die Sprache verschlagen hatte, gerade in dem Augenblick, wo er Redefluß und Geist am meisten gebraucht hätte. Als Polly sich abwandte, um in den Wagen zu steigen, kam er wenigstens soweit wieder zu sich, daß er ihr beisprang und hineinhalf. Jack, der ihren Koffer schon verstaut hatte, nahm die Zügel, John schwang sich auf den Platz neben Polly, und nach einigem geschickten Manövrieren beider Wagen auf der schmalen Straße trabte das Pony mit solch schnellfüßiger Begeisterung nach Chatham zurück, daß der sausende Luftzug ihnen die Worte förmlich aus dem Mund riß und die Unterhaltung auf kurze, hastige Bemerkungen beschränkte.

John war froh darüber. Auf diese Weise wurde er des Redens noch eine Weile enthoben, blieben ihm lange, köstliche Minuten, sich an die unfassliche Tatsache von Marys Nähe zu gewöhnen. Daß sie so nahe war, daß er sie berührte, war ihm so bewußt, daß er seinen Arm nicht zu bewegen wagte, aus lauter Angst, sie werde merken, daß sein Arm auf dem ihren ruhte – bis zum Ellenbogen wenigstens, wo sich der weite Ärmel ihres sandgelben Leinenkleides, mit Spitzen eingefast, über ihrem rundlich weichen Unterarm locker bauschte. Aus den Augenwinkeln betrachtete er heimlich ihre Hände, die gefaltet in ihrem Schoß ruhten, diese Hände, nach deren Kühle er sich in Schmerzen und Fieber tausendmal gesehnt hatte. In seiner eigenen großen Pranke klang noch immer das Gefühl der flüchtigen Berührung nach, als sie ihre schmale Hand dar- ein gelegt und dann kühl zurückgezogen hatte. Wie gerne hätte er sie wieder ergriffen, hätte er ihre Hände beide fest umschlossen ...

Als Jack in elegantem Bogen vor der Haustür vorfuhr, sprang John, ehe man sich's versah, aus dem Wagen und half Polly beim Aussteigen. »Ach, lieber Gott«, betete er im stillen, während er die süße Last für einen kurzen Augenblick in seinen Armen spürte, »mach doch, daß ich sie mein ganzes Leben so aus dem Wagen heben kann.«

»Eliza, John ist wieder da!« rief George, als er hinter Dickson aus dem Haus gestürzt kam. »Morgen, Polly. Vetter John, bleibst du –«

»So, ich sehe schon, wer hier die Hauptperson ist. Da hätte ich ja genauso gut in Rochester bleiben können«, protestierte Polly lächelnd und wandte sich zu George. Wie konnte die Berührung, die ihn, John, so verzückt hatte, Polly derart kühl lassen, so herrlich unbekümmert? »George, das nächstmal gebe ich dir nichts von meinem Glühwein ab, ich nähe dir auch keine schönen Flicker mehr auf deine Hose, wenn du sie an der Dornenhecke wieder aufreißt, du undankbarer kleiner Strolch!«

»Aber Polly, dich sehen wir doch jeden Tag«, erklärte George, »und Vetter John haben wir vier Jahre nicht gesehen. Weißt du denn nicht, daß er in Afrika gewesen ist? Daß sein Schiff beinahe untergegangen ist? Und daß er gleich wieder auf Fahrt geht?«

Ja, wußte sie es wirklich nicht? überlegte John, als Fancy, ihr Spaniel, wild vor Freude aus der Tür schoß, um sie zu begrüßen. Machte sie sich überhaupt etwas daraus, daß er zurückgekommen war, im eigentlichen Grunde ihres Herzens und abgesehen von der herrlich warmen Anteilnahme, die zu ihrer angeborenen Großherzigkeit gehörte? Gewiß, es war gut und schön, daß die Eltern und Geschwister ihn so herzlich wieder aufgenommen hatten; aber gerade die, an welcher ihm am meisten lag – gerade dieser einen stand er noch immer in der gleichen Ungewißheit gegenüber wie am ersten Tage ihres ersten Kennenlernens.

»Dein neuer Kapitän war auf deinem letzten Schiff Steuermann, sagst du? Macht es dir Freude, unter ihm zu arbeiten?« fragte Mr. Catlett.

»Ich glaube schon, Sir.« John mußte daran denken, daß Hardy zu einer gewissen Zeit allerhand dagegen einzuwenden gehabt hätte, mit ihm zu arbeiten, doch er fand es unnötig, es zu erwähnen. Er zögerte und überlegte einen Augenblick, ob er das andere sagen sollte, ob Mary es nicht großspurig finden würde; dann wagte er es doch. »Ich hätte auch als Kapitän fahren können. Mr. Manesty hat es mir angeboten, und ich fand das Angebot auch sehr verlockend. Aber nach einiger Überlegung habe ich abgelehnt.«

»Ach«, Ob Mr. Catlett bei einem zukünftigen Schwiegersohn lieber mehr draufgängerisches Selbstvertrauen gesehen hätte? John beeilte sich, die Dinge näher zu erklären.

»Bei diesem Schiff geht es unter anderem um Sklavenhandel, und das ist ein kompliziertes und gefährliches Geschäft. Die *Greyhound* war kein Sklavenschiff. Und auf der *Pegasus* habe ich keine Erfahrungen für die Überfahrt nach Amerika und den Absatz der Sklaven dort sammeln können. Deshalb hielt ich es für klüger, wenn ich zunächst einmal als Zweiter Offizier führe.« Er fing einen raschen Seitenblick von Mary auf und hätte beinahe den Faden verloren. Das Wort »klug« in seinem Munde war ihr sicher ziemlich überraschend vorgekommen! »Für die nächste Fahrt hat er mir ein eigenes Schiff versprochen.«

»Sind Sklaven schwierig zu behandeln, Vetter John?« fragte George. »Müssen sie die ganze Zeit angebunden sein?«

»Sobald ein Trupp an Bord kommt, werden sie angekettet, ja.«

»Warum, Vetter John?«

»George, denk doch nach«, forderte ihn Eliza auf. »Meinst du, sie haben das gerne, wenn sie gekauft und verkauft und mit übers Meer genommen werden? Sie würden aufstehen und John ermorden und ihn über Bord werfen, oder sogar auffressen, ehe er sich's versieht. Sei doch nicht so dumm.«

»Ich bin nicht dumm, ich habe nur gefragt. Ich dachte, sie sind ja schwarz und empfinden es nicht so wie wir, wenn sie verkauft werden. Sind es Menschen, Vetter John, ich meine, richtige Menschen? So wie wir?«

»Ja, es sind Menschen.« Ein Schwarm von Erinnerungen fuhr ihm durch den Sinn. »Und in vielen Dingen sind sie ganz wie wir.«

»Und sie würden dich ermorden, wenn sie könnten, ja?« fragte George hartnäckig weiter.

»Wenn du meinst, ob sie jeden Weißen ermorden würden, nein. Ich habe selbst in einem Negerdorf gewohnt und mich sicherer gefühlt als in London, dabei war das Haus voll von Waren und nicht abgeschlossen. Aber wenn man ihnen Unrecht angetan hat, vergessen sie das nie, und wenn sie den eigentlichen Übeltäter nicht erwischen können, rächen sie sich an dem ersten besten

Weißer, der ihnen in den Weg läuft. Wenn aber zweihundert bis zweihunderfünfzig Sklaven auf einem Schiff zusammen sind, George, bei oft nur einer Handvoll Weißer als Bewachung, dann lauern sie immer auf eine Gelegenheit, einen Aufstand zu machen und das Schiff in ihre Gewalt zu bringen. Deshalb müssen wir sie anketten.«

»Mir wäre so etwas gräßlich«, sagte Polly plötzlich, »wenn ich Leute gegen ihren Willen festhalten sollte, ihnen ihre Freiheit nehmen ...«

»Sie sind nicht frei, wenn wir sie kaufen, weißt du«, sagte John, der fürchtete, sie werde ihren Abscheu vor seinem Beruf auch auf seine Person übertragen. »Freie Männer oder Frauen gewaltsam wegführen, das tun wir nie. Sklaven sind sie sowieso schon, es geht lediglich darum, ob sie es in Afrika oder Amerika sind.«

»Gibt es bei den Preisen große Schwankungen, John?« fragte Jack. »Der Erfolg deiner Fahrt, nehme ich an, hängt davon ab, mit wieviel Profit du die Sklaven in Amerika verkaufen kannst. Wovon hängt es ab, ob ein Sklave wertvoll ist?«

»Von seinen körperlichen Fähigkeiten in der Hauptsache. Aber auch von der Marktlage. Es werden Männer und Frauen als Arbeiter benötigt, Kinder können gebraucht werden zum Baumwollpflücken auf den Feldern, andere Leute als Bedienung. Manchmal besteht bei der einen oder anderen Sorte große Nachfrage, weil sie knapp ist. Das kann man aber nie vorher wissen, es wechselt von Jahr zu Jahr. Sklavenhandel ist immer mit Risiko verbunden.«

»Bleiben die Kinder bei ihren Müttern?« erkundigte sich Polly wieder mit beunruhigender Plötzlichkeit.

»Auf dem Schiff, meinst du?«

»Ja, und auch nachher. Dürfen Familien oder Teile von Familien zusammenbleiben? Oder –« Sie brach abrupt ab, aber das Wort, das in der Luft hing, verlangte eine Antwort.

»Beim Verkauf in Amerika bin ich nie dabei gewesen. Ich habe aber oft erlebt, daß Kinder mit ihren Müttern gekauft wurden. Einmal habe ich zwei Geschwister –« John stockte; die Augen des Jungen tauchten vor ihm auf, das bekümmerte Gesicht der Schwester und was er mit ihr getan hatte. »Sie haben immerhin

die Chance, daß sie in Amerika von demselben Herrn gekauft werden, besonders kleine Kinder, wenn er human ist.«

»Ich finde es abscheulich«, erklärte Polly mit einer Leidenschaft, wie er sie noch nie bei ihr erlebt hatte. »Niemand hat das Recht, Familien so auseinanderzureißen. Was brauchen wir überhaupt Sklaven? Lieber würde ich meine Arbeit ganz allein machen, als von einem solchen Handel abhängen.« Sie war vor Empörung dunkelrot geworden und schien den Tränen nahe.

John, der sich Marys Wesen solange nur nach seiner Phantasie hatte ausmalen müssen, erwärmte sich an ihrer weitgespannten Herzengüte. Wieder hatte sich gezeigt, daß sie über alles der Liebe wert war, aber dies verhalf ihm kaum zu einer Gelegenheit, diese Liebe auszusprechen. Die Catletts zeigten ihre Gastfreundschaft vor allem dadurch, daß sie für Unterhaltung sorgten. Onkels und Tanten wurden eingeladen, Spiele und Spaziergänge veranstaltet, und John wurde immer wieder aufgefordert, seine Abenteuer zu erzählen; seine sorgsam von Unpassendem gereinigten Berichte klangen in den Ohren der braven Chathamers Bürger ähnlich überwältigend und imponierend wie die Erzählungen Othellos im Palast von Venedig, als er von »Menschenfressern und Leuten, deren Kopf in der Achselhöhe sitzt«, berichtete. Ihm schien, Mary ließ sich keineswegs so leicht beeindrucken wie damals Desdemona, und er selbst war kein Eroberer und General. Als Erzähler besaß er zwar einige Fähigkeiten, und wenn Mary lachte, bevor die übrigen einen Witz begriffen hatten, dann spornte ihn ihr spontanes Lachen zu noch besseren Leistungen an. Aber die Zeit verstrich. Und doch konnte ihm die Eile, die notwendig war, zum Verderben werden. Wenn er etwas Falsches sagte und sie ihm klar abschlagen würde, sich irgendwelche weiteren Hoffnungen zu machen – ja, was dann?

»Warum mußt du eigentlich so hetzen?« fragte Jack. »Du willst doch wohl nicht sagen, daß du quer durch England gereist bist, um nach drei, vier Tagen wieder aufzubrechen?«

»Ich hätte nur für einen einzigen Tag kommen können – und trotzdem mich als reich belohnt betrachtet«, sagte John schlicht. »Aber eigentlich wollte ich zurück mit der Post fahren, dann hätte ich mehr Zeit gehabt. Jetzt dagegen werde ich von London aus zu Fuß gehen.«

»Zu Fuß gehen – von London bis nach Liverpool?«

»Ja, es ist eine langweilige Geschichte. Wenn ich sie dir erzähle – könntest du die Sache Polly erklären? Aber erst, wenn ich fort bin. Also: in London hatte ich etwas Geld zu erwarten. Damals, als ich von der *Pegasus* wegging, hat mich der Kapitän nicht ausgezahlt, er hat mir nur eine Anweisung auf die Reederei in London mitgegeben. Auf der Durchreise jetzt bin ich hingegangen, weil ich dachte, ich würde meine sechs Monate Sold bekommen. Die Reederei hat aber Konkurs gemacht.«

»Ach, so ein Pech. Aber Vater würde dir bestimmt etwas leihen –«

»Nein«, sagte John erregt. »Du mußt mir versprechen, daß du den anderen nichts sagst, bis ich fort bin. Es ist ohnehin schon schlimm, daß ich hier so aufgekreuzt bin und keinen festen Antrag machen kann – ich will nicht außerdem noch als Bettler oder Geldborger dastehen. Wenn ich zu Fuß gehe, kann ich wieder etwas einsparen. Für mich wird es sowieso schon schwer genug sein, so viel zusammenzubringen, daß ich Polly einen Antrag machen kann, auch ohne daß ich weitere vierzehn Tage Sold für eine Postfahrt ausbebe. Jedenfalls wirst du jetzt verstehen, warum ich morgen aufbrechen muß. Mr. Manesty erwartet, daß ich bis Juli wieder da bin. Anfang August soll das Schiff in See gehen. Und –«

»Eheu fugaces, Postume, Postume Labuntur anni –«, murmelte Jack vor sich hin.

»Wenn ich doch auch Latein könnte«, sagte John voller Bewunderung für seinen gebildeten und weltgewandten Freund. »Ich gäbe viel darum, wenn ich wüßte, was das auf Englisch heißt.«

»Ach, darüber mach dir keine Sorgen«, sagte Jack beruhigend. »Dafür verstehe ich kein Wort Afrikanisch.«

John mußte lachen. »Ja, aber das setzt dich in der Londoner Gesellschaft nicht herab, wie mich meine Unkenntnis des Lateinischen.«

»Stimmt, Latein wird bei einem Gentleman als selbstverständlich angenommen.« Plötzlich wurde Jack sich seiner Taktlosigkeit bewußt. »Blödsinn, John. Dein Seemannsgarn würden sich die Leute lieber anhören als einen, der lateinische Bemerkungen vom Stapel läßt.«

»Auch darin bin ich eben wieder dümmer als die anderen«, beharrte John, »und der Unterschied wird Polly sicherlich bewußt sein.«

»Warum sprichst du nicht mit ihr?« fragte Jack. »Vorher wirst du keine Ruhe haben, und alle anderen auch nicht. Mann, überraschen kann es sie doch nicht. Sowohl ihr als auch uns anderen hast du doch von Anfang an sehr klar gezeigt, wie die Dinge stehen. Du mußt nur ein bißchen auftreten, Kavalier sein. Gerade das mag ein junges Mädchen gern.«

»Polly?« sagte John ungläubig.

»Selbstverständlich. Wovor hast du denn so Angst? Selbst wenn sie dir einen Korb gibt, es gibt ja schließlich noch so viele andere ...«

»Bist du je verliebt gewesen, Jack?«

»O, schon mindestens ein Dutzendmal.«

»Das ist es eben.«

»Schau her«, sagte Jack, erfreut, daß er sich als Mann von Welt zeigen konnte vor dem Freund, der schon mehr von ihr gesehen hatte, als er selber wohl je in seinem Leben sehen würde, »ich will doch Polly nicht herabsetzen. Es gibt kein Mädchen, das ich mit ihr vergleichen würde, zudem ist sie meine Schwester, und ich wüßte nichts, was mir lieber wäre, als dich zum Schwager zu bekommen. Aber deine Haltung ist verkehrt. Für die Frauen ist es schlecht, wenn man so viel aus ihnen macht. Erinnerung dich, was Shaftesbury gesagt hat: ›Es war genauso ungehörig und unvernünftig, wie es gottlos war, daß man das weibliche Geschlecht vergöttlichte, daß man es auf einen Thron setzte, ihm Fähigkeiten zuschrieb, weit über den von der Natur gegebenen, und ihm mit einer Ehrerbietung gegenübertrat, über die sich am meisten die Frauen selbst beklagen müssen, weil ihr Verlangen nach natürlicher Liebe enttäuscht wird.««

»Der hat von Liebe nichts gewußt«, sagte John unbeirrt.

»Hört ihn, ihr Götter«, rief Jack aus. »John, das war das Evangelium nach Shaftesbury, für dich der einzig wahre Evangelist.«

John zuckte zurück. »Nicht Jack. Das ist Lästerung.«

»Ach, wie sind die Götter gefallen! Wird als nächstes Pollys Götterbildnis stürzen? Du, John, hast mir doch als erster den

Aberglauben ausgeredet und dabei deine ganzen Argumente aus den Lehren Shaftesburys genommen. Er war dein Abgott.«

»Meine Milchzeit.

Als mein Verstand noch jung war«,

sagte John leichthin. »Wenn ich dich dazu gebracht habe, die *Characteristics* zu bewundern, vielleicht kann ich dich auch wieder davon abbringen. Auf jeden Fall, fertige Theorien wie die von ihm sind für mich in dieser Krise keine Hilfe. Jack, kann ich mich darauf verlassen, daß du bei Polly für mich einstehest, wenn ich fort bin? Aber in dem einen hast du recht: ich muß noch heute mit ihr sprechen.«

Die Gelegenheit, um die er abends vor dem Essen gebeten hatte, wurde ihm am nächsten Vormittag gewährt. In seltsamer Übereinstimmung hatten alle Familienangehörigen in anderen Teilen des Hauses zu tun, und John und Polly wurden im Wohnzimmer allein gelassen. Das heißt, John wurde dort allein gelassen, und Polly kam kurz darauf ins Zimmer, wo er vor dem leeren Kamin stand. Ganz Herrin der Situation, ließ sie sich auf einen Stuhl nieder und blickte ruhig-heiter zu ihm auf; ihr blaues Morgenkleid floß in weiten, lockeren Ärmeln an ihren Armen hinunter, floß von ihrer jungen, mit einem Spitzentuch bedeckten Brust in weichen Wellen bis zum Boden.

Die Stunde war gekommen, die Stunde, die er so herbeigesehnt und um die er in der letzten Zeit gebetet hatte; die Stunde, die alle seine früheren Leiden auslöschen konnte, von der seine ganze Zukunft abhing.

»Polly«, sagte er und konnte nicht mehr weiter. Allzuviel hing davon ab, wie er fortfahren würde. Nicht nur verschmolzen alle jene ausgedachten Reden zu einem einzigen Gemisch von anbetender Verehrung, es bestand auch die Gefahr, daß ein Stück seiner Rede, aus dem Zusammenhang gerissen, lächerlich und komisch klingen und so Polly verärgern oder abstoßen würde. Ach, wie gelöst sie dasaß, in unbewußter Anmut, lieblich, umstrahlt von ihrer eigenen Atmosphäre mädchenhafter Selbstgenügsamkeit. Ja, das war der Unterschied zwischen ihnen, merkte er verzweifelt, der Unterschied zwischen Mann und Frau. Er selbst immer vom Bewußtsein seiner Unvollständigkeit beherrscht,

von der Sehnsucht nach einer Gefährtin, die ihn ergänzte. Sie dagegen hatte nie dies Bedürfnis, hatte nie das Gefühl, daß ihr etwas fehle. Und selbst wenn, was hätte er ihr bieten können? Hier in Chatham, eingefügt in einen angenehmen Familien- und Bekanntenkreis; mit genügend Pflichten, um die Langeweile fernzuhalten, mit genügend Freuden, um immer heiter sein zu können, und mit genügend Reizen ausgestattet, um jederzeit die Möglichkeit zum Heiraten zu haben: was ging ihr ab, was hätte sie entbehrt?

»Jack sagt« – Pollys Stimme mit ihrem lieblichen Charme, so gänzlich ungekünstelt, vielleicht wollte sie ihm helfen –, »du müßtest heute abreisen?«

Es war die Einleitung, die er brauchte. Aber ich kann es nicht, liebste, liebste Polly, wenn ich dir nicht vorher sagen darf –

»Polly«, sagte er. »Ich – wirst du –?«

Etwas ärgerlich sah ihn Polly an. War es nicht wirklich etwas lächerlich, daß ein Mann, der die halbe Welt gesehen hatte, der ein ganzes Zimmer voller Leute, wie am Abend vorher, fesseln und zum Lachen bringen konnte, dem man die Führung eines Schiffes angeboten hatte – daß ein solcher Mann sich derart töricht anstellte?

Gewiß, er liebte sie, sie wußte es. Er hatte es ja oft genug geschrieben. Warum aber, nachdem sie die Gelegenheit herbeigeführt hatte, warum konnte er es ihr nicht sagen, ihre innere Verwirrung auflösen, ihr nicht etwas zeigen von ihm selbst und wie es sein würde, ihn zum »Ehemann« zu haben – wie ein junges Füllen scheute sie vor dem Wort zurück. Für ihn mochte alles ja ganz gut und schön sein – unerwartet auftauchen nach dem noch weniger erwarteten Besuch von Kapitän Newton, die Blicke auf sie hinlenken, sich von Tante Hammond und der Mutter bemitleiden lassen als der »arme Junge, der sie so geliebt hat«. Sein vieles Mißgeschick tat ihr schon leid, gewiß; als der furchtbare Brief aus Afrika gekommen war, hatte sie geweint, hatte an den Sonntagen danach leise seinen Namen ausgesprochen, wenn die Fürbitte im Gottesdienst die erwähnte, »so in Not sind«. Doch sie konnte ja nicht jeden, mit dem sie Mitleid hatte, heiraten. Und überhaupt hatte sie, wenn sie darüber nachdachte, gar nicht das Verlangen, seine Frau zu werden, auch wenn

sein immer wiederholtes Auftauchen seit ihrem dreizehnten Lebensjahr höchst verwirrend war; und auf jeden Fall war es zuviel verlangt, wenn er jetzt erwartete, daß sie zu einem Heiratsantrag, den sie gar nicht wollte, auch noch den ersten Schritt tat.

»Mary«, versuchte John von neuem. Ihre wenn auch leise Verärgerung hatte ihn noch mehr gelähmt. Er stellte sich vor, wie anders sie die ganze Lage sehen mußte. Es war absurd, mußte er sich sagen, aus dem Nichts hier plötzlich aufzutauchen und dann zu erwarten, daß sie bereit sei, sein Gefühl in der gleichen Weise zu erwidern, bloß weil sein ganzes Leben in der Zwischenzeit sich nur um sie gedreht hatte.

»Mary«, brachte er mühsam aus trockener Kehle hervor, »wenn ich dir einen Brief schreibe, versprichst du mir, daß du ihn lesen wirst?«

Marys gesunder Sinn für Komik bewahrte sie davor, diesen unvorhergesehenen Abfall ins Triviale krumm zu nehmen, und die Höflichkeit hielt sie davon zurück, laut herauszulachen. Zum Glück für ihre Selbstbeherrschung sprang in diesem Augenblick die Tür auf: Fancy, den man in die Küche verbannt hatte, kam hereingeschossen; mit einem mißtrauischen Bellen zu John hin, den er nicht erwartet hatte, stürzte er auf seine Herrin zu, hechelnd und schwanzwedelnd und mit so offenherzigen Bekundungen von Liebe, daß John ihn nur beneiden konnte. Sein Neid wuchs noch beträchtlich, als Mary ihren Hund zu sich emporhob und an ihre Brust drückte und mit unvollkommenem Erfolg versuchte, ihr lachendes Gesicht vor der wahllos liebkosenden Zunge zu retten.

»Aber ja, Fancy ist ein schöner Hund, ist ein wunderschöner Fancy«, sagte sie in einem Ton, den John hier durchaus fehl am Platz fand. »Hat gemeint, seine Polly wäre wieder auf einen häßlichen Besuch gefahren. Aber nein, sie ist ja hier. Und das nächste Mal nimmt sie ihren Fancy einfach mit ...« Dann kam ihr anscheinend wieder zum Bewußtsein, daß noch ein anderer Verehrer da war. »Ist es nicht ein wunderschöner Hund, John? Du hast doch Hunde gern, nicht wahr?«

Im allgemeinen hatte er sie gern: im Falle Fancy hätte seine Sympathie jetzt wärmer sein können; am liebsten hätte er das

kleine Vieh hinausgeschmissen. Er merkte, daß Mary ihm die Möglichkeiten geben wollte, das Gespräch in einem leichten Ton wieder aufzunehmen, doch traute er sich nicht, dies zu tun.

»Wirst du ihn lesen, Mary? Versprich es«, wiederholte er, noch immer ungelöst.

Die Kühle ihres Tones war jetzt nicht zu überhören. »Deine Briefe habe ich immer gelesen, John. Ja, wenn du schreibst, werde ich es lesen, natürlich.«

Spät nachts, als er nach Rotherhithe zurückgekommen war, schrieb er bei Kerzenlicht an sie; er konnte den Brief auswendig hersagen und wiederholte die einzelnen Sätze, um sich vorzustellen, welchen Eindruck sie auf Polly machen würden. Die Ausdrücke waren sicher gut gewählt gewesen, aber würde Polly sie nicht vielleicht gekünstelt finden und die große Ehrlichkeit verkennen, mit der er seine Herzensregungen in Worte zu fassen versucht hatte?

Er hatte nicht den Eindruck machen wollen, als sähe er nicht, wie dumm er sich benommen hatte. »Zu meiner eigenen Beschämung muß ich zugeben, daß ich gerade dann, wenn mir am meisten daran lag zu sprechen, immer starr und stumm gewesen bin ... Tausenderlei Dinge hätte ich zu sagen gehabt, aber immer habe ich die Zeit vorübergehen lassen, ehe mir klar war, wie ich anfangen sollte. Bei einem anderen würde ich über ein so albernes Benehmen lachen – und verfallte trotzdem immer wieder in den gleichen Fehler ... Ich wünschte sehr, Du würdest meinen Fall mit der gleichen Gutartigkeit betrachten, die Dich in andren Dingen auszeichnet, und ein winziges bißchen Deiner Güte, Deiner Nachsicht, ein Bröckchen um der Liebe Gottes willen, mir zuteil werden lassen, bevor ich ganz verhungert bin.« Geschlossen hatte er dann »mit der Bitte, daß Du zuweilen, wenn Du ganz freundlich aufgelegt bist, einen Gedanken an mich wendest und mir nicht übereilt die Kraft nimmst, aller Welt zu zeigen, was ich Dir so oft schon wiederholt habe – nämlich, was ich bin: in immer unveränderlicher Ehrerbietung, liebste Polly,

Dein ewig treuer, glühender Verehrer und Diener
J. Newton.«

Jetzt stand er in seinem Zimmer in Manestys Wohnung und starrte auf das Schreiben, das er in der Hand hielt. Es war morgens eingetroffen, gerade als er mit Mr. Manesty hatte weggehen wollen, um am South Dock Kay Kapitän Hardy zu treffen. Den ganzen Tag über hatte er nicht gewagt, es zu öffnen, obwohl er mehrmals allein gewesen war, sondern es in der Tasche mit herumgetragen. Jetzt hatten sie zu Abend gegessen. Es war kurz nach neun, noch hell genug, um am Fenster zu lesen. Er hatte den Brief, den Pollys Hände berührt hatten, geküßt, aber ihn zu öffnen und vielleicht als Gewißheit zu erfahren, was er mehr fürchtete als den Tod, das ging über seine Kräfte.

Beschämt über seine Schwäche, fing er an zu beten, mühsam nach schönen, wohlgebauten Sätzen suchend: »Barmherziger Gott, du hast mir unendliche Gnade erwiesen trotz aller meiner –« Er brach ab, lehnte seine Stirn ans Fenster und stammelte gebrochen: »Oh Gott ... Polly, liebste Polly ... Gott ... Gott ... mach mich fähig, es zu tragen ... Deinen Willen zu tragen ...«

An den sechs Zeilen war nicht viel zu lesen. Aber wegen der Trübung seiner Augen und seines Geistes mußte er eine ganze Zeitlang auf die gewählten, vorsichtigen Worte starren, bevor er ihren Inhalt in sich aufnahm.

»Mein lieber John!

Es würde mich betrüben, wenn jemand meinte, ich verschwendete mein Mitleid und meine Teilnahme reichlicher an Fremde als an einen geschätzten Familienfreund wie Dich. Ich wünsche Dir eine glückliche Reise und daß Du wohlbehalten wieder heimkommst. Im Augenblick habe ich nicht die Absicht oder den Wunsch, während dieser Zeit an meinem Familienstand etwas zu verändern. Mit allen guten Wünschen bin ich

Deine Freundin und Kusine

Mary Catlett.«

Kein Liebesbrief, keine Spur von dem unbewußten Strahlen ihrer wirklichen Persönlichkeit in diesen künstlich abgewogenen Worten. Dennoch machten sie ihn übergücklich. Sie enthielten keine Ablehnung, sie sagten nicht, daß er sich in Zukunft keine Hoffnungen mehr machen dürfe. Und abgesehen davon zeugte es von Pollys Wohlwollen, daß sie überhaupt geschrieben hatte.

Und als Bekundung ihrer Wohlgesinntheit wollte sie den Brief auch aufgefaßt wissen – er spürte es auch durch die vorsichtige Unverbindlichkeit hindurch, mit welcher sich hier ein Herz ausdrückte, das sich nicht binden wollte.

Auch der letzte Riegel an der Türe seines Kerkers war geöffnet. John trat mit dem Gefühl in die Welt hinaus, daß sein Leben jetzt erst wirklich angehe, erfüllt von Mut und Festigkeit, wie er es vorher nicht gekannt hatte.

Madeira 1748. Der Erste Offizier auf der *Brownlow* blickte über den Hafen hinweg und überdachte die vergangenen Jahre staunend und betroffen, wie sehr sich seine Lage geändert hatte, seit er zuletzt hier gewesen war. Er dachte an die düstere Verzweiflung, mit der er damals auf die Insel geblickt hatte – an seine Degradierung und sein Dasein als Geachteter – an seinen hemmungslosen Jubel, als er dem Hundeleben auf der *Harwich* entronnen war – an die wilden Tage auf der *Pegasus* und an sein schattenhaftes Sklavendasein in Guinea – alles stieg so deutlich vor ihm auf, als sei es gestern erst gewesen.

Der seelische Seufzer war anscheinend laut geworden. John drehte sich um, als er hinter sich jemand lachen hörte, und sah, wie der Kapitän ihn spöttisch betrachtete.

»Was sollen denn die Seufzer, Mr. Newton? Bei so prächtigem Wetter und so prächtigen Aussichten?«

»Ich weiß es selbst nicht, Sir. Ich hatte nicht gemerkt, daß ich geseufzt hatte.« John war mit dem ehemaligen Steuermann der *Greyhound* gut ausgekommen, und es hatte ihm geschmeichelt, daß der zum Kapitän Avancierte Gefallen daran fand, mit ihm zusammen zu sein. Jeden Abend wurde John in die Kapitänskajüte eingeladen zu Wein und Kartenspiel. Infolgedessen stand er morgens später auf, und die am Morgen für Gebet und Bibellesen angesetzte Zeit vor dem Beginn des Dienstes wurde ständig unterbrochen und gestört, so daß er sie bald gänzlich hatte fallen lassen. Irgendwelche gottesdienstlichen Zusammenkünfte gab es auf der *Brownlow* nicht, denn Hardy war in religiöser Beziehung völlig gleichgültig. John nahm sich immer wieder vor, für seine Andacht eine andere Stunde anzusetzen, etwa einen Teil der Zeit, die er dem Lateinlernen widmete. Aber jedesmal verschob er es. Jetzt, wo die Handelssaison losging und das Schiff für die Sklaven vorbereitet werden mußte, würde ohnehin jede vorher festgesetzte Tageseinteilung voraussichtlich durchkreuzt werden. Später, auf der Fahrt nach Amerika würde er wieder mehr Freizeit zur Verfügung haben.

»Doch, Sie haben tief geseufzt. So wie einer, der zu lang nicht mehr an Land gewesen ist. Nun, dem kann zum Glück abgeholfen werden. Aber da ich Sie von früher her kenne, werde ich mit

an Land gehen. Ich schätze die Dienste meines Ersten Offiziers zu sehr, als daß ich ihn allein auf diese Insel loslassen möchte.«

»Ich-ich brauche keine-« John wußte nicht, wie er eine Ablehnung begründen oder eine Zusage einschränken könnte, denn Heimweh als Begründung hätte dumm geklungen – Hardy hatte Frau und Kinder.

»Ich weiß sehr gut, was Sie brauchen«, entgegnete der Kapitän nüchtern. Zunächst keineswegs erfreut darüber, daß Manesty ihm Newton als Ersten Offizier zugeteilt hatte, war er angenehm enttäuscht gewesen durch den Wandel, der mit dem lästernden und aufrührerischen Passagier der *Greyhound* vorgegangen war. Den Wandel führte er auf die Einwirkung Englands zurück, auf die besseren Zukunftsaussichten, die verantwortliche Stellung. Mit Freude hatte er bemerkt, daß John mit großem Eifer seine Bildungslücken auszufüllen suchte, daß er sich in allem unterordnete, sehr viel ernster war und bei der Unterhaltung nichts mehr von der früheren Streitsucht zeigte. Daß die Wandlung tiefer saß, daß sie bis zur Keuschheit gehen könne, hätte Hardy höchst absonderlich gefunden. Die Art von Abstecher, die er im Sinne hatte und an der er seinen jungen Freund beteiligen wollte, stand für den Kapitän in keinerlei Zusammenhang mit seinen Pflichten als Ehemann und Vater: erst recht nicht konnte er sich bei John moralische Bedenken vorstellen. Aber Madeira war ein besonderer Ort, und John kannte sich dort nicht aus; besser, man behielt ihn im Auge.

»Mr. Blodgett wird an Bord bleiben, während wir an Land sind. Das Boot liegt schon bereit, wie ich sehe. Also, wollen Sie mitkommen?«

John, den Mund schon geöffnet zu einer Ausrede, schwieg, zuckte mit den Schultern und folgte dem Kapitän in das wartende Boot. Ja, Hardy hatte recht, er brauchte wirklich einmal eine kleine Landtour. Madeira hatte er noch nie gesehen. Natürlich wußte er, daß der Kapitän ihn nicht nur zu einer Stadtbesichtigung mitnahm – das andere abzulehnen, dazu war nachher noch Zeit.

Zeit zum Ablehnen hätte er genug gehabt, doch er tat es nicht. Nachdem er die Gewissensbisse des nächsten Morgens im Dienstbetrieb hatte untergehen lassen, ergriff er beim nächstenmal die Gelegenheit ohne Bedenken und wartete begierig auf die

übernächste. Als dann das Schiff weiterfuhr, konnte sich das Gewissen wieder geltend machen. Da nun keine Möglichkeit zu Seitensprüngen mehr war, wurde Johns Entschluß, in Zukunft Nein zu sagen, sehr erleichtert. Er erfand verschiedene plausible Ausreden, wie er sich künftig Hardys Aufforderungen von vornherein entziehen könne.

Aber jetzt wechselte der Widersacher seine Taktik. Sobald das Schiff die afrikanische Küste erreichte, begannen früher als erwartet die ersten Sklavenkäufe. John wurde an Bord zurückgelassen und beauftragt, eiligst Vorschläge herzurichten, während Hardy und Blodgett an Land gingen. Als sie zurückkehrten, empfing John den Kapitän an Deck und äußerte sich anerkennend über den Kauf: vier Männer, zwei Knaben und drei Frauen. Auf die drei letzteren lenkte Hardy unnötigerweise Johns Aufmerksamkeit. »Wenn wir diesen Kauf als gutes Omen ansehen, dann können wir mit einer sehr erfolgreichen Fahrt rechnen. Ohne den geringsten Fehler, die zweite ist etwas klein, aber doch noch über Durchschnitt.«

John stimmte zu und machte sich daran, die Sklaven auf die Unterkünfte zu verteilen. Die Männer und die Knaben ließ er nach unten bringen und überlegte gerade, wem er die Frauen anvertrauen sollte, als er von Hardy unterbrochen wurde. »Bei den Frauen ist es nicht nötig, Mr. Newton, daß wir sie unten einsperren – vorläufig wenigstens noch nicht. Wir können sie in den Kajüten gebrauchen, zum Kochen, Saubermachen – vielleicht fallen Ihnen auch noch andere Verwendungsmöglichkeiten ein.«

John brauchte seine Phantasie nicht übermäßig anzustrengen, um zu verstehen, was der Kapitän meinte. So wurden die drei Frauen auf dem Oberdeck behalten, während auf der Weiterfahrt längs der Küste die Zahl ihrer weniger begünstigten Schwestern in den Verschlägen unten langsam anwuchs.

So gelangten sie schließlich nach Sierra Leone, wo die *Brownlow* bei den Benano-Inseln vor Anker ging und liegenblieb, während John im Boot zu den Plantana-Inseln segelte.

Als das Boot in den kleinen Hafen einbog und auf Clows Landestelle zusteuerte, saß John am Bugspriet. Die Erinnerungen mit all ihrem Kontrast von jetzt und damals stürmten auf

ihn ein. Er blickte auf den blauen Offiziersmantel, der zusammengefaltete auf seinem Schoß lag, auf seine Schuhe mit den Silberschnallen. Als er zuletzt in diese Bucht eingefahren war – von der anderen Seite her –, war er ein Gefangener auf Clows Schaluppe gewesen, eben der Schaluppe, die vor ihm, etwas weiter links, vor Anker lag. Jetzt kehrte er hierher zurück, und Clows höhnische Prophezeiung hatte sich erfüllt. Zwar nicht als Gebieter eines Schiffes, aber unmittelbar unter dessen Kommandanten stehend. Man sah Leute an der Landestelle hin und her laufen. Jemand, ja, es war Clow selbst, kam herunter, um das Handelsboot und dessen Insassen zu empfangen. John blieb an seinem Platz sitzen, verlegen beim Gedanken an die Verlegenheit des anderen, und suchte nach angemessenen Worten, während seine Männer das Boot am Ufer festmachten. Dann stieg er ohne Hast, mit einer Ruhe, die er in Wahrheit keineswegs besaß, an Land und ging auf den Menschen zu, der ihn betrogen, fast dem Hungertode überliefert, verhöhnt und innerlich zerbrochen hatte.

»Mr. Clow, Empfehlung von Kapitän Hardy von der *Brownlow*, auf Handelsfahrt von Liverpool, Sir.«

Von dem Schock, der ihn zunächst traf, erholte sich Clow rascher und müheloser, als es ein weniger Gefühlloser getan hätte. Seinen plumpen Bemühungen, sich einzuschmeicheln, begegnete John mit einer Ungezwungenheit, zu der er sich im stillen gratulierte. Die Einladung, mit zum Haus zu kommen, nahm er an. Bald saß er auf der schattigen Veranda, die er selber hatte bauen helfen, besprach mit Clow bei dessen bestem Wein Geschäfte und wurde wiederum daran erinnert, wie sehr sein Schicksal sich gewendet hatte. Von P. J. war nichts zu sehen; auf seine Frage hörte er, sie befinde sich auf einer Fahrt ins Innere des Landes. Ihm konnte es nur recht sein. Behaglich streckte er die Beine aus und betrachtete blinzelnd das Schwanken der Farnwedel vor dem Himmel, mit sich und der Welt zufrieden.

Als Clow ins Haus ging, um einige Papiere zu holen, und John kurze Zeit allein saß, bemerkte er, daß sich am anderen Ende der Veranda etwas bewegte. Die Gesichter der zwei Negerinnen, die dort stehengeblieben waren und ihn anstarrten, kamen ihm be-

kannt vor. »Newton«, hörte er die eine starr vor Staunen ausrufen, »das ist Newton! Sieh doch, er hat Schuhe an.«

»Ay«, sagte die andere, »und Strümpfe auch.«

Als Clow zurückkam, verzogen sich die beiden, aber Johns Selbstzufriedenheit war dahin. Während der weiteren Verhandlungen, und als er später am Strand entlang zu Williams' Haus ging, waren die Gedanken, die naiven Bemerkungen der beiden Sklavinnen hervorgerufen hatten, ernst und demütig. Ja, ein gänzlich anderer war er jetzt, nicht mehr Sklave, sondern Herr, nicht mehr verachtet, sondern angesehen, nicht mehr verhungert, sondern wohlgenährt, nicht mehr ein Ausgestoßener, sondern einer, um dessen Gunst man sich bemühte. Äußerlich hatte sich alles gewandelt, aber innerlich – war er innerlich, wenn man näher zusah, nicht immer noch der gleiche? Gewiß, seine Lästereien hatten aufgehört; er glaubte jetzt an Gott und war – ja, er war es wirklich, redete er sich stockend zu – tief dankbar für sein Erbarmen und sein Eingreifen. Aber wie hatte er, John, ihm seine Dankbarkeit gezeigt? Daß er nicht mehr lästerte, war kein Verdienst. Die Lästerei war fast ohne willentliches Zutun von ihm abgefallen, gleichzeitig mit dem Unglauben und dem streitsüchtigen Verlangen, den Glauben anderer zu zerbrechen. Aber sonst, wenn man davon absah – woran konnte man ihn von dem religiös indifferenten Hardy unterscheiden, von dem unmoralischen Clow, von irgendeinem der unwissenden, lüsternen Matrosen auf dem Schiff?

Der freundliche Empfang bei Mr. Williams richtete das gesunde Wohlbefinden wieder auf. Johns Entschuldigungen wegen seines plötzlichen Verschwindens von der Faktorei schob Williams lachend von sich; mit unverfälschter Freude ließ er sich von John erzählen, wie es mit ihm bergauf gegangen war.

»Nein, Sie hätten damals gar nichts anderes tun können«, sagte er mit einer Herzlichkeit, die ihm John gar nicht zugetraut hätte. »McCaigs große Angst war die, Sie würden die Gelegenheit vorbeigehen lassen. Daß Sie die Absicht hatten zu verneuern, hatte ihn ernstlich beunruhigt.«

»Ich hatte keine Ahnung, daß er sich deswegen solche Sorgen machte.«

»O doch. Er läßt sich meist nichts anmerken, aber er fühlte sich für Sie verantwortlich.«

»Ist er jetzt in der Faktorei?«

»Ich erwarte ihn fast jeden Tag mit neuer Ware zurück. Wenn er kommt, erspart Ihnen das vielleicht die Fahrt im Boot nach dort. Aber die Faktorei am Bagru sollten Sie auf jeden Fall besuchen. Zwei von den Stämmen dort haben Krieg angefangen, und Sie sind der erste Händler, der jetzt hinkommt. Inzwischen habe ich einige Sklaven hier, die Sie interessieren dürften.«

Hochbefriedigt ließ sich John am Abend in sein Zimmer führen. Seine Leute waren gut versorgt; ein so gutes Essen hatte er seit Wochen nicht bekommen; sein Gastgeber hatte sich begierig die Nachrichten aus England angehört, und das Gespräch war von der Politik auf die Literatur gekommen, wobei John seine Kenntnis neuer Bücher hatte anbringen können.

McCaig traf am übernächsten Tage ein, erfreut über das Wiedersehen, und brachte eine Reihe kräftiger Neger mit, die John übernahm. Sein Boot war damit nahezu gefüllt, aber trotzdem wollte er die Fahrt zur Bagrufaktorei nicht aufgeben.

An dem Morgen, den er dafür angesetzt hatte, erwachte er mit einem widrigen Gefühl. Noch vom Schlaf umnebelt, vermochte er zuerst nicht festzustellen, was es war. Dann ging ihm auf, daß er beim Wachwerden gemeint hatte, er sei wieder in P. J.'s Gewalt, vom Fieber geschüttelt, hilflos und allein. Der Anblick seines komfortablen Zimmers beruhigte ihn wieder, er stand auf und zog sich an, leicht verwundert, daß eine bloße Einbildung so viel Macht besaß und das Gefühl von körperlicher Schwäche geben konnte.

Erst nach Beendigung des Frühstücks – mit kräftigem Hunger hatte er sich an den Tisch gesetzt, und dann war der Appetit plötzlich fort gewesen – merkte er, daß das Gefühl der Schwäche nicht von einer bloßen Phantasievorstellung herrührte. Das innere Ausgedörrtsein, die beängstigenden Hitzewellen, die Schlappheit, daß man nicht mehr stehen konnte – er kannte diese Krankheitszeichen nur zu gut von damals. Aber diesmal waren Menschen um ihn, die sich seiner annahmen. Er spürte stützende Arme, kühle Umschläge, Wedeln von Fächern. Dann rang er eine

ungemessen lange Zeit um das immer wieder schwindende Bewußtsein, kämpfte sich mit schwachen Kräften, auftauchend und versinkend, durch das Meer des völligen Vergessens. Schließlich glätteten sich die Wogen und ließen ihn erschöpft zurück wie einen halbertrunkenen Schwimmer, in dessen Ohren ihr Dröhnen noch nachklingt. Mit Mühe öffnete er die Augen und erkannte die vertraute Umgebung. Neben seinem Bett sah er die Zeichen, daß man sich um ihn bemüht hatte: einen Krug mit Wasser, Früchte, einen Fächer, Tücher, mit denen seine Stirn gekühlt worden war. Auch während seines langen Kampfes, wenn er sich aus der Ohnmachtstiefe für Momente wieder hochgerungen hatte, war es ihm so vorgekommen, als stehe oder sitze jemand neben ihm. Jetzt war er allein, und im Hause herrschte völlige Stille.

Die gleiche Stille war in seinem Innern. Sein Körper war erst halbwegs aus dem Delirium wieder aufgetaucht; in seinem Geist jedoch war plötzlich eine fürchterliche Klarheit aufgebrochen, ein nacktes, unbarmherzig helles Licht – er sah, was er noch nie zuvor gesehen hatte.

War das Gott, was ihm vor Augen trat? Gott, wie er ihn noch nie geschaut hatte, schrecklich und heilig in einer Weise, wie er sie bei seinem früheren Erkennen nicht erfaßt hatte: Gott, mit einer Liebe liebend, die fürchterlicher war als Zorn, weil sie die Tiefen seines Herzens aufdeckte. Es war nutzlos, sich mit Vernunftsgründen gegen dieses Aufdecken zu wehren, andere Männer als Vergleich anzuführen, sich feige mit Schwachheit zu entschuldigen. Es gab jetzt keinen anderen Menschen, im ganzen Weltall nicht, nur ihn – er stand allein vor Gott, Auge in Auge, vor ihm, dem Heiligen, der mit der Sünde nicht paktieren kann. Auf Schwachheit des Fleisches konnte er sich nicht hinausreden – sein Leib war aus der Macht der Sünde freigekauft worden. Jede denkbare Fürsorge hatte Gott ihm zukommen lassen, ihn viele Male vor dem Tod bewahrt, ihm, dem Widerspenstigen, seine Wahrheit gleichsam aufgedrängt. Er hatte ihm Vergebung angeboten, ihn wie einen Sohn empfangen und an seinem Tisch bewirtet. Und er selbst – wie ein Hund hatte er sich seinem eigenen Gespei wieder zugewandt; wie ein Schwein nach der Schwemme war er in den Sumpf zurückgekehrt. Und von solchen hieß es in der Bibel – die Worte

kamen ihm mit grausiger Genauigkeit –, es wäre ihnen besser, daß sie den Weg der Gerechtigkeit nicht erkannt hätten, als ihn zu erkennen und sich von dem heiligen Gebot abzuwenden. Ja, bei ihm war es unmöglich, zur Buße erneuert zu werden.

Von Verzweiflung gelähmt, lag er unbeweglich da und spürte, wie unter seinen geschlossenen Augenlidern Tränen hervordrang. Ein dumpfes Staunen regte sich in ihm. Warum weinte er konnte es etwas anderes sein als Reue? Oder war dies die Qual der Verdammten, die ihre Verlorenheit kennen und darüber klagen? Aber in dem Dunkel, das ihn zu verschlingen drohte, war jetzt eine winzige Hoffnung aufgeleuchtet, die ihm leise und mit hastigen Worten zuredete. Wenn seine Sache verloren war, wenn ihm nicht vergeben werden konnte, warum wurde ihm dann diese neue Frist gewährt? Denn er wußte, daß die Krankheitskrise überwunden war, und erkannte schon die Zeichen wiederkehrender Gesundheit. Warum war er nicht auf schnellstem Wege dem Gericht überliefert worden? Oder aber ungestört gelassen worden, weiterhin zu sündigen? Wie war dies anders zu erklären, als daß Gott sich auch jetzt noch gnädig zu ihm neigte?

Das Zimmer beengte ihn. Er mußte irgendwohin gehen, wo er keine Störung zu befürchten brauchte; dort mußte er herausfinden, ob es noch Vergebung für ihn gab, mußte sich, wenn die aufgebrochene Hoffnung nicht Selbsttäuschung war, durch diese ernstere, diese geistliche Krise hindurchkämpfen.

Er setzte sich auf und wartete, bis der Schwindel allmählich verging. Seine Oberkleider hatte man ihm ausgezogen, er besaß nicht genügend Kraft, sie anzuziehen. Auf einem Stuhl sitzend, zerrte er sich mühsam seine Jacke um die Schultern und strebte der Haustür zu. Es gelang ihm, aus dem Haus zu kommen, ohne daß ihm jemand in den Weg trat, und nach einem anstrengenden Weg erreichte er schließlich die kleine abgeschlossene Bucht, wo er einst seinen Geist durch Euklid lebendig erhalten hatte.

Dort lag er lange Zeit am Boden hingestreckt; ohne daß er sich entziehen konnte, tauchte langsam etwas Neues vor ihm auf, das er ins Auge fassen mußte, so, als liege er auf dem Hügel Golgatha und blickte auf zu der Gestalt am Kreuz. Der Tod Christi war bisher ein Bestandteil der christlichen Lehre gewesen, die er beim

Wiedererwachen seines Glaubens als Ganzes akzeptiert hatte – ein Stück Lehre, aber keine eigentliche Wirklichkeit. Jetzt sah er den Todeskampf, das furchtbare Leiden greifbar vor sich. Noch mehr – der eine dort am Kreuz schien ihn anzuklagen, daß er an seinem Tode schuld sei. Und plötzlich wußte er, daß die Anklage stimmte. Wegen *seiner* Sünde, der Sünde von John Newton, hatte Gottes Sohn sterben müssen.

Dieses Schuldbewußtsein warf ihn nieder und zwang ihn zu bedingungsloser Demut, aber es wurde gleichzeitig zum Quellgrund seiner Hoffnung. Er fühlte sich auf eine Ebene gehoben, wohin der Verstand mit seinen Kinderschritten nicht folgen konnte. Der Geist, der jetzt in ihm wirkte, war ein Verstand höherer Ordnung, er diskutierte nicht, sondern erleuchtete. In diesem Licht erkannte John: So erschreckend groß sich seine Sünde vor ihm auftürmte, jetzt, wo er ihre Folge vor sich sah – die von Christus dargebrachte Sühne war um vieles größer. Wenn Gott etwas so Unfaßliches getan hatte, sich selbst als Sühne hinzugeben, dann waren dadurch seine Sünden, ja die des ganzen Weltalls, hundertfältig aufgewogen.

Diese Einsicht hatte eine zweifache Auswirkung. Er sah jetzt seine Sündhaftigkeit als Zustand, als eine seelische Verfassung, nicht mehr als eine Serie von Schuldposten, die man berechnen, mit anderen vergleichen, unterstreichen oder bagatellisieren konnte. Ob seine sinnliche Betätigung natürlich-selbstverständlich oder unanständig war, ob sie andere besonders schädigte, das war nicht das Wesentliche. Die fleischliche Begehrlichkeit schlechthin, an der er Anteil hatte, der er freien Lauf ließ, die ihn von neuem zu beherrschen anfang, sie vernichtete die Liebe, sie war ein Stück des großen Greuels, der die menschliche Natur erniedrigte und seine Opfer in Elend, Haß und Hader stürzte – die Begehrenden wie die Begehrten. Plötzlich mußte er an Mary denken, daß sie das Opfer der Begierde irgendeines anderen würde, und er wußte, wenn eine solche Freveltat geschehen sollte, dann würde er der Schuldige sein.

Genauso stand es auch mit seiner zunehmenden Liederlichkeit, seinem Aufgehen in Zerstreungen und Vergnügen und der daraus folgenden Vernachlässigung des Gebets und aller anderen

geistlichen Betätigung: auch hier handelte es sich nicht um kleinere Verfehlungen, die er später irgendwann bereinigen und ausgleichen konnte, nein, es bedeutete, daß er gemeinsam mit der übrigen gefallenen Welt Gottes Erlösungswerk zuschanden machte, seine dargebotene Liebe abwies und mißachtete, dem großen Liebenden, der für die Welt gelitten hatte, ins Gesicht schlug.

Aber der Anblick des Mannes am Kreuz rief noch eine andere Wirkung hervor. Er sah in Gott jetzt nicht mehr wie in den Tagen nach dem großen Seesturm den gerechten Richter, der, wenn der Gesetzesübertreter das Sühnegeld bezahlt hat, ihm die Strafe erläßt. Gott selber zahlte jenes Sühnegeld, und was er gab, war ein unausdenkbar hoher Wert: seine eigene Person. Das war mehr als Gewährung von Straferlaß, es war Tilgung der Schuld, und der Sünder brauchte nicht mit dem bedrückenden Gefühl herumzulaufen, daß seine Schuldenrechnung im Grunde doch noch offenstehe, sondern konnte wieder froh werden, weil er wußte, daß sein Konto restlos ausgeglichen war.

John erschauerte in einer ihm sonderbar erscheinenden neuen Ehrfurcht. Er war jetzt ganz gewiß, daß seine Zuversicht nur auf dem Gekreuzigten beruhen konnte, auf dem, der auch ihn erlöst hatte. Er faßte nicht mehr Vorsätze, setzte sein Vertrauen nicht mehr auf die eigenen Bemühungen, sondern lieferte sein ganzes Sein der Kraft und Gnade seines Herrn aus.

Zum erstenmal in seinem Leben spürte er, während er noch immer auf den Mann am Kreuz blickte – spürte er mit großem Staunen, daß sich in seinem Innern Liebe regte. Eine sehnende Gefühlswärme brach in seinem Herzen auf, ganz anders als die ehrfurchtsvolle Dankbarkeit, zu der er sich in den besten Augenblicken seines früheren Glaubens aufgeschwungen hatte, in der Meinung, daß er sich für eine unermeßlich große Gunst erkenntlich zeigen müsse. Sie war auch anders als seine Liebe zu Mary. Seine Liebe zu Mary ging von ihm selbst aus, sie erstrebte die Erfüllung seiner Hoffnungen und Wünsche und rechnete auf Gegenliebe. Diese neue Liebe stammte nicht aus seiner eigenen Person, sie war in ihn hineingegossen – von einem anderen, einem Liebenden, der völlig selbstlos war. Sie gehörte zu dem, das eben jetzt von Gott in ihm gewirkt wurde.

Was Kapitän Hardy von der Wandlung seines Ersten Offiziers auch denken mochte, er mußte zugeben, daß sie weder seine Tüchtigkeit noch seine Kameradschaft beeinträchtigt hatte. Da er von Johns Erkrankung gehört hatte, war er ehrlich froh gewesen, als er ihn, seine rechte Hand, lebendig und gesund hatte wiederkommen sehen, und hatte deshalb keinerlei Bemerkungen gemacht, als John die ihm zugeteilte Sklavin stillschweigend aus seinem Dienst entließ.

Johns Wandlung zeigte sich auch darin, daß ihm auf einmal das Schicksal dieser Frau persönlich naheging. Und doch durfte er seine Gedanken nicht bei ihr zu sehr verweilen lassen, denn obwohl ihm in seinem Kampf der Sieg verliehen worden war, mußte er sich dennoch ernsthaft gegen immer wiederkehrende Versuchungen wehren. Er las regelmäßig in der Bibel, manchmal ohne rechte Lust, im ganzen aber doch mit wachsendem Interesse. Trotz abschweifender Gedanken und gelegentlicher Gefühlskälte hielt er am Gebet fest, immer wieder daran erinnert, daß er nicht mehr sich selbst gehörte.

Mit Überraschung merkte er, daß durch seine Wandlung eine innere Leichtigkeit und eine Lebensfreude über ihn gekommen waren, wie er sie nie gekannt hatte. Er empfand den neuen Zustand keineswegs als lästige Beengung, vielmehr hatte er das Gefühl, als sei er endlich von hemmenden Fesseln befreit worden. Daß die Fahrt längs der Küste sich so endlos hinzog, einen Monat nach dem anderen, selbst das konnte seine neue Lebensfreude nicht beeinträchtigen.

»Alles fertig. Hievt ab.« John nahm seinen Platz in der Barkasse ein, und die Männer machten sich daran, die Haltetaue loszumachen. Es war ein klarer Nachmittag, und da ein angenehmer Wind wehte, schätzte John, daß sie früh genug das Land erreichen würden, um mit der letzten Ladung Wasser und Brennholz noch vor Dunkelheit zurück zu sein. Die letzte Ladung! Morgen sollte endlich die Fahrt nach Westindien beginnen, die Mittelpassage. Gott sei Dank, dachte John, daß diese acht Monate an der Guineaküste, diese schwierigen, gefährlichen, glücklich überstanden waren. Das nächste Mal würde er als Kapitän hierher kommen. Dieses ewige Hin und Her mit der Barkasse zwi-

schen Schiff und Land, die Flußmündungen hinauf ins Innere – er hatte langsam genug davon.

»Mr. Newton.« Kapitän Hardy war aus der Kajüte gekommen und stand über ihm an Deck.

»Aye, Sir?«

»Kommen Sie an Bord.«

Die Mannschaft, die gerade das letzte Tau lösen wollte, hielt inne. In vorschriftsmäßigem Gehorsam und ohne zu fragen, aber erstaunt schwang sich John wieder an Deck und überlegte, was für weitere Anweisungen der Kapitän sich in den fünf Minuten ausgedacht haben mochte, seit er ihm Befehl erteilt hatte.

»Sie wünschten mich zu sprechen, Sir?«

»Ja«, sagte Hardy kurz. »Ich habe mich entschlossen, statt Ihrer einen anderen zu schicken. Mr. Blodgett!«

»Hier, Sir.«

»Sie übernehmen die Führung des Bootes anstelle von Mr. Newton. Die Leute wissen, wo das Holz geholt werden soll.«

»Aber, Sir –« begann John.

Hardy nahm keine Notiz von ihm. Er wiederholte, zu Blodgett gewandt, die Instruktionen, die er einige Minuten vorher John gegeben hatte, und der Zweite Offizier nahm den leer gewordenen Sitz in der Barkasse ein. Das Boot stieß von der Schiffswand ab und hißte sein Segel.

John blieb in Erwartung von Befehlen in einiger Entfernung stehen. Zu seiner Überraschung wandte sich der Kapitän wieder zur Kajüte.

»Was soll ich tun, Sir?«

»Oh –«, Hardy drehte sich herum, als sei er überrascht – »was Sie wollen.«

»Aber – ich bin doch immer mit dem Boot gefahren.«

»Ich habe es mir in den Kopf gesetzt, daß ich einen anderen schicken will«, sagte Hardy lakonisch und entschwand, während John ihm ärgerlich nachsah. Eigentlich hätte er sich freuen sollen, daß er jetzt die Nacht in der verhältnismäßig bequemen Kajüte verbringen konnte; aber er hatte keine Ruhe, und an diesem letzten Abend an der Küste hätte die Barkassenfahrt ihm mehr gepaßt als das untätige Herumsitzen auf einem überfüllten Schiff,

das vor Anker lag. Zum Horazlesen hatte er keine Lust; alle seine anderen Bücher hatte er bereits gelesen. In der Barkasse wäre er wenigstens von Versuchungen verschont geblieben – sie kamen meistens dann, wenn man nichts zu tun hatte und sich Gelegenheiten boten.

Er riß sich scharf zusammen. »Achtet es für eitel Freude, meine Brüder, wenn ihr in mancherlei Versuchungen fallt«, murmelte er vor sich hin, »und wisset, daß der Glaube, wenn er rechtschaffen ist, Geduld wirkt –.« Also gut. Er wollte es versuchen und geduldig sein. Ob er es für eitel Freude achten konnte, schien ihm nicht so sicher.

Das Frühlicht des Morgens fand die ganze Schiffsbesatzung auf den Beinen, beschäftigt mit den Vorbereitungen für die Abfahrt. Die Atmosphäre war mit Erregung geladen, fast mit Freude. Abgesehen von den zweihunderfünfzig Schwarzen, die wie Bücher in Gestellen unter Deck verstaut waren, hatten alle das Gefühl, als seien Heimat und Löhnung und Ruhe schon in Sicht. Die Gefahren der Reise, die ständige Mühe und Wachsamkeit, die nötig waren, wenn eine durch Tropenfieber schon erschöpfte Mannschaft eine zehnfache Überzahl bewachen, waschen, rasieren und bewegen sollte, die immer drohende Gefahr, daß bei den Sklaven Seuchen ausbrachen und auf die Mannschaft übergriffen, die Stürme im Atlantik – für Männer, die Strapazen des Küstenhandels lebend überstanden hatte, fielen alle jene Dinge in diesem Augenblick nicht ins Gewicht.

»Mr. Newton.«

»Hier, Sir.«

»Noch immer keine Spur von der Barkasse?«

Erst jetzt kam es John, der die Verschlänge mit den Sklaven inspiziert hatte, recht zum Bewußtsein, daß die Barkasse hätte längst wieder da sein müssen. Er spähte die Flußmündung hinauf und schüttelte den Kopf.

Die Sonne stieg höher. Da alles zur Abfahrt bereit war, blieb nichts mehr zu tun, nur die alltägliche Arbeit. Die Sklaven, zu zweien zusammengekettet, wurden an Deck gebracht, damit sie Luft schnappen konnten. Etwas von der Ungeduld, die sich rasch zur Besorgnis steigerte, teilte sich auch ihnen mit; ihre traurigen

Blicke, die nach dem Land zurückschauten, aus dem man sie entführte, begannen ebenfalls die breite Wasserfläche an der Flußmündung abzusuchen.

Die Barkasse kam nicht. Am Spätnachmittag brachte ein von Schwarzen gepaddeltes Kanu einen einzigen Matrosen an – er war auf einem Holz an Land getrieben, nachdem die Barkasse, der übermäßigen Beanspruchung nicht gewachsen, bei der Rückfahrt nachts geborsten und gesunken war. Von Blodgett und den anderen fünf fand sich keine Spur, obwohl das Flußboot und die Jolle auf Suche ausgeschickt und die Abfahrt der *Brownlow* aufgeschoben wurde. »Ich habe es gehört, wie sie untergingen«, wiederholte der Gerettete mit stumpfem Blick auf alle Fragen, und als die mehrtägige Suche keinerlei Erfolg brachte, mußte man ihm glauben.

John stand neben Hardy an der Reling, als das Kanu kam, und hörte den Bericht über das geschehene Unglück. Erst einige Sekunden später kam ihm die Erkenntnis, was das für ihn bedeutete, ähnlich wie wenn einer in der Ferne einen Rauch sieht, der Knall der Explosion aber erst nach mehreren Sekunden an sein Ohr dringt. John wandte sich dem Kapitän neben ihm zu, der sich im gleichen Augenblick umgewandt hatte und ihn ansah.

»Irgendwie kam mir die Idee, daß ich Sie an Bord behalten wollte«, antwortete Hardy auf die unausgesprochene Frage, und wieder als verteidige er sich gegen einen Vorwurf, »es kam mir ganz plötzlich in den Sinn, statt Ihrer einen anderen zu schicken.«

Noch Tage danach stand John unter dem Eindruck eines geheimnisvollen Waltens des Schicksals, und bei den Männern merkte er, daß sie ihn mit einer scheuen Ehrfurcht ansahen. Hardy lehnte jeden Gedanken an besondere Fügung ab, aber auch ihn ließ der Vorfall nicht los. »Es kam mir plötzlich in den Sinn«, sagte er versonnen, als die Küste schon in weiter Ferne lag.

»Liebe Polly –.« John saß am Tisch und klopfte mit der Spitze seiner Feder auf das Holz, bis sie ganz verbogen war und er sie von neuem spitzen mußte. Auch das Morgengebet, bei dem er seine Sorge auf Gott geworfen hatte, konnte seinen Kummer nicht besänftigen. Es war jetzt Mitte Juli, länger als ein Jahr her, daß Mary ihm versichert hatte, sie werde innerhalb der nächsten

zwölf Monate keine einschneidende Entscheidung treffen. Die Frist war verstrichen, und bis er England erreichte, vergingen mindestens vier weitere Monate. In Antigua hatten neue Anweisungen der Reederei gelegen: Die Ladung solle bis nach Charlestown weitergehen und dort an den Mann gebracht werden. Seine philosophische Gelassenheit, fand John, wurde einer harten Prüfung ausgesetzt. »Wenn ich an Dich denke«, schrieb er weiter, »und mir überlege, daß die einzige Methode, die ich habe, auf geziemende Weise nach Deiner Gunst zu streben, es mir vielleicht unmöglich machen wird, sie jemals zu erlangen, dann werde ich stumpf und trübsinnig, trotz neuer gegenteiliger Vorschläge.« Dann beschloß er, an ihren Humor zu appellieren. »Wenn Du Dir ein ungefähres Bild von meiner Situation hier machen könntest, während ich schreibe, dann wären alle Entschuldigungen wegen der Schnitzer usw. überflüssig. Ich bin mit vielen Kreaturen eingesperrt wie Noah in der Arche, nur daß diese Arche sehr viel kleiner ist.«

Bei der Schilderung seiner Lage hatte er nicht übertrieben. Es war das erste Mal, daß er die Fahrt auf einem vollgestopften Sklavenschiff erlebte. Obwohl sie verhältnismäßig gut verlaufen war, hatte sich die Zahl der Schwarzen stark gelichtet, und drei Mann von der Besatzung hatte man auf See bestatten müssen. Die Krankheitsatmosphäre, die sich auch durch alles Räuchern nicht vertreiben ließ, die Elends- und Schreckensszenen, wenn man am Morgen Tote und Lebendige aneinandergelagert fand – er hatte sich daran gewöhnt, das alles als Begleiterscheinungen des Gewerbes zu ertragen, durch das er seinen Lebensunterhalt verdiente. Es gab dabei jedoch Gepflogenheiten, die er unnötig fand, Härten, die er später unbedingt vermeiden würde, wenn er selbst zu befehlen hätte. Ohne ganz besonderen Grund würde er niemals Sklaven in Eisenkragen legen und nie zu derart grausamer Bestrafung greifen, wie sie Hardy ohne mit der Wimper zu zucken immer wieder anwandte.

»Es ist auf die Dauer wirtschaftlicher«, hatte er geantwortet, als Newton es gewagt hatte, Einspruch zu erheben. »Wenn wir an diesen beiden ein Exempel statuieren, haben wir mit den anderen keinen Ärger mehr.«

Auch mit diesen beiden nicht, dachte John, als er daran zurückdachte. Der eine war am gleichen Tag gestorben, der andere noch nicht wiederhergestellt. Nein, wenn er Kapitän war – falls er Kapitän würde –, wollte er die Sklaven so human behandeln, wie es ging. Aber diesem Ereignis würde ein größeres voraufgehen.

Ob sie ihn belohnen würde oder nicht, war nach den vierzehn Tagen, die er schon in Chatham war, noch immer eine offene Frage. Nach immer neuen entmutigenden Verzögerungen bei der Überquerung des Atlantik hatte sich bei seiner Heimkehr alles gut angelassen. Joseph Manesty war mit seinen Leistungen zufrieden gewesen und hatte ihm versprochen, ihn beim nächsten Mal als Kapitän der *Duke of Argyle* einzusetzen. Und in Rotherhithe bei seiner Stiefmutter hatte er von Mary einen Brief mit einer Einladung nach Chatham vorgefunden.

Es erstaunte ihn aufs höchste, daß Mary ihn so vergnügt willkommen heißen, ihn mit solcher Ungezwungenheit behandeln konnte, und dabei nie durch einen Blick, ein Wort verriet, was sie doch wußte: daß sie allein der Grund und Anlaß und das Endziel seines Kommens und Verweilens war. Irgendwie, dachte er, könnte sie mir doch allmählich ein ermutigendes Zeichen geben, wenn sie mich erhören will, wenn nicht, warum hat sie mir dann überhaupt erlaubt zu kommen?

Er hatte abgewartet – so sagte er sich wenigstens –, damit sie sich nach seinem langen Fernsein wieder an ihn gewöhnen, mit eigenen Augen sehen sollte, wie er sich verändert hatte. Und deshalb hatte er noch keinerlei Versuche unternommen. Vielleicht fragte sie sich heimlich, worauf er eigentlich noch warte. Und das gleiche fragte er sich selber, wenn er daran dachte, wie erschreckend schnell die Tage seines Landurlaubs vorüberglitten. Ja, sobald wie möglich, bei der nächsten Gelegenheit würde er ihr einen feierlichen Antrag machen. Nach den früheren Erfahrungen wollte er diesmal seine Absicht nicht im voraus dadurch ankündigen, daß er um eine Unterredung bat.

Die günstige Gelegenheit ergab sich schon am nächsten Abend. Mr. Catlett hatte nach dem Tee in seinem Zimmer zu tun; George und Sarah waren wegen Schnupfen schon zu Bett gegangen, besonders Georgie war ein schwieriger Patient.

»Der arme Georgie«, sagte Polly, als ihre Mutter aus dem Zimmer ging, um ihm, wie versprochen, vorzulesen. »Wenn er krank wird, ist er wie ein kleines Kind. Er fühlt sich wirklich elend. Wenn ihm nichts Besonderes fehlte, würde er sich nämlich

auch von mir versorgen lassen. Aber wenn es ihm ganz schlecht geht, verlangt er immer nur nach Mutter.«

»Freut mich, daß er das tut«, sagte John – froh über die gute Einstiegsmöglichkeit. »Mich, ob ich krank bin oder nicht, verlangt immer nur nach dir. Ach, Polly« – der Name, obwohl lieb und teuer, schien ihm für den großen Augenblick zu leichtfertig – »Mary, Liebste, du weißt es doch, du mußt es wissen, was ich schon so oft und so ungeschickt versucht habe, dir zu sagen –«

Er hielt plötzlich inne. Mary, die ihm gegenüber am Kamin saß, hatte lächelnd ins Feuer geblickt, in Gedanken noch bei Georgie. Das Gesicht, das sie John jetzt zuwandte, war so ernst, daß die Worte, die zum erstenmal in mühelosem Fluß herausgekommen waren, ihm im Mund erstarrten. Mit einer raschen Handbewegung schnitt sie alles weitere ab.

»Nicht, John«, sagte sie, und ihr Ton, obwohl gepreßt, hatte den gleichen starren Ernst wie ihr Gesicht. »Ich weiß, was du mir sagen willst – aber ich kann es nicht anhören. Ich kann dich nicht heiraten. Du darfst mir nie mehr davon sprechen.«

Mary saß still da. Auch sie war über ihre Worte überrascht gewesen, fast so sehr wie er. Dinge, die sie beunruhigten, versuchte sie immer von sich wegzuschieben. Nun war er schließlich doch gekommen, der so oft umgangene, so lang hinausgeschobene Moment, wo sie wählen mußte zwischen ihrer gegenwärtigen Selbstgenügsamkeit, dem sicheren Geleise ihres kleinen, friedlich-sanften, netten Lebens und einer Änderung nicht nur der Verhältnisse, sondern auch der Beziehungen. Denn wie sich auch ein Zusammenleben mit diesem sonderbaren Menschen entwickeln würde, mit diesem stummen, sie anbetenden Jungen, der in ihr ein beinahe mütterliches Mitleid weckte, diesem grüblerischen Außenseiter, diesem schüchternen, beunruhigenden Mann: sie wußte instinktiv, daß sich das Leben mit ihm auf einer Ebene abspielen würde, die außerhalb der sicheren Umgrenzung ihres gegenwärtigen Daseins lag. Und das fürchtete sie.

Das Schweigen schien endlos. John räusperte sich und erschrak, das Geräusch klang in der absoluten Stille unnatürlich laut. Ein halbverbranntes Holzsplitter fiel vom Kaminbock, und im gleichen Augenblick blies der Wind einen eisigen Regenguß

ans Fenster. John griff verzweifelt nach dem erstbesten Gedanken.

»In Sherbro«, sagte er todernst, »ist es um diese Zeit sehr heiß.«

Mary sah ihn an, nur einen Augenblick, dann brach sie in schallendes Gelächter aus. Auch John mußte über seine alberne Bemerkung lachen – und weil er froh war, daß er Marys vernichtenden Ernst durchbrochen hatte.

»Entschuldige, es war sehr ungezogen, daß ich gelacht habe«, bekannte sie reumütig. »Ich weiß selber nicht, warum mir das – das Klima von Sherbro in diesem Zusammenhang so komisch vorkam. Mutter wäre entsetzt«, fuhr sie hastig fort, »daß ich mich so schlecht benehme.«

John beeilte sich, seinen Vorteil auszunutzen. »Ja, natürlich klang es komisch, es war ja etwas völlig Unwichtiges. Aber das ist ja gerade der springende Punkt. Alles ist unwichtig, für mich gibt es gar nichts Wichtiges außer meiner Liebe zu dir. Wenn ich nicht von der reden kann, dann gibt es überhaupt nichts zu berechnen. Mary, meine liebste ...«

Mary hatte wieder ihre starre Haltung angenommen. Mit vorwurfsvollem Unterton sagte sie: »John, ich verbiete dir, daß du so weitersprichst. Du hast doch wohl verstanden, was ich dir gesagt habe – daß ich das nicht anhören kann?«

Sie erhob sich, und zuerst dachte John, sie wolle aus dem Zimmer gehen. Trotzdem kam es ihm so vor, als sei ihr Ton und ihr ganzes Wesen nicht mehr ganz so diktatorisch wie vorher. Hastig suchte er nach einem Thema, mit dem er sie zurückhalten könnte, und zu seinem Glück wurde ihm eins dargeboten – durch ein Schnarchen, das von dem Kaminteppich zu seinen Füßen kam.

»Fancy ist wohl heute viel herumgelaufen«, versuchte er. »Gewöhnlich rührt er sich im gleichen Augenblick wie du.«

»Ja – so ein dummes, kleines Hundchen«, sagte Mary zärtlich, während sie sich auf die Kaminbank setzte und sich vorbeugte, um Fancys sanften, bernsteingelben Kopf zu streicheln. »Er war so glücklich, daß er endlich raus durfte, nachdem man ihn so lange zu Hause eingesperrt hatte. Kein Wunder, daß er müde ist. Du und Vater und ich, wir sind nur bis zur Windmühle und zurück gegangen. Fancy ist sicher fünfmal so weit gelaufen.«

»Mindestens«, sagte John; er nahm all seinen Mut zusammen für einen neuen Anlauf. »So ähnlich geht es auch bei Schiffen; wenn der richtige Wind fehlt, muß ein Schiff oft die doppelte und dreifache Strecke zurücklegen. Polly, du hast ein so gutes Herz, du würdest Fancy nie ein Leid antun, und er liebt dich erst seit knapp zwei Jahren. Wie kannst du gegen mich dann herzlos sein, wo ich dich seit mehr als sieben Jahren liebe – und so, wie er dich niemals lieben kann? Du mußt mich – du kannst doch nicht so hartherzig sein, daß du es mir verbietest – laß mich doch dieses eine Mal meine Sache verteidigen.«

Das sanfte Streicheln hörte plötzlich auf. Sie erhob sich wieder, stand halb abgewandt neben dem Kamin, sagte aber nichts, und John fuhr hastig fort:

»Ich erwartete ja gar nicht, daß du genauso fühlst wie ich, oder daß du mich direkt im Anfang liebst. Ich möchte dir nur – aber solange alles in der Schwebelage hängt, kann ich es nicht – ich möchte dir nur zeigen dürfen, was ich unter Treue und Ergebenheit verstehe –«

»Ich bin aber nicht ein Mensch, der einer solchen Ergebenheit wert ist«, sagte Mary kühl und sachlich. »Du würdest sehr bald sehen, daß du dich in mir getäuscht hast. Ich habe viele Schwächen, ich bin aber auch lange nicht so gütig, wie du meinst –«

»Wenn das alles ist – die Gefahr will ich gerne auf mich nehmen«, fiel ihr John ins Wort; er konnte es kaum glauben, daß sie so weit nachgab und sich auf eine Auseinandersetzung einließ. »All die Jahre habe ich von deiner Liebe nur den Schatten, die Idee gehabt, aber schon von diesem bloßen Schatten habe ich leben können: ich habe keine Angst, daß sie selber mich enttäuschen könnte. Und –«

»Aber so, wie mein Leben jetzt ist, bin ich glücklich.«

»Woher weißt du, ob du nicht noch viel glücklicher sein könntest?« sagte John kühn. »Du hast doch sicherlich nicht vor, dein ganzes Leben unverheiratet zu bleiben?«

»Das wohl nicht. Aber wenn ich jemanden von hier heirate, brauche ich nicht wegzuziehen oder meinen Mann die meiste Zeit auf See zu haben, und –«

»Mary, du kannst nicht jemand anders heiraten.« Sie war vom Kamin weggetreten und ging jetzt im Zimmer umher. John überlegte, ob er aufstehen sollte, aber wenn er saß, fühlte er sich sicherer.

»Mary, liebste Mary – ich weiß es ja, an Geld und Ansehen kann dir fast jeder andere Mann vielmehr bieten als ich. Aber nicht solche Liebe. Und auch nicht meinen festen Vorsatz, bei allem, was ich tue, darauf auszugehen, wie ich dich glücklich machen kann.«

»John, ich verdiene es nicht, daß –«

»Du verdienst weit Besseres, als ich oder jeder andere Mann dir geben kann. Nein, ich will dir nichts versprechen, was ich nicht durchführen kann. Aber alles, was in meinen Kräften steht, werde ich für dich tun, und zwar aus ganzem und dankbaren Herzen. Ach, Mary, es ist nicht sehr heldenhaft von mir, wenn ich auf dein Mitleid spekuliere, aber ich bin nun mal kein Held, fürchte ich, nur der Mann, der dich liebt. Wenn ich nicht auf dich gehofft hätte, obwohl es aussichtslos schien, ich hätte mich schon umgebracht. Zum Glück hat mich Gott davon zurückgehalten und wird mich weiterhin zurückhalten. Aber ohne dich kann es für mich kein Glück geben, keine –«

Er hörte auf, aber diesmal aus einem anderen Grund. Während er sprach, hatte er das leise Rascheln von Marys Kleid gehört, wie sie hin und her ging zwischen Fenster und Kamin. Jetzt stand sie vor ihm, sah ihn an, und ganz plötzlich und ganz schlicht streckte sie ihm ihre Hand hin.

John hatte keine Ahnung, wie lange er dasaß und sie sprachlos ansah. Sein Herz schlug und zitterte so sehr, daß er nicht ein Wort herausbrachte. So lange hatte er sich in der Ungewißheit abgequält, von so großer Tragweite war dieser plötzliche Erfolg, daß er ihn zunächst nicht fassen konnte. Aber es war Wirklichkeit! Die hingehaltene Hand, der Gesichtsausdruck – wie bei einem Kämpfer, der sich widerstrebend, aber doch erleichtert in das Unvermeidliche ergibt –, sie konnten nur das Eine bedeuten.

Er nahm ihre Hand. Sie war warm, sie zitterte. Stumm griff er nach der anderen, die leicht gekrümmt auf ihrem aufgerührten Herzen lag. Zaghaf, vor seiner eigenen Kühnheit fast zurück-

schreckend, löste er die angespannten Finger und legte sein Gesicht in ihre offenen Hände; er küßte sie noch nicht, gab sich nur der beglückenden Berührung hin, die fünf Jahre wieder aufwog, seit er sie im Abschiedsschmerz zuletzt gespürt hatte. Kühner werdend, aber doch nicht sicher genug, um aufzustehen, legte er die Arme um sie und zog sie leise an sich, und mit einem Seufzer, fast wie ein Schluchzen, fand sein Kopf die langersehnte Ruhe an ihrer Brust.

Mit der Logik des Mannes hatte John erwartet, Mary, die erst nach so langer Zeit den Gedanken an eine Heirat bejaht hatte, würde auch eine entsprechend lange Zwischenzeit benötigen, um dem Entschluß die Tat folgen zu lassen. Zu seiner Freude erwies sich diese Annahme als unrichtig. Als er noch an jenem Abend die Frage zögernd anschnitt, überraschte Marys Antwort ihn genauso wie ihre Kapitulation.

»Da ich dich heiraten will, wäre es sehr dumm, wenn ich es hinauschieben würde, bis sie dich wieder auf See schicken«, meinte sie sachlich. »Natürlich muß ich auch mit Mutter sprechen, was sie dazu meint, aber eigentlich sehe ich keinen Grund, warum man länger als zwei Wochen warten müßte.«

Die Hochzeit war in kleinem Rahmen gefeiert worden, weil Georges Erkältung sich zu einer Brustfellentzündung entwickelt hatte und sein Leben ein paar Tage lang in Gefahr gewesen war. Aber dann hatte er sich soweit erholt, daß man keine Sorge mehr zu haben brauchte, und die Familie war nach Rochester gefahren, wo Mr. Soans in der Margaretenkirche das Paar traute und das Hochzeitsessen in seinem Hause stattfinden konnte. Jack war von London herübergekommen und kutscherte die Familie nach Chatham. Erfreut über das Wiedersehen mit John hatte er sich in seinem Junggesellenverband nur mit Schwierigkeit zu der Einsicht bringen lassen, daß sein Schwager, dessen Eintritt in die Reihen der »religiösen Eiferer« er bedauerte, nicht in der Stimmung war, bis Mitternacht zu diskutieren. Marys Mutter griff schließlich helfend ein, und John befand sich jetzt im »Gastzimmer«, das man für das junge Paar hergerichtet hatte. Mary war zu ihrer Mutter gegangen, um ihr gute Nacht zu sagen. Bald würde sie zu ihm kommen, als seine Frau.

Das pulsierende Blut, das tiefe starke Pochen seines Herzens, der rascher gehende Atem, sie kamen plötzlich zur Ruhe, wie von einer stillen Hand berührt. Ihm war dieser Tag der Gipfelpunkt all seines Strebens, die Erfüllung aller jener sehnsuchtsvollen Hoffnungen und Träume, die der Anblick eines dreizehnjährigen Mädchens vor so langer Zeit in ihm hervorgerufen hatte, Entschädigung für allen Schmerz, alle Not, alles Warten: daß Mary seine Frau war. Aber wie stand es um sie? John neigte nicht zur Selbsttäuschung. Die verflossenen zwei Wochen, überstrahlt von ihrer Anmut, waren Wochen ungetrübten Glücks gewesen; sie hatte ihr Wort gegeben, da gab es keine Ziererei bei ihr, kein Zurückweichen. Aber John erkannte wohl, daß sie nicht deshalb eingewilligt hatte, weil eine Liebesglut sie dazu angetrieben hatte, die seiner eigenen entsprach, sondern weil die Großmut ihres Wesens der Anlaß war, seinem Flehen stattzugeben. Jetzt wurde ihm bewußt, daß das, was bevorstand und was jeden Nerv in ihm erzittern ließ, für Mary etwas nicht Erstrebtes, ja ein großes rätselhaftes Fragezeichen war. Er schämte sich, daß er über dem Gedanken an das Seine *sie* vergessen hatte, er, der doch gelobt hatte, bei allem nur danach zu trachten, daß sie glücklich werde. Jetzt fiel ihm auch das Zittern ihres Armes in der Kirche ein; und obwohl sie alles lieb und nett getan hatte wie immer, war sie bei den Festlichkeiten und auf der Heimfahrt still und ernst gewesen, ganz das Gegenteil von ihrem sonstigen heiteren Wesen.

Er öffnete das Fenster. Die Februarnacht war mild, und die Luft, die vom Garten her heraufwehte, sprach von einem baldigen Frühjahr, aromatisch, wie der leise Duft der Schneeglöckchen, die Mary in die Kirche mitgenommen hatte. Unwillkürlich blickten seine Seemannsaugen zum gestirnten Himmel und fanden das beständige, unscheinbare Licht des Nordsterns.

»O Herr«, betete er leise, »hab Dank für Deine Gnade, daß Du mich mit Mary vereint hast. Wenn ich bedenke, was ich von Deiner Hand verdient habe, werde ich niemals – laß mich niemals aufhören, Dich zu preisen. Aber gib, daß dies auch für sie eine beglückende Nacht wird. Gib, daß ich Mary glücklich machen kann; daß meine Liebe maßvoll, geduldig und verstehend sei, daß Marys Glück mir mehr bedeutet als das meine –«

Als er am Morgen aufwachte, fühlte er sich geborgen in einem Wohlfühlen, wie es ihm noch nie zuteil geworden war. Eine Weile lag er mit geschlossenen Augen da, von solchem Glück erfüllt, daß ihm schien, sein Herz könne eine Steigerung, wenn er Mary anschauete, nicht ertragen.

Als er die Augen öffnete, sah er, daß Marys Gesicht ihm zugewandt war. Ihre Wange lag auf ihrer rechten Hand, und die aufmerksamen Augen schienen schon seit einer Weile ernsthaft seine Züge zu erforschen.

»John«, sagte sie, als er sich bewegte, »ich möchte mit dir sprechen.

Seit du zum erstenmal hierher gekommen bist«, fuhr sie fort, seine Sprachlosigkeit als Bejahung auffassend, »hast du mir immer wunderbare Dinge gesagt – das heißt, *gesagt* hast du sie nicht immer«, verbesserte sie sich mit einem liebevollen, lustigen Lächeln, »wenigstens nicht mir direkt. Jedenfalls, ich glaube, es ist Zeit, daß ich etwas als Erwiderung sage.«

John lag ganz still. Sie streckte ihre freie Hand aus und berührte seine Wange, dann zog sie ihre Rechte unter ihrem Kopf weg und umschloß mit beiden Händen Johns Gesicht – wie weich fühlten sie sich an auf seinem unrasierten Männerkinn –, und es war das erste Mal, daß sie ihm aus eigenem Antrieb eine Zärtlichkeit erwies.

»Du bist sehr gütig und sehr lieb«, sagte sie mit klarer Stimme, obwohl in ihren Augen Tränen glänzten, »und ich glaube, ich werde dich sehr lieben lernen.«

John war so überrascht, daß er nichts erwidern konnte. Aber er konnte jetzt eine andere Antwort geben.

»Ach Lieber«, sagte sie nach einer Weile, »ich brauche es wohl gar nicht mehr zu lernen. Ich glaube, ich liebe dich schon jetzt.«

Die Post hat Briefe für dich mitgebracht, John. Der eine ist von Jack.« Mrs. Catlett nahm die Briefe vom Tisch in der Diele und gab sie ihm. Mary, die auf der Treppe schon vorausgegangen war, drehte sich rasch um, ging aber dann langsam weiter.

Neugierig, was Jack auf seine letzten Argumente zu erwidern habe, eilte John ihr nach und öffnete den Brief. Es bereitete ihm immer wieder Gewissensbisse, daß er Jack durch seine früheren Spöttereien dazu angereizt hatte, seinen – wenn auch schon recht äußerlichen – Kinderglauben aufzugeben. Er las den Brief zweimal und überlegte, was er erwidern werde.

Erst nach einer Weile merkte er, daß Mary ihn von ihrem Stuhl am Fenster mit angespannter Miene betrachtete.

»Liebste«, sagte er bedauernd, »habe ich dich warten lassen? Oder hast du etwas auf dem Herzen?«

»Willst du den anderen Brief nicht ansehen?« Sie wies auf das zweite Schreiben, das neben ihm auf dem Tisch lag. Als er die Schrift sah, wußte er, warum sie besorgt war. Einige Minuten später reichte er ihr die Mitteilung von Mr. Manesty, und beide saßen wieder schweigend da. Die *Duke of Argyle* war startbereit und konnte in See gehen, sobald John ihre Ausrüstung besorgt hatte. Spätestens Ende Juli sollte sie ausfahren.

Einmal hatte sie ja kommen müssen, diese Nachricht, und im Grunde war es eine gute Nachricht, dennoch wirkte sie wie ein Schlag. In den wunderbaren Wochen nach der Heirat war der Gedanke an die Trennung durch immer neue Freuden in den Hintergrund gedrängt worden. John hatte Mary vieles lehren und vieles von ihr lernen können. Noch nie in seinem angefüllten, aber dennoch einsamen Leben hatte John sich einem anderen Menschen restlos mitteilen können; jetzt waren die Interessen und Erlebnisse, die sich in seinem Innern angesammelt hatten, eines nach dem anderen hervorgekommen, um gemeinsam genossen zu werden. Wie so viele Mädchen aus der Stadt hatte Mary die Natur nur dort gekannt, wo sie zurechtgestutzt und von Menschenhand geformt war: Gärten und Rasen, den konventionellen Spazierweg zur Windmühle und zum Hafen, Felder und Hügel, wie man sie vom Wagen aus sieht. Jetzt bestieg sie mit John die unberührten Berge hinter Medway, drang in das

Innere von Wäldern vor, die sie bisher nur aus der Ferne gesehen hatte. Und als sie eines warmen Maiabends auf einer Wiese lagen und sie ihm staunend zuhörte, wie er ihr die Sternbilder erklärte, wünschte er sich, er hätte noch viel mehr davon gewußt, damit er immer wieder die Bewunderung in ihrer Stimme hätte wecken können.

Ein reines Wunder war es! Daß sie ihn annehmbar finden, bis zu einem gewissen Grade eines Tages lieben würde, hatte er schon kaum zu hoffen gewagt; aber daß sie ihn sogar bewunderte, auf ihn stolz war und seine Kenntnisse und Fähigkeiten imponierend fand, das hätte er in seinen kühnsten Träumen nicht erwartet.

Um so bitterer war die bevorstehende Trennung. Wie sollte er es ertragen, für zwölf, vielleicht für sechzehn Monate von ihr fortgerissen zu werden, nach diesen unbeschwerten Wochen der Gemeinsamkeit, wo sie nur ein einziges Mal mehr als eine Stunde nicht beisammen gewesen waren? Und nun würde er monatelang nicht wissen, ob sie gesund war oder krank – ob sie überhaupt noch lebte. Sie konnte schwanger sein, bei der Geburt des Kindes sterben, er würde nichts erfahren. Unversehens war er in die düstere Grübelstimmung früherer Zeiten zurückgesunken.

Er vernahm einen sonderbaren Laut und blickte auf. Es kam selten vor, daß sie in ihrem Zimmer getrennt saßen; diesmal, von der Nachricht bedrückt, war er nicht zu ihr hingegangen. Sie saß noch immer abgewandt, und es kam ihm vor –

»Polly, Liebling«, fragte er, da er es nicht glauben konnte, »du weinst doch nicht?«

Sie stampfte auf den Boden. »Natürlich weine ich, du Dummer. Meinst du, ich kann dich heiraten und anfangen, dich zu lieben, und dann einfach zusehen, wie du entschwindest und in einem kleinen Schiff um die halbe Erde fährst und – ich wußte ja, daß das so kommen würde! Und deshalb habe ich dir ja gesagt, du solltest aufhören und mich nicht mehr bitten. Aber du hast es trotzdem getan. Du hast darauf bestanden. Und jetzt –«

John saß ganz erschrocken da. Wollte sie sagen, daß sie es bereue? War sie auf ihn ärgerlich, daß er dieses Schicksal über sie gebracht hatte?

Es war ein Laut wie ein kleiner Wirbelsturm, als Mary wie ein vom Wind getriebenes Blatt durch das Zimmer wehte und ihm auf den Schoß flog, in die offenen Arme, und ihre tränennasse Wange an sein Gesicht drückte.

»Ach, John, ich bin so froh, daß du darauf bestanden hast. Gott sei Dank hast du nicht auf mich gehört.«

»Mein süßes Herz«, sagte John, als er aufhörte, sie zu küssen, »ist es ein Wunder, daß ich dich so liebe?« Er fragte wie jemand, der eine ehrliche Antwort erwartet. »Aus Selbstlosigkeit könnte ich geradezu dankbar dafür sein, daß ich dich mehr liebe als du mich, denn dadurch muß bei dir der Abschiedsschmerz weniger schlimm sein als bei mir, aber –«

»Ach, wirklich«, sagte Mary empört. »Woher weißt du denn, daß ich dich weniger liebe?«

»Erstens weil ich dich schon so viel länger liebe«, meinte John. »Du weißt doch selbst, es war das Mitleid und die Freundlichkeit, nicht Liebe, was dich bestimmt hat, mir dein Jawort zu geben.«

Ihr Gesicht wurde träumerisch, als sie die Gedanken zurückschweifen ließ.

»War es nicht so?« beharrte er.

»Ja. Und trotzdem ist das nicht die ganze Wahrheit. Ich mußte eines Tages nachgeben.«

Er blickte sie verwundert an.

»Ich glaube, John, ich soll es dir sagen. Ich verstehe es ja selber nicht, aber als ich vierzehn war, etwa in dem Augenblick, als mir zum Bewußtsein kam, was du für mich empfandest – lange bevor ich dem Gedanken nähertrat –, wußte ich schon irgendwie, daß ich eines Tages, früher oder später, dir gehören würde. Frag mich bitte nicht, wieso und warum ich mich so lange gesträubt habe – gegen das Gefühl für dich. Ich kann es nicht erklären, ich weiß nur, daß es schon immer da war. Und wenn du schon vergleichen willst: deine Liebe hat bloß fortbestanden, während meine aufgenommen hat –«

»Hat meine nicht genauso aufgenommen? Ach, Liebste! Wenn ich kein Christ wäre, ich würde dich anbeten. Ich habe Angst, ich tue es auch so. Gott vergebe mir. Jahrelang warst du mein Idol,

mein Abgott; und auch jetzt noch, fürchte ich, steckt in meiner Liebe etwas wirklich Abgöttisches. Bete für mich, Mary, daß ich Gott nicht versuche und dich nicht auf den Platz erhebe, der nur ihm gehört.«

Der bittere Abschiedsschmerz hatte ihn aus dem Flitterwochenparadies des fünfmonatigen Zusammenseins mit einem Schlag herausgerissen, und er hatte mit Schrecken festgestellt, wie sehr er wieder abgefallen war: in der Dankbarkeit für sein Eheglück hatte er dieses unvermerkt zu seinem Lebensinhalt gemacht und sich in ihm ausgeruht, so zufrieden, als sei es etwas ewig Bleibendes. Jetzt ging ihm nicht nur auf, daß das Idol ihm nicht helfen konnte, sondern auch, daß er selber außerstande war, sie vor Unglück zu bewahren. Auch im friedlichen England war der Tod eine immer gegenwärtige Tatsache, und er selbst war ihm als Seefahrer in so vielen und verschiedenartigen Formen ausgesetzt, daß er weder sich noch Mary als gefeit betrachten konnte. So sah er sich zurückgeworfen auf den Geber, den er über der Gabe weithin vergessen hatte.

Unsicheren Schrittes nahm er die in der ganzen letzten Zeit vergessene Nachfolge wieder auf. Aber nun war es in gewissem Sinn eine doppelte. Denn obwohl Mary nie von ihrem Glauben abgefallen war wie er, sah er doch, daß sie in den Augen Gottes eine Sünderin und dem Licht kaum näher war als er. Solange er in Liverpool blieb, schrieb er ihr mit jeder Post, und in diesen Briefen versuchte er – erst stockend, dann mit wachsendem Geschick –, auch sie zu dem zu führen, was er erkannt hatte.

Es erstaunte ihn, mit welcher Innigkeit und Treue Mary seine Liebe jetzt erwiderte; wie sehr die einst so Selbstsichere und Selbstgenügsame nun an ihm hing und unter seinem Fernsein litt.

Während er Ketten und Handschellen für die voraussichtlich zweihundert Sklaven aussuchte, mußte John plötzlich an die Szene denken, wie Mary zum erstenmal die Narben zu Gesicht bekommen hatte, die von seiner Geißelung zurückgeblieben waren. Eines Morgens hatte er sich gewaschen, während Mary noch im Bett lag – wie er glaubte, friedlich schlafend. Er hörte einen leisen Schrei, und im nächsten Augenblick war sie aufge-

sprungen, und er sah im Spiegel neben seiner großen nackten Schulter ihr erschrecktes, fragendes Gesicht.

»John«, fragte sie, »was ist das?« Und er fühlte, wie sie mit dem Finger die vorstehenden Striemen auf seinem Rücken befühlte.

»Ach das«, sagte er, »das ist ein Andenken an meine wohlverdiente Strafe auf der *Harwich*. Du weißt ja davon, Liebe.«

»So richtig nicht. Ich hatte es noch nie gesehen.« Ganz zart fuhr sie mit dem Finger, dann mit den Lippen an den häßlichen Striemen entlang. Mit einem kurzen Aufschluchzen drückte sie ihr Gesicht an seinen Rücken und klammerte sich schauernd an ihn.

»Ach John, John, ich kann es nicht ertragen«, rief sie ungestüm, als er sie in seine Arme nahm, um sie zu trösten. »Und ich bin schuld daran, für mich hast du das erlitten. Nur um meinetwillen hast du es erduldet.«

In gewissem Sinn hatte das gestimmt, dachte John jetzt, aber nur in gewissem Sinne. Gelitten hatte er infolge seiner Widerpenstigkeit und Pflichtversäumnis, keineswegs freiwillig oder zum Wohle von Mary.

»Werden Sie mit diesen Halseisen auskommen? Unter Umständen werden Sie unter den Sklaven bis zu hundertfünfzig Männer haben.«

Manestys Stimme rief ihn in die Wirklichkeit zurück. Er warf einen Blick auf den Haufen Eisenkragen – mit Absicht hatte er nur achtzig genommen – und ließ aus Sorge, sein Chef könne ihn für unerfahren halten, zwanzig weitere dazulegen.

»Es kommt selten vor, daß man sie alle in Halseisen legen muß«, erklärte er. »Und man erzielt bessere Preise, wenn sie in Westindien nicht mit wundgeriebener Haut ankommen.« Der Sklavenhandel gehörte zur bestehenden Rechtsordnung und war für die, die ihn ausführten, keine leichte oder angenehme Tätigkeit. Aber John Newton wollte ihn so betreiben, daß Sklaven wie Matrosen möglichst wenig leiden mußten. Sie würden sich für Milde und Freundlichkeit sicherlich erkenntlich zeigen.

Drei Jahre später hatte Kapitän Newton mancherlei Erfahrungen gemacht, die solche Hoffnungen erschütterten. Während die *African*, ein seetüchtiges, wenn auch langsames Schiff, vom Lotsen in den westindischen Hafen St. Kitt dirigiert wurde, stand John an der Reling und dankte Gott für den guten Verlauf dieser zweiten Fahrt, den er allein Seiner Fügung zuschrieb und nicht seiner eigenen Tüchtigkeit oder der Mitwirkung der Mannschaft oder der Fügsamkeit der Sklaven. Zwar hatten sich die Sklaven in den zwei letzten Monaten ruhig und folgsam wie Kinder verhalten, und es waren viel weniger Krankheiten ausgebrochen als auf der von Unglück verfolgten ersten Fahrt auf der *Duke of Argyle*; aber das monatelange Herumfahren vorher an der Guinea-Küste mit Handeln und Feilschen, das ständige Auf-der-Hut-Sein-Müssen, der Verdruß mit einer widerspenstigen und meuterischen Mannschaft – das alles hatte ihm sehr zugesetzt. Sein Blick hing so sehnsüchtig an dem vor ihm liegenden Hafen mit dem niedrigen Kai, als sei dies schon englischer Boden: hier würde er in wenigen Stunden Briefe von Mary finden – die ersten Nachrichten von ihr nach neun endlosen Monaten.

Ein Geräusch, vertraut und doch von besonderer Art, zog seinen Blick vom Land ab: die Schwarzen wurden zu ihrem täglichen Luftholen an Deck gebracht. Kettenrasselnd und mit langsamen Schritten kamen sie anmarschiert, zwei und zwei aneinandergefesselt, in der besonders hemmenden Weise, daß die Ketten von dem rechten Arm und dem rechten Fuß des einen zur rechten Hand und zum rechten Fuß des anderen gingen, so daß beide sich genau einander anpassen mußten, um sich überhaupt bewegen zu können. Auf dem Deck waren eiserne Ringe angebracht, an denen man über fünfzig Sklaven festmachen konnte. Im ganzen hatte er dieses Jahr zweihundertsieben Schwarze zusammengebracht, bis jetzt waren alle am Leben geblieben. Von den hundertsiebzig auf seiner ersten Reise hatte er achtundzwanzig bestatten müssen, teils an Land, teils auf See, und einen noch größeren Anteil der Mannschaft. Diesmal war von den Matrosen nur einer gestorben, Peter Macdonald, an einer Krankheit. Diese Krankheit hatte den Ausbruch einer aus-

gedehnten Verschwörung verhindert, durch die man das Schiff in Gewalt hatte bekommen wollen und deren Rädelsführer jener Macdonald gewesen war. Die beiden anderen Anstifter hatte John einem Kriegsschiff übergeben. Die Aktion hatte in ihm die Erinnerung an seine eigene Elendszeit auf der *Harwich* wieder aufgefrischt. Einerseits erleichtert, daß er die Verräter los war, verfolgten ihn doch quälende Vorstellungen, wenn er an das Geschick dachte, dem er die zwei überliefert hatte.

Schwer fielen ihm die Gottesdienste, an denen die ganze Mannschaft teilnehmen mußte und die John jeden Sonntagmorgen und -abend abhielt, denn wo es um innere Dinge ging, war er noch immer gehemmt in dem Bewußtsein, wie wenig er dem gewachsen war, was er als seine christliche Pflicht erkannte. Etwas anderes hatte ihn besonders verwirrt: die schlimmsten Unruhen, sowohl bei der Mannschaft als auch bei den Sklaven, waren ausgebrochen, als er folgendes in sein Tagebuch eingetragen hatte:

»Angesichts der vielen Gefahren, denen sie (die Matrosen) bei Afrikafahrten ausgesetzt sind, habe ich mir einen Tag vorgenommen, an dem ich mich in ihrem Namen vor Gott demütigen will und ihn unter Beten und Fasten anflehen werde, daß er meiner ganzen Besatzung das Leben bewahre, auf daß sie wohlbehalten mit mir nach England zurückkehre, oder daß diejenigen, bei denen er es in seiner unendlichen Weisheit für gut hält, etwas anderes zu verfügen, durch seine Gnade zu einer richtigen Sünderkenntnis gelangen und zu einer tröstenden Hoffnung auf die Vergebung, die Jesus Christus ihnen durch seine Verdienste erworben hat, ehe sie von hinnen gehen und nicht mehr gesehen werden.«

Auf dem Deck unter ihm schwoll jetzt die Erregung an. Die Schwarzen wußten nicht, welches Schicksal ihrer harrte; nach dem zweimonatigen Eingepferchtsein auf dem Schiff blickten sie mit wilder Begierde dem sich nähernden Land entgegen. Als John, der Kapitän des Schiffes, das sie wider ihren Willen aus ihrem eigenen Land entführt hatte, auf sie hinabsah, mischte sich das Mitgefühl, das er jetzt für seine Mitmenschen hatte, mit seiner sonstigen Befriedigung, die, wie ihm schien, nicht ohne

Grund war. Er hatte immer für Sauberkeit in den Verschlägen gesorgt, sie nach Krankheiten mit Tabak und Schwefel gereinigt und die Sklaven mit Bienenwachs und Pflanzenöl einreiben lassen, so daß sie jetzt genauso gut in stand waren wie vor zwei Monaten, als er sie gekauft hatte.

Die an Deck Befindlichen wurden von den Eisenringen losgemacht und wieder nach unten geführt. Bevor das Schiff im Hafen anlegte, mußten alle in Sicherheit gebracht sein. Fluchtversuche hätten zwar keine Aussicht auf Erfolg gehabt. Aber da Aufstände sich immer im geheimen vorbereiteten und mehrmals um ein Haar geglückt wären, war er vorsichtig geworden. Beim erstenmal waren sämtliche Bretter des Verschlages durchgesägt worden, ein anderes Mal waren die Sklaven in den Besitz von Messern, Steinkugeln und Hartmeißeln gelangt. In solchen Fällen waren strenge Untersuchungen und Strafen nötig.

»Allmächtiger Gott«, betete er – nicht zum erstenmal –, »wenn es vereinbar ist mit deinem heiligen Willen, so befreie mich von dieser Not und stelle mich in einen anderen, humaneren Beruf. Bis dahin und solange dies die Lebensbahn ist, die du mir bestimmt hast, mach mich fähig, es geduldig und mit Dankbarkeit zu tragen als das Kreuz, das du mir auferlegst.«

Keine Briefe?« Es war undenkbar, daß ein Matrose sich bei seinem Kapitän einen Scherz erlaubte, erst recht nicht dieser nüchterne und zuverlässige Mann, den John für diesen großen Auftrag ausgewählt hatte. Trotzdem sah er ihn scharf an und stellte weitere Fragen, um den Augenblick, wo er etwas Unabänderliches akzeptieren mußte, noch hinauszuschieben. »Haben Sie auch an der richtigen Stelle nachgefragt? Und es waren keine Briefe dort?«

Der Lärm und Wirbel beim Ausladen, Gespräche über Marktpreise, Besichtigen und Abschätzen von Sklaven, Anordnungen und Besprechungen betreffs der Ladung von Baumwolle und Zucker, die auf der Heimfahrt mitgenommen werden sollte: all das hielt John den ganzen Tag in Atem, er ging und redete und handelte wie im Halbschlaf. Seine Seele stand allein in einer trostlosen Leere, wo nur noch dumpfe Angst herrschte.

Als er am Abend etwas Zeit für sich selbst hatte, ging er in seine Kajüte und versuchte, vernünftig zu denken. Ihm fiel ein früherer Fall ein, während seiner Fahrt auf der *Duke of Argyle*, wo auch die erwarteten Briefe von Mary nicht kamen. Drei Monate später, nach sechs- oder siebenmaligem Weitergeben von einem Schiff zum anderen, waren sie dann eingetroffen, und aus diesem guten Ende suchte er jetzt Trost zu schöpfen. Ihr letzter Brief, datiert vom 12. Juli, hatte ihn Ende Oktober in Shebar erreicht, und ein darin erwähnter früherer war auf dem Weg von London nach Afrika verlorengegangen. Aber die Briefe aus England kamen hier immer regelmäßig an. Ein soeben eingetroffener von Manesty an Jonas trug als Datum den ersten April. Seit ihrem letzten Brief vom 12. Juli mußte Mary viele Male an ihn geschrieben haben, und auch wenn man noch so sehr die langsame und unsichere Beförderung in Rechnung stellte, hätten mehrere der Briefe an diese ständige Adresse gelangt sein müssen – wenn ...

Er hatte einen Boten bestellt, um seinen Brief zur *Seagull* bringen zu lassen, einer Brigg, die nach Boston fuhr. Er fügte eine Nachschrift an, in der er Mary seine Ankunft mitteilte und sich mit heroischer Anstrengung nichts von seiner düsteren Stimmung anmerken ließ, sondern nur seine Enttäuschung erwähnte, weil er gar nichts von ihr vorgefunden habe.

Er blickte Marys Porträt an, das ihn von der Wand mit leeren Augen anstarrte; so sehr fehlte ihnen Glanz und Ausdruckskraft der wirklichen, daß man meinen konnte, der Maler habe sein Modell gar nicht angesehen. Könnte das tatsächlich alles sein, dachte John, was ihm in Zukunft von ihr blieb, wenn er sie anschauen, sich mit ihr unterhalten wollte? Als könne er es zum Leben erwecken, berührte er das Bild mit zärtlichen Händen.

Aber nein – wenn ihr etwas zugestoßen wäre, hätte die Familie ihm dann nicht eine Nachricht zukommen lassen? Weder von Jack noch von Marys Eltern hatte John etwas vorgefunden. Auch das aber war kein gutes Zeichen – vielleicht waren Briefe der Familie verlorengegangen; vielleicht auch hatten sie ihm die Nachricht ersparen wollen, solange er so fern der Heimat war. Welche Nachricht – Oh, Gott –

Die Sklaven waren verkauft und hatten gute Erlöse gebracht. Seine Befürchtungen, der langsame Geschäftsgang in Guinea habe die Fahrt zu einem Verlustgeschäft gemacht, schwand allmählich. Der auf ihn entfallende Gewinnanteil war höher, als er erwartet hatte, und er sandte einen Wechsel auf einen großen Teil des Betrages an Mary, zusammen mit einem Brief, in dem er versuchte, ihr allerlei Neuigkeiten zu erzählen in einem, wenn nicht fröhlichen – denn das überstieg seine Kräfte –, so doch ruhigen Ton. Erwiesen sich seine Ängste als grundlos, dann wäre es beschämend für ihn gewesen, wenn Mary erfahren hätte, wie wenig er zu ruhiger und zuversichtlicher Ergebung in Gottes Willen gelangt war.

Die Schule des Lebens, in die ihn die Trennung von seiner Frau hineinwarf, hatte ihn manches gelehrt, nicht zuletzt die allmähliche Erkenntnis, daß sich hinter scheinbarem Übel oft Gutes verbirgt. Mit seinem scharfen und kritischen Blick nicht nur bei der Beurteilung anderer, sondern auch seiner selbst, erkannte er, wie unglücklich sie beide geworden wären, wenn Gott sein Verlangen nach Mary erfüllt hätte, bevor er gelernt hatte, ihren Wert richtig zu schätzen und sie in der rechten Weise zu behandeln. Auch die Einsamkeit und verhältnismäßige Muße in den Wochen auf dem offenen Meer hatten ihr Gutes gehabt: Sie hatten ihn dazu getrieben, zu lesen und sich weiterzubilden, so daß

er jetzt gut bewandert war in der Mathematik und den lateinischen Autoren sowohl des Altertums als auch des Mittelalters. Und sie hatten ihn zu einer großen Erweiterung seiner Bibelkenntnis geführt, einer Kenntnis, die aus erster Quelle kam und durch keine Vorurteile, keine Kontroversen zwischen theologischen Schulen getrübt war.

Mit einem schlichten und einfachen Glauben war er von seiner ersten Fahrt zurückgekommen. Dann waren die stillen Monate der Wiedervereinigung gefolgt, der ländlich-geselligen Vergnügungen, mit denen die Familie Catlett und ihr großer Bekanntenkreis ihre Zeit verbrachten. Schon damals war es John zuweilen aufs Gewissen gefallen, daß er sich einem Lebensstil anpaßte, bei dem Religion nur eben zur bürgerlichen Konvention gehörte. Auch er selbst war nicht aus sich herausgegangen, aus Angst, einen sonderbaren Eindruck zu machen und sich bei Mary in ein ungünstiges Licht zu setzen.

Und doch war auch dort ein Wachstum gewesen. Die Wälder und Felder um Chatham hatten ihm Gelegenheit geboten, sich in die Stille zu begeben – dort kamen ihm Gebet und Lobpreis stets am ungezwungensten. Außerdem hatte er ein Buch gelesen, das ihn auf etwas wies, zu dem er nicht bereit war: offen Zeugnis von dem abzulegen, was Gottes Gnade in ihm gewirkt hatte.

Diese Feigheit hielt ihm jetzt sein Gewissen vor. Vor allem hatte er es unterlassen, von dem wesentlichen Thema eingehender mit seiner Frau zu sprechen, die in ihrer Umwelt niemand besaß, der sie weiterführen konnte. Wenn sie eine lange Krankheit hatte durchmachen müssen ohne den Trost eines wirklichen Glaubens, wenn sie in den Tod gegangen war in Ungewißheit und in Furcht, ob sie persönlich Anteil habe an den Verdiensten Jesu Christi, dann war es seine Schuld, sein Versagen.

Den Kopf auf die Hand gestützt, saß er noch immer unbeweglich da, als der Bote eintrat. Nicht der, der seine Briefe holen sollte, sein eigener Bootsmann kam soeben mit der Jolle aus Antigua zurück, mit dem Lächeln dessen, der gute Nachricht bringt.

Es waren allerlei Briefe angekommen: von seiner Stiefmutter, mehrere von Jack und einer von Mrs. Catlett. Die sechs von Mary aber nahm er, ehe er sie öffnete, befühlte und küßte sie in einem

stürmischen Aufbruch von Reue und Danksagung. Dann las er mit Gefühlen, die von trunkener Freude bis zu feierlichem, dankerfüllten Ernst reichten.

Als er mit dem Lesen fertig war, fühlte er sich, wenn auch schwach und mitgenommen, fast genesen.

Hol mich der Teufel, wenn das nicht John Newton ist!« Die Stimme mit ihrem westlichen Akzent brachte die Saiten von Johns Erinnerung stark zum Klingen, acht Jahre und ihre tausend Episoden versanken mit einem Schlag, so wie der Kai des Liverpooler Hafens, wo er soeben die neue Takelung der *African* beichtigt hatte. Der kleine struppige Mann in der blauen Seemannsjacke wäre ihm völlig fremd gewesen, hätte nicht die Stimme und die hingestreckte Hand John hinter der äußeren Maske – Bart und Alter und wer weiß was – den alten Kameraden entdecken lassen.

»Job Lewis!« sagte er und konnte nicht mehr weitersprechen. Die ganze Not von damals, als sie sich zuletzt gesehen hatten, stieg wieder vor ihm auf, und wie bei all solchen Mahnungen kam ihm von neuem zum Bewußtsein, aus wieviel Elend er errettet worden war. Die Dankbarkeit, die in ihm aufschwoll, wirkte wie ein körperlicher Schmerz. Lewis sah ihn neugierig an.

»Ist ja wunderbar, Mensch, daß wir uns hier wiedersehen. Ich dachte, du wärest lange tot. Ob es mit dir bergauf gegangen ist, braucht man nicht zu fragen. Aber laß uns einen trinken gehen und erzähl mir, wie es dir ergangen ist damals auf der – *Pegasus*, glaube ich? Ich vergesse nie –«

»Ich auch nicht, und ich will es nicht vergessen.« Im gleichen Schritt marschierten sie los, wie bei so manchem Landurlaub in früheren Zeiten. »Aber was ist aus der *Harwich* geworden und der Fahrt, die fünf Jahre dauern sollte? Und ist Kapitän Cartaret noch am Leben? Was hört man von Miles Cleaver?«

Die Unterhaltung floß ohne Pause. Lewis war es nicht gelungen, zum Offizier der Kriegsmarine aufzusteigen, aber als die *Harwich* ihren Dienst als Bedeckung für Geleitzüge nach Indien beendet hatte, war ihm die Versetzung auf ein Handelsschiff gestattet worden, und jetzt wartete er auf seine erste Kapitänsstelle auf einem Sklavenschiff nach Guinea. Miles Cleaver hatte mehr Erfolg gehabt und war, als Lewis ihn zuletzt gesehen hatte, Erster Offizier auf *H. M. S. Norfolk* gewesen. Gespannt hörte Lewis zu, als John kurz von seinen Mißgeschicken und erstaunlichen Errettungen berichtete.

»Mary hat also doch auf dich gewartet«, sagte er mit leisem Spott. »Na ja, daran hast du schon damals immer festgehalten. Was mich betrifft, ich fühle mich ganz wohl auch ohne Ehe.«

»Du weißt nicht –«, begann John und brach ab. Wie konnte Job oder sonst ein Junggeselle ahnen, welches Glück ihm durch die Ehe zuteil geworden war. Zudem lag etwas zwischen ihnen, das sie trennte, mehr trennte als die Jahre. Die braunen Augen blickten noch immer so freundlich wie früher, aber sie verliehen dem Gesicht nicht mehr den Ausdruck schwerblütiger Einfachheit wie einst. In einem plötzlichen Impuls lenkte John das Gespräch auf das Wesentliche – Worte, die ihm schwer über die Lippen kamen.

»Gott hat mir darin wie auch in allem anderen sehr viel Gnade erwiesen. Das einzige, was ich verdient hatte, war sein Strafgericht, aber er hat unendliches Erbarmen mit mir gehabt.«

Lewis starrte ihn erstaunt an, das Lachen, das er aus Freundlichkeit unterdrückte, klang doch in seiner Stimme.

»Ich habe mich also doch geirrt. Redet auf einmal von Sünde und Gericht – das kann nicht der alte Seekadett John Newton sein. Mensch, hast du denn vergessen, wie du damals meine Skrupel zum Verstummen gebracht hast durch deine Zitate aus Shaftesbury und Hume – geschickt unterbaut mit Argumenten von John Newton selbst?«

John hatte nichts vergessen. Vielleicht erzählte er Mary gerade darum von Job Lewis, als er abends mit ihr in dem Zimmer saß, das sie im Haus von Manesty bewohnten.

»Ich gäbe viel darum, wenn ich das Böse, das ich ihm damals antat, ungeschehen machen könnte – beinahe hätte ich gesagt ›alles‹, aber das wäre Heuchelei«, fügte er hinzu, denn Mary hatte sich auf seinen Schoß gesetzt, und er mußte wieder denken, wie bezaubernd ihr Gesicht war.

»Wirst du für ihn beten?« fragte Mary plötzlich.

»Selbstverständlich.« Der Gedanke an seine Gebete war ihm immer demütigend – so kalt, so matt, so unkonzentriert, so leicht gestört durch zufällige Gedanken, häßliche Erinnerungen, ausschweifende oder wollüstige Phantasiebilder, finanzielle Überlegungen – doch er betete zu allen Zeiten und über jeden Gegen-

stand, der irgendwie bedeutsam war. Ohne Beten, das wußte er, konnte er jetzt nicht mehr leben.

Mary zog den Arm fort, den sie um seinen Hals gelegt hatte, nahm sein Gesicht in beide Hände und sah ihm offen in die Augen.

»John, warum betest du nie mit mir?«

Er gedachte seiner guten Vorsätze, die er so unvollkommen in die Tat umgesetzt hatte.

»Weil ich zu feige war, es vorzuschlagen.«

»Hast du solche Angst vor mir?« fragte Mary nüchtern.

»Nein, Liebstes, eigentlich nicht. Nur Angst, ich könnte dich verärgern, oder daß du mich absonderlich oder primitiv fändest – ich weiß selber nicht, wovor ich Angst habe; ich bin ein armer Schwächling, der weiß, was recht ist, und zu bang ist, sich danach zu richten.«

»Dann solltest du allmählich damit anfangen, finde ich. Bist du nie darauf gekommen, daß ich es nötig haben könnte, sogar sehr nötig?«

Wieder einmal hatte Mary eine Tür geöffnet, an die er anzuklopfen sich gefürchtet hatte.

Aber weder ihre vereinten Gebete noch seine ernstlichen Bemühungen vermochten Lewis zu ändern. Umsonst antwortete John auf die von ihm selbst damals vorgebrachten Argumente mit den Gegenargumenten, die ihm jetzt so unbestreitbar schienen. Lewis war kein Meister im Diskutieren; wenn man ihm zu Leibe rückte, wußte er nichts Besseres zu tun, als abgedroschene Behauptungen der Freidenkerschule nachzuplappern. Zum Schluß zog er sich immer darauf zurück, daß er sagte: »Du warst der erste Mensch, der mir eine Ahnung von meiner Freiheit gab«, und weiter konnte John ihn nicht bringen.

In allem, was mit Glaube und Moral nichts zu tun hatte, beugte er sich nach wie vor Johns Meinungen und war vor allem froh, daß er von dessen großer Erfahrung als Kapitän eines Guineaschiffes profitieren konnte. John teilte ihm seine mühevoll erworbenen Kenntnisse bereitwillig mit, widmete ihm alle Freizeit, die er erübrigen konnte, und nahm ihn auch des öfteren mit nach Hause. Im stillen hoffte er, daß eine nähere Bekanntschaft mit

Mary und der Anblick ihrer glücklichen Gemeinschaft bei Lewis das erreichen würde, was seine Worte nicht vermochten. Job benahm sich Mary gegenüber mustergültig und höflich. Offensichtlich machten ihm ihre Fröhlichkeit und Anmut einen starken Eindruck. Aber trotzdem machte er kein Hehl daraus, daß er nach solchen Einladungen auf dem Nachhauseweg in eines der vielen Hafenbordelle ging. Und John konnte ihm auf Grund seiner Selbsterkenntnis nicht einmal Vorhaltungen machen, sondern nur versuchen, ihm vernünftig zuzureden.

Lewis' Schiff, die *Terra Nova*, sollte am 14. Oktober lossegeln. Am 12. kam Manesty abends mit der Nachricht heim, daß die Reederei Bankrott gemacht habe und das Schiff verkauft werden müsse, um die Schulden zu decken. Den ganzen nächsten Tag lief John mit Lewis in der Stadt herum, um eine neue Möglichkeit für ihn zu finden, aber alle Stellen auf den anderen Schiffen waren schon besetzt. Zwar hatte Lewis keinen Anhang, und seine Lage war nicht eigentlich verzweifelt, aber John wußte wohl, wie verderblich sich Untätigkeit und Enttäuschung auswirken können, und deutlicher denn je glaubte er zu sehen, warum er mit Lewis wieder zusammengeführt worden war.

»Mr. Manesty«, wandte er sich an den Mann, der ihm ein zweiter Vater geworden war, »mein Freund Job Lewis befindet sich in einer prekären Lage.«

Manesty nickte. »Von meinem Freund, seinem bisherigen Chef, könnte ich sagen, daß er sich in einer noch prekäreren befindet. Aber das ändert nichts an der Richtigkeit Ihrer Bemerkung.«

»Ich habe mir überlegt, Sir, ob Sie ihm vielleicht erlauben würden, mit mir auf der *African* zu fahren.«

»Als was? Die Stellen Ihrer Offiziere sind alle schon besetzt.«

»Das stimmt. Ich wollte vorschlagen, angesichts der häufigen Erkrankungen an Bord, ob Mr. Lewis nicht als Ersatzmann mitfahren könnte – wenn Sie wollen, ohne besonderes Ressort. Ich weiß selbst nicht recht, unter was für einem Titel. Vielleicht könnte man es Vizekapitän nennen – oder Kapitänsvolontär.«

»Sind Sie sicher, daß eine solche Zusammenarbeit für sie befriedigend sein wird?«

»Mir wäre es lieb«, sagte John. »Sie erwähnten neulich, in der nächsten Saison würden Sie ihn vielleicht als Kapitän auf einem Ihrer Schiffe einsetzen. Wenn Sie ihn mit mir fahren lassen, könnte er schon jetzt praktische Erfahrungen sammeln und vor allem die Verhältnisse in Guinea kennenlernen.«

Als Lewis hörte, was John für ihn getan und daß Manesty sein Versprechen, ihm beim nächsten Mal ein eigenes Schiff zu geben, bestätigt hatte, war er gerührt und mit der vorläufigen Stellung sehr zufrieden.

»Mr. Welch?«

Der Erste Offizier blickte auf. »Aye, Sir?«

»Ist Kapitän Lewis unten?«

»Ist noch an Land, Sir. Mit der Punt. Mr. Cary ebenfalls, Tom und William Jordan sind als Ruderer mit.«

»Danke, Mr. Welch. Sie können gehen, ich übernehme die Wache, bis das Boot zurückkommt.«

Der Erste Offizier entfernte sich, und John begann, an Deck auf und ab zu gehen, froh über die nächtliche Kühle und Stille, die seinen Ärger verdeckten und besänftigten. Während der zwei-monatigen, ganz reibungslos verlaufenden Überfahrt war ihm Lewis immer mehr zu einem Dorn geworden, seitdem sich durch Landfahrten fast jeden Tag Gelegenheit zu Ärgernissen bot. Zu seinem Kummer hatte John die Hoffnung, seinen einst so nachgiebigen Kameraden beeinflussen zu können, endgültig aufgeben müssen. Durch die äußeren Verhältnisse begünstigt, hatte er sich oft und lange mit ihm unterhalten können. Sie standen immer noch in einer herzlichen Beziehung zueinander; aber Lewis sperrte sich gegen Johns Ermahnungen und Zureden, ja, er begnügte sich nicht mit dem passiven Widerstand, sondern versuchte, erst im stillen, dann aber immer offener, die Bemühungen des Kapitäns, auf die Mannschaft bessernd einzuwirken, zu untergraben. Durch Lewis' eigenartige Stellung auf dem Schiff, teils Untergebener, teils Freund, sah sich John in einer schwierigen und heiklen Lage.

Manchmal bereute er, daß er sich diese Last auf den Hals geladen hatte. Offene Widersetzlichkeit konnte er Job nicht vorwerfen, und doch machte sich sein Entgegenwirken überall bemerkbar,

besonders innerhalb der Mannschaft. John bemühte sich, bei seinen Leuten die Lästerreden einzudämmen, bei Lewis nahmen sie mit jedem Tag zu. John ging scharf gegen Trunksucht vor; Lewis hatte seinen eigenen Vorrat Alkohol an Bord gebracht und vertrug gewaltige Mengen, ohne die erforderliche Selbstbeherrschung zu verlieren. Heute hatte er zum drittenmal die Beschäftigung seines Kapitäns benutzt, sich unbemerkt davonzumachen – mit welchem Ziel, darüber machte John sich keine Illusionen, er brauchte ja nur an seine eigene Vergangenheit zu denken.

Die große Stille des Firmaments und des Meeres, das das Licht der Sterne widerspiegelte, beruhigte wie so oft seinen Zorn, dessen Heftigkeit ihn selbst bedrückte. Sich bezähmen können war eins von den Wundern seiner Bekehrung, und hitzige Worte oder Handlungen fand er mit seiner neuen Gesinnung unvereinbar. Aber das Problem Lewis blieb, und nach einer Weile fing er ernsthaft an, über eine wirksame Lösung nachzudenken. Als das Boot gegen ein Uhr zurückkehrte, war er befriedigt, sie gefunden zu haben.

Der förmliche Austausch fand in Johns Kajüte statt. Die *African* lag vor den Plantana-Inseln, und neben ihr die *Racehorse*, ein Fünfundvierzigtonnenschiff, das John kürzlich in Shebar gekauft hatte. Job Lewis kam in aufgeräumter Stimmung, um seine letzten Instruktionen zu empfangen, ehe er als Kapitän an Bord ging. Mit einigen 3 000 Goldbarren ausgestattet, sollte er mit dem kleinen, aber seetüchtigen Schiff in der stillen Jahreszeit andere Produkte einhandeln, während die *African* wieder heimfuhr.

»Wir treffen uns Mitte März hier wieder, wenn ich nach Shebar zurückkomme. Bis dahin wirst du wissen, wie die Dinge bei dir vorangehen«, sagte John.

»Ich möchte nicht, daß es so aussieht, Kapitän Newton – John«, sagte Lewis herzlicher als je seit ihrem Wiedersehen, »als wäre ich nicht dankbar für all das, was du für mich getan hast und noch tust. Ich verspreche dir, daß ich alles aufwenden werde, um den Interessen Mr. Manestys zu nützen und dein Vertrauen zu rechtfertigen.«

Als John von seiner vorigen Fahrt nach Liverpool zurückgekehrt war, hatte er seinen Chefs offen gesagt, daß die Geschäfts-

möglichkeiten an der Guineaküste überfordert worden seien, und wenn sie ihn von neuem hinschickten, würden sie vielleicht Verluste haben. Trotz seines Ratschlages hatten sie ihn wieder hingeschickt, aber mit der Einschränkung, daß er in der Regenzeit nicht dort bleiben, sondern im April zurückfahren sollte, gleichgültig, ob die Zahl der Sklaven voll sei oder nicht. Als John im Dezember einen Überschlag gemacht hatte, stellte er fest, daß an dem vorgeschriebenen Termin wahrscheinlich Tauschgüter im Wert von tausend Pfund übrig sein würden – ein Verlust, wenn er sie zurückbrachte, und ein Risiko, wenn er sie daließ. Da war ihm die Idee gekommen, Lewis in Afrika zurückzulassen, auf einem kleinen Schiff, mit dem er die Geschäfte weiterführen sollte. Verantwortung und Arbeit, hoffte John, würden Lewis' Neigungen zu Zügellosigkeit entgegenwirken, und gleichzeitig ersparte diese Regelung den Reedern weitere Verluste.

»Job«, sagte er, »was ich für dich getan habe, was ich weiter tun kann – das Schlechte, das ich dir damals durch meinen üblen Einfluß zugefügt habe, kann ich niemals wieder gutmachen. Ich will dich nicht wie bisher mit Moralpredigten belästigen. Aber ich bitte dich dringend: Bedenke, wo deine jetzige Lebensart dich hinführt. Sähe ich dich nicht, wie du dich vor Gott verantworten mußt dafür, daß du ihn und seine Liebe zurückgewiesen hast – ich würde es nicht wagen, so zu dir zu sprechen, ich wäre auch nicht scharf darauf, denn glaube mir, leicht ist es nicht –«

Er brach plötzlich ab, mit Tränen in den Augen. Zu seiner Überraschung war auch Lewis so bewegt, daß er nur seine Hand ergreifen und sich mit einem leisen Dankeswort abwenden konnte. Im nächsten Augenblick war er verschwunden, und als John an Deck kam, stand Lewis schon am Fallreep, und beide Kapitäne salutierten.

»Rio Junque, 1. März.

Meine liebe, süße, teure, schöne Polly!

Ich bin noch immer bei guter Gesundheit, und alles ist in bester Ordnung, bis auf einen Umstand kürzlich, der mich, wie Du mir glauben magst, sehr beunruhigt hat. Um Dich nicht im Ungewissen zu lassen, muß ich Dir mitteilen, daß es mit allen meinen Bemühungen um Kapitän Lewis endgültig aus ist. Ich schrieb Dir

schon, daß ich ein Schiff gekauft und ihn zum Kapitän gemacht hatte. Er schied von mir in bester Stimmung und sehr hoffnungsfreudig, aber kaum drei Wochen später wurde er von einem Fieber überfallen, das nach weiteren acht Tagen tödlich endete. Dieser plötzliche Schlag hat mich sehr getroffen ...«

John hielt inne. Nein, an Mary, noch dazu im Brief, konnte er die Schilderung nicht weitergeben, die Augenzeugen ihm gemacht hatten. Lewis' innere Bewegtheit, als er fortgegangen war, hatte nicht die Macht gehabt, einen Wandel zu bewirken. Der plötzliche Fortfall aller äußeren Hemmnisse hatte auf seine Leidenschaften wie ein berauschendes Getränk gewirkt. Als Folge seiner Ausschweifungen war er an einem Tropenfieber erkrankt, das mit dem schon geschwächten Körper kurzen Prozeß gemacht hatte. Für John aber war das Furchtbarste an dem Bericht, daß Lewis auf dem Totenbett die Wahrheit zwar erkannt hatte, aber ohne daß sie ihm Reue oder Hoffnung brachte.

Im Delirium hatte er getobt und gegen Gott gelästert und in den wachen Augenblicken, in einer Raserei und Angst, die Berichtenden nicht ohne Schauder schildern konnten, hatte er geschrien: »Ich bin ewig verloren. Ich bin verdammt. Gott, ich habe dich nie angebettelt, mich zu retten, ich tue es auch jetzt nicht.« Und so war er gestorben.

John fiel neben seinem angefangenen Brief auf die Knie. »Barmherziger Gott, warum nicht ich? Ich hatte es genauso verdient.«

Die Schiffseigner entschieden bei der Rückkehr der *African* im August, daß sie für einen Handelszweig, bei dem die Lage ständig und unberechenbar wechselte, zu langsam sei, durch größere Umsatz- und Transportgeschwindigkeit ließen sich die Unkosten erheblich verringern. Daher wurde sie für andere Aufgaben bestimmt. Den Kapitän hielt Mr. Manesty in Liverpool, um ihm ein rascheres Schiff zuzuteilen. Nur für wenige Tage konnte John nach Chatham reisen, dann kehrte Mary mit ihm nach Liverpool zurück – ein kurzes, glückerfülltes Zwischenspiel zwischen einer Seefahrt und der nächsten.

»Wo ist bloß die Zeit geblieben?« sagte sie betrübt, als John in der Novemberdämmerung heimkam und das Feuer im Kamin anfachte, ehe er sich an den Teetisch setzte. »Übermorgen fährst du, John, ich kann es noch nicht glauben. Jeder Tag ist dann wie zehn.«

»Polly, Liebling –«, setzte John an, dann schwieg er, trat zu Mary und zog sie an sich, als wolle er so die Einheit schaffen, die weder Raum noch Zeit trennen konnten. Dann ließ er sie sanft auf ihren Stuhl gleiten.

»Wir haben allen Grund, ihm zu vertrauen. Wenn ich an St. Kitt denke – wie ich fürchtete, ich würde dich nie wiedersehen. Und an den Tod von Lewis und von Miles Cleaver –«

»Davon hast du mir nicht erzählt.«

»Nein? Er ist bei einem Sturm in der Biscaya über Bord gespült worden ...«

Sie rückte ihren Stuhl näher zu ihm hin, so daß sie ihren Kopf auf seine Schulter lehnen konnte. »Ach, Liebster, ich habe dich einmal wieder mit meinen Sorgen beunruhigt. Verzeih mir John, wirst du mir etwas sagen – aber ehrlich, nur die reine Wahrheit?«

»Sage ich dir gewöhnlich die Unwahrheit?«

»Und ob! Zum Beispiel, daß du nicht gut genug für mich wärest, und daß ich das wundervollste Wesen von der Welt wäre. Greuliche Unwahrheiten.« Die gemachte Leichtigkeit schwand aus ihrer Stimme. Es war ein Klang von unterdrücktem Weinen darin, als sie unvermittelt fragte: »John, betrübt es dich, daß ich – noch kein Kind bekommen habe?«

»Betrübt es dich, Polly?«

»Ich hätte schrecklich gern Kinder. Manchmal habe ich gedacht, wenn du so lange weg warst, es ist gut, daß ich keine habe, denn dann hättest du wieder eine Sorge mehr gehabt; aber in der letzten Zeit habe ich mich oft gefragt, ob du nicht vielleicht enttäuscht bist. Sag es mir.«

»Habe ich dir nicht darüber geschrieben?«

»Doch, aber das ist schon Jahre her. Und du hattest Angst um mich, als du schriebst.«

»Ich fürchte, ich werde immer Angst um dich haben, wenn Gott mir nicht hilft. Ich sagte es dir ja schon, als die Nachricht vom Tode meines Vaters kam – ich war betrübt, weil ich ihn wirklich liebte und verehrte, aber es gibt nur einen Todesfall, bei dem ich im voraus zittere, wenn ich nur daran denke. Liebstes, ich kann dir nur wieder das gleiche sagen wie damals, als ich gehört hatte, daß Mrs. Marvin im Wochenbett gestorben war – mich schaudert, wenn ich dann an dich denke. Kinder wären mir etwas sehr Willkommenes, schon dadurch, daß es *deine* Kinder wären. Aber wenn Gott uns keine gewährt – ich hoffe, ich werde nie so versessen sein, sie um jeden Preis zu wollen. Ich bin ja schon ohne sie glücklicher, als ich mir je erträumt hatte. Warum –«

»Was ist, John?« fragte sie – er hatte den Arm von ihren Schultern genommen, die plötzliche Spannung in seinem letzten Wort schien sich dem Körper mitzuteilen, dessen Muskeln sich spannten und starr wurden.

»Nichts, nichts, das heißt –« Im Lampenlicht sah sie betroffen sein verwirrtes Gesicht. Er schwankte und sank ohne einen weiteren Laut seitwärts von ihr weg. Das Krachen des umfallenden Stuhles übertönte den dumpfen Aufprall seines Körpers auf den Boden.

Regungslos saß Mary in dem auf einmal totenstillen Zimmer. Was hatte ihren Mann überfallen? – es schien sich auch in ihr festzukrallen, sie fühlte eine Eiskälte von den gelähmten Gliedern bis zur Kehle, wo es den Hilferuf erstickte, den sie ausstoßen wollte. Aber dann gewann Mary Catlett die Herrschaft über Mary Newton, zwang sie, aufzustehen, den Klingelzug neben dem Kamin zu ziehen, sich bei der seltsam friedlich daliegenden Gestalt

auf den Boden zu knien und, statt sich hysterisch über sie zu werfen, die Halsbinde zu lösen und den kaum noch spürbaren Puls zu fühlen, dann aus dem Wandschrank den Cognac zu holen und einen Löffel voll zwischen die geschlossenen Lippen zu zwängen.

So fanden sie das erschreckte Dienstmädchen, Joseph Manesty, seine Frau und der rasch herbeigerufene Arzt. Und so verharrte sie eine ganze Stunde, ohne Aufschrei, ohne Worte, nur hin und wieder eine Frage beantwortend, den Blick angestrengt auf das leblose Antlitz ihres Mannes gerichtet, um auch die kleinste Veränderung nicht zu übersehen.

»Er atmet«, sagte der Arzt, nachdem er einen Spiegel vorgehalten hatte, »und das Herz schlägt.«

Eine Stunde lang änderte sich nichts. Dr. Hadley hatte abgeraten, ihn ins Schlafzimmer nebenan zu tragen; man hatte ein Kissen unter seinen Kopf geschoben und den Leib in eine Decke gehüllt. Stärkungsmittel, Massagen, heiße Umschläge, Aderlaß nichts wurde unversucht gelassen. Für Mary war der Tod nichts Fremdes; ein Schwesterchen und ein Bruder waren in ihren kindlichen Armen verschieden; aber nie hatte sie so deutlich die Schriftzüge des Todes auf einem Angesicht gesehen wie hier.

Aber wie langsam, wie ungleichmäßig. Der Atem ging so schwach, daß die Brust sich nicht hob, Hände und Füße wurden trotz der angewandten Mittel immer kälter. Und Mary, die in den Zeiten seines Fernseins Angst- und Sorgenqualen ausgestanden hatte, wurde jetzt brutal darauf gestoßen, wie sehr echte Angst sich von eingebildeter unterscheidet. Noch vor einer Stunde hatte sie geklagt, daß er sie für fünfzehn Monate allein lassen würde; jetzt hätte sie mit Freuden ein zweimal so langes Fernsein hingenommen, wenn sich die geschlossenen Lider geöffnet hätten, wenn sie noch einmal ihren Namen von seinen Lippen hätte hören dürfen.

Mit so verzweifelter Verlangen ersehnte und erbat sie es, daß das Erhoffte wie in einem Traum geschah. Die anderen, die in freudiger Erregung aufatmeten, mußten sie sanft anrühren und ihr Zeichen machen, daß Johns Augen wirklich offen waren und die so lange leblose Hand sich in einer instinktiven Geste zu ihr hin bewegt hatte.

Jene Stunde, in der Johns Bewußtsein aus ungeklärten Gründen ausgesetzt hatte, jene verlorene, hatte weitgehende Folgen. Er ließ sich nur mit Mühe davon abhalten aufzustehen. Als er aber abends und auch am nächsten Tage zugeben mußte, daß ihm schwindlig sei und der Schädel schmerzte, schüttelte der Arzt den Kopf und bedeutete Manesty, John sei nicht in der Lage, in See zu gehen. An seiner Stelle wurde Mr. Welch, sein ehemaliger Erster Offizier auf der *African*, als Kapitän eingesetzt, und unter seinem Kommando trat die *Bee* mit nur geringer Verzögerung ihre Fahrt an. Ihr eigentlicher Kapitän winkte ihr vom Kai aus mit seiner Frau nach, erfreut über die unverhoffte Ruhepause, aber auch voll Erwartung dessen, was die Zukunft bringen werde.

Für die nächste Saison hatte ihm Manesty wieder eine Kapitänsstelle zugesagt. Bis dahin aber waren es noch sieben oder acht Monate, in denen ein großer Teil seiner Ersparnisse dahinschwenden würde. Im stillen beklagte er sich zuweilen über sein Geschick, das ihm sowohl eine Mitgift bei der Heirat als auch eine Erbschaft beim Tode seines Vaters versagt hatte. Doch die Wolken finanzieller Zukunftssorgen konnten seine Zuversicht nicht lange verdüstern. Auf schnellstem Wege und in freudiger Erwartung siedelte er mit Mary von Liverpool in ihr Elternhaus in Chatham über.

Der sonderbare Anfall, der ihn zu Boden gestreckt hatte, war vorübergegangen, ohne irgendwelche gesundheitliche Schädigung zurückzulassen. Vielleicht hatte sich die Natur für die tausendfältigen Strapazen gerächt, die seinem Körper in all den Jahren zugemutet worden waren. Kein Wunder – verwundern konnte man sich eher darüber, daß der Tribut, den sie verlangt hatte, so gering gewesen war.

Zwei Tage jedoch nach der Ankunft in Chatham merkte John, daß der Schlag nicht ihn allein getroffen hatte. Obwohl zart, war Mary seit ihrer Kindheit kaum einen Tag ernstlich krank gewesen. Als John wieder zu sich gekommen war, hatte sie sich mit eiserner Energie in der Gewalt behalten, bei ihm gewacht, bis er eingeschlafen war, und am nächsten Tag mit aller Hingabe für ihn gesorgt. Aber zwei Nächte später war ihre Energie plötzlich zusammengebrochen. In seinen Armen war sie von einem derart

heftigen und anhaltenden Schüttelfrost befallen worden, daß John schon aufstehen und den Doktor rufen wollte, hätte Mary sich nicht an ihn geklammert und versichert, daß nur er ihr helfen könne. Am nächsten Morgen war sie zu schwach gewesen, um aufzustehen. Quälende Kopfschmerzen hatten tagsüber bis zur Schlafenszeit allen Linderungsversuchen widerstanden. Seitdem fühlte sie sich besser, nur ohne rechten Appetit.

John betrachtete die unfreiwillige Wartezeit bis zur nächsten Fahrt als ein Geschenk, als Gelegenheit, die es auszunutzen galt. Bisher waren seine Landaufenthalte meist von kurzer oder unbestimmter Dauer gewesen. Diesmal hatte er ausreichende Muße, sich umzusehen, das Gedankengut, das er sich auf seinen Fahrten in einsamen Stunden erarbeitet hatte, zu erweitern, zu prüfen, zu berichtigen. Zusammen mit Mary besuchte er in London Kapitän Clunie, der sich in Johns schwerer Zeit in St. Kitt seiner angenommen hatte. Während dessen Frau Mary unter ihre Fittiche nahm, erneuerten die Männer ihre damals entstandene Gemeinschaft.

Kapitän Clunie gehörte zu den Dissenters – zu denen, die sich nicht zur Staatskirche bekannten; er hatte John mit großer Wärme von Mr. Brewer, dem Prediger seiner Londoner Gemeinde, erzählt. In London hatte John auch Gelegenheit, George Whitefield predigen zu hören, den großen Evangelisten, der bei den meisten Geistlichen seiner eigenen Kirche verfeimt war. Der erste dreistündige Abendmahlsgottesdienst hinterließ bei John einen so tiefen Eindruck, daß er Tag für Tag dorthin ging. So besuchte er in wenigen Wochen mehr Gottesdienste als in den Jahren seit seiner Bekehrung.

Fast drei Wochen hatte John in London verbracht, hatte vieles gehört und erfragen können über christliche Lehre und Auslegung der Schrift. Als er nach Chatham zurückkehrte, wurde die Frucht dieser konzentrierten geistlichen Förderung sofort auf die Probe gestellt. Bei Mary hatte sich ein Zustand entwickelt, den der Arzt als »Abzehrung« bezeichnete, zeitweise verbunden mit heftigen Magenstörungen. Auf Tage der Besserung folgten immer wieder besorgniserregende Zustände. John fand, daß das Gottvertrauen, mit dem er bisher Marys Behandlung dem unzureichenden Arzt in Chatham überlassen hatte, ihn berechtigte, nunmehr woanders

nach einem tüchtigen Arzt zu suchen. Die Brewers hatten sehr lobend von ihrem Hausarzt gesprochen. In London konnte man außerdem noch andere konsultieren. Und Marys Tante in London würde sich freuen, sie beide aufzunehmen.

Der Brewersche Arzt gab offen zu, daß ihm die Krankheitssymptome bei Mary rätselhaft seien, und zog einen Spezialisten zu. Die von diesem verordneten Abführmittel bereiteten Mary große Pein. Während dieser Krankheitszeit erfuhr seine Liebe eine Läuterung. Marys Anmut, Grazie und Heiterkeit, ihr zierliches Wesen und die Schönheit ihres Gesichts: all das fiel von ihr ab, sooft ihr magerer Körper von den fieberhaften Krampfanfällen geschüttelt und entstellt wurde. Aber wenn auch John die bejammernswerten Einbrüche des Siechtums in dem sterblichen Leib beobachtete: seine Liebe, die als Verlangen nach dem Körper begonnen hatte, umschloß jetzt so tief Marys Seele, daß sie sich nicht mindern konnte, auch wenn er Mary nie mehr würde berühren dürfen.

In einer Pause, wo die Schmerzen Mary etwas Ruhe ließen, versuchte er, einiges davon auszudrücken, als es klopfte und die Tante ihm einen von Chatham nachgesandten Brief von Manesty brachte. Während John das Siegel aufbrach, warteten sie in schweigender Spannung, was der Brief enthielt. Rief er John zu einer neuen Seefahrt?

»In Liverpool«, sagte John mit heiserer Stimme, als er den Brief durchflogen hatte, »ist die Stelle eines Hafenzollinspektors frei, Manesty hat mich vorgeschlagen, und ich kann sie haben, wenn ich sofort hinkomme.«

»Sofort?«

»Ja, der bisherige Inhaber ist plötzlich gestorben. Manesty drückt sich nicht ganz klar aus, aber jedenfalls ist noch ein anderer Bewerber da, der Neffe des Bürgermeisters. Der Posten muß möglichst rasch neu besetzt werden. Wenn ich ihn haben wolle, müsse ich Montagabend antreten.«

»Wenn du ihn haben willst? John!«

Ihr Mann wandte ihr sein ratloses Gesicht zu.

»Liebling, ich kann dich in diesem Zustand nicht allein lassen. Was bedeutet eine Stellung, gleich welcher Art, wenn ich dich krank zurücklassen muß und nicht einmal weiß, ob –«

»Für mich bedeutet sie sehr viel«, sagte Mary mit einem schwachen Versuch, in leichtem Ton zu sprechen, obwohl ihre matte Stimme kaum zu hören war. »Nämlich, daß ich mit dir zusammenbleiben kann, an Land – ich hasse das Meer. Daß wir ein eigenes Heim haben werden. Mein Lieber, wo bleibt dein Vertrauen? Glaubst du, du wirst mich gesund machen, oder Gott?«

»Gott natürlich. Aber –«

»Und Gott kann mich gesund machen, auch wenn du fort bist. Du mußt nach Liverpool gehen, John. Ich komme schon zurecht, versprich mir nur, daß du dir keine Sorgen machen wirst. Ich glaube, allein die gute Aussicht für die Zukunft wird mich heilen. Ich fühle mich schon besser.«

Die tapferen Worte erleichterten ihm den Entschluß, und beim Einsteigen in die Postkutsche bat er Jack, Mary zu erzählen, wie unbesorgt und ruhig er abgefahren sei, und gleich von der ersten Station schrieb er ihr einen zärtlichen Brief, in dem er das, was im Grunde gar nicht stimmte, wiederholte.

Und dennoch stimmte es, so paradox es klingt. Im Vergleich zwar zu dem ruhig-heiteren Vertrauen, das ihn angesichts der bisher erfahrenen Gnade und Fürsorge seines Herrn hätte beseelen müssen, war seine Angst und Sorge bedauerlich und kläglich, und doch hatte er sich etwas gewandelt. Er fing seinen Dienst mit einer Fassung an, die einen Fremden nie auf die Idee hätte kommen lassen, daß sein Herz und Sinn an einem gänzlich anderen Ort Englands weilte.

Zum Glück war nun das Schlimmste der Prüfung überstanden. Jack schrieb in seinen Briefen – absichtlich oder aus Unbekümmertheit – beruhigende Nachrichten und verbarg John den Ernst von Pollys Zustand. Aber dann, als die Ärzte schon die Hoffnung aufgaben, ließen wie durch ein Wunder die schmerzhaften Anfälle nach und hörten schließlich ganz auf. Nach zehn Tagen konnte sie in einem Brief ihrer Schwester Elisabeth ihren Namen neben deren Unterschrift setzen und vierzehn Tage später zum erstenmal mit zittriger Hand wieder selber einen Brief schreiben, der John in einen Freudentaumel versetzte. Zwei Monate, nachdem er sie verlassen hatte, war sie soweit wiederhergestellt, daß sie die Fahrt nach Liverpool antreten konnte.

Er empfing sie an der Postkutsche wie eine von den Toten Auferstandene. Was ihre Briefe ihm von wiedergewonnener Gesundheit, Farbe, Appetit berichtet hatten, war alles wahr. Nie hatte sie so lieblich ausgesehen. Obwohl jede Wiedervereinigung herrlicher gewesen war als die vorhergegangene, so stark hatten sie beim Wiedersehen das Gefühl von gegenseitiger Harmonie noch nie gehabt.

Vor zwei Jahren hatte sie den Wunsch nach gemeinsamem Gebet geäußert. Es war dann aber immer John gewesen, der betete. Pflichtgetreu gesprochene Kindergebetsverse und das Vaterunser – darüber war sie nie hinausgegangen. Auch hatte John ihr nie etwas von Heilsgewißheit oder innerem Frieden angemerkt. Seine eigene staunende und demütige Gewißheit, daß Gott ihn durch die Verdienste Christi angenommen hatte, kam ihm zuweilen wie grundlose Anmaßung vor. Marys Wandel und Gesinnung war im Vergleich zu ihm unsträflich. Und dennoch lebte sie in Angst vor dem Gericht und hatte keine persönliche Gemeinschaft mit dem Gott, den sie, wenigstens der äußeren Form nach, seit ihrer Kindheit anbetete.

Doch die schwere Zeit der Krankheit hatte Frucht gebracht. Als John sie in London verlassen hatte, war unter dem Druck der Angst, daß sie ihn vielleicht nie wiedersehen werde, eine verborgene Quelle aufgesprungen. Und ohne daß sie richtig wußte, wie es zugegangen war, hatte sie angefangen zu beten, leidenschaftlich, unter Schluchzen, flehentlich, nicht für sich selbst, sondern für ihn, und somit doch für sich; und zum erstenmal hatte sie das tröstende Gefühl gehabt, daß ihr Gebet gehört werde. Während ihrer Genesung war sie dann in einen Gottesdienst von Pfarrer Brewer gegangen und sehr gestärkt worden durch dessen Predigt über das Wort: »Ich bin der Herr, dein Arzt.« Von Liverpool hatte John ihr geschrieben, er habe geistliche Erbauung und Gemeinschaft mit echten Christen gefunden, zwar nicht in der Staatskirche, wohl aber in Kreisen und Gemeinden, die außerhalb stünden, unter anderem bei den Baptisten. In gut bürgerlichen – religiös meist indifferenten – Kreisen galt die Staatskirche als die allein standesgemäße, während den pietistischen Gemeinden, wie man meinte, nur Waschfrauen und niederes Volk an-

gehörten. So hatten jene Nachrichten bei Marys Angehörigen Bestürzung hervorgerufen, weil sie fürchteten, sie werde in Liverpool durch Johns neue Bekannten auf ein gesellschaftlich tieferes Niveau herabgezogen werden. Aber Mary hatte sich nicht beirren lassen und beschlossen, sich selbst ein Urteil zu bilden. Durch das Ehepaar Clunie war sie in einen Kreis von Methodisten eingeführt worden, wertvollen Menschen, wo sie nicht, wie erst befürchtet, ungesellige, säuerliche Strenge fand, sondern fröhliche Herzlichkeit und warme Anteilnahme, wie sie in dieser Art noch nie erlebt hatte.

Als einer von Johns Londoner freikirchlichen Pfarrerfreunden ihm bestätigend nach Liverpool schrieb: »Es hat Gott gefallen, ihr weitgehend den gleichen Geist zu geben wie Ihnen. Sie bekennt ihre neue Einstellung ohne Furcht und ohne sich zu schämen«, da spürte John, daß sein größter Wunsch erfüllt worden war.

Sechs Jahre mit vielen entmutigenden Zurückweisungen hatte er gebraucht, bis man ihn ordinierte; vor drei Jahren war er überraschend zum Hilfspfarrer ernannt und nach Olney geschickt worden. Anfangs hatte die geräumige Kirche aus dem 14. Jahrhundert gut ausgereicht. Aber innerhalb eines Jahres war der Besuch so angewachsen, daß sein Gönner, Lord Dartmouth, eine Empore einbauen ließ. Jetzt strömten oft zweitausend Menschen zusammen, um John predigen zu hören. Sein Erfolg war ihm ein Rätsel, denn er hielt sich keineswegs für einen Kanzelredner, obwohl er inzwischen über einen jämmerlichen Tag in Leeds – er träumte immer noch von ihm – hinausgewachsen war, auch über den nächsten, zwei Jahre später unternommenen Versuch, als er sein Buch mit auf die Kanzel genommen und seine Predigt heruntergeleiert hatte, wegen seiner Kurzsichtigkeit den Kopf ständig dicht über der Kanzelbrüstung. Er hatte gelernt, sich nach Möglichkeit sorgfältig vorzubereiten, aber dann »frisch von der Leber weg« zu sprechen, und wenn er, wie es zuweilen geschehen mußte, erst beim Hinaufsteigen auf die Kanzel nach einem Text griff, dann hatte Gott ihn nie im Stich gelassen, sondern mit allem versehen, was er brauchte.

Er sprach den Segen und ging durch das Mittelschiff. Die Gestalt im Talar, einem Geschenk des berühmten Londoner Predigers Martin Madan, war jetzt, mit dreiundvierzig Jahren, ein wenig schwerer geworden; die Tätigkeit während der Woche, viel reiten und laufen erhielten sie kräftig. Seine Augen begegneten im Vorübergehen den Augen Marys mit dem freudigen Gefühl ihres beiderseitigen Verstehens, das ihn nie verließ. Nur flüchtig hatte er die neuen Logiergäste gesehen, aber Mr. Cowper hatte die Predigt mit gespannter Aufmerksamkeit angehört. Wie viele würden wohl der Einladung zum Mittagessen im Haus folgen, die für alle galt, welche mehr als sechs Meilen zum Gottesdienst zu gehen hatten? Mary konnte mit Phoebe und Martha ihre Arbeit gut schaffen, aber die ständigen Gäste gingen doch über ihre Kraft, und er überlegte, ob es nicht richtig wäre, nach dem Umzug in das inzwischen umgebaute Pfarrhaus ein weiteres Mädchen zu nehmen oder sogar zwei. Mr. Thornton würde wohl nichts dagegen haben. – Wie wunderbar hatte Gott für alles gesorgt, nachdem er

selbst davon abgesehen hatte, sich um Geld zu sorgen. Mit seinem Gehalt von dreißig Pfund im Jahr hätte er zwar nicht auskommen können. Aber Gottes Antwort war der reiche Londoner Kaufmann und Philanthrop John Thornton gewesen. »Nicht viele Reiche sind berufen«, zitierte er in Gedanken, aber manche sicherlich doch, und unter diesen waren seine Freunde Lord Dartmouth und John Thornton nicht die Geringsten.

Durch das Nordportal zog die Gemeinde an ihm vorüber. Fast keiner wollte auf seinen Gruß verzichten. Die wenigen, die es taten, waren wohlhabende Landwirte und Kaufleute, denen manches an ihrem Pfarrer nicht paßte: seine offene Sprache, wenn er über weltlichen Wandel redete, seine Kompromißlosigkeit, seine »methodistische« Art zu predigen, worunter sie seine Anwendung der biblischen Gebote auf das persönliche Leben ohne Ansehen der Person verstanden. Es störte diese Leute, daß er sich durch vornehmen Stand nicht beeindrucken ließ, daß er seine Zeit nicht mit gesellschaftlichen Besuchen in ihren Häusern verbrachte, dafür aber in den ärmlichen Hütten der Spitzenklöppler ein- und ausging. Und dann dieses merkwürdige Buch, das er geschrieben hatte, seine Lebensgeschichte! Dessen Erfolg war ihm zu Kopf gestiegen. Und dabei war es doch wahrhaftig keine Geschichte, auf die jemand stolz sein konnte. Dick Freund mit Baptisten und anderen Freikirchlern – warum ging er nicht ganz zu ihnen über, wenn er schon nicht wußte, was ein Pfarrer der Kirche von England sich selbst und seinen Gemeindegliedern schuldig war?

Pfarrer Newton trat aus der Kühle des Kirchenraumes in die warme Septemberluft hinaus. Am Pfarrhaus vorüber, das von Lord Dartmouth vergrößert und ausgebaut wurde, ging er dem alten Haus zu, das ihm und Mary in der Zwischenzeit als Wohnung diente. Die zur Ouse hin abfallenden Weiden jenseits des Kirchhofes strotzten von üppigem Gras, ein paar Kühe standen im seichten Gewässer und genossen die Kühle. John hoffte, daß heute nicht allzu viele Gäste zum Essen da sein würden. Den Logiergästen Mr. Cowper, Mrs. Unwin und deren Tochter – hatte Mary vorgeschlagen, mit ihnen zu essen, aber sie hatten es abgelehnt, weil sie ihr keine Umstände machen wollten.

Scheinbar zufällig hatte John sie kennengelernt. Ein Freund hatte ihm von Mrs. Unwin in Huntingdon erzählt, die vor kurzem ganz plötzlich ihren Mann verloren habe, und John gebeten, sie zu besuchen und in ihrem Schmerz zu trösten. Als er in der Nähe andere Besuche machte, war John nach Huntingdon geritten. Ganz unvorbereitet war er auf die Begegnung mit William Cowper gewesen, einem Herrn mit aristokratischer Verwandtschaft, der seit zwei Jahren dort bei der Familie lebte und sich zu Mrs. Unwin, obwohl nur sieben Jahre jünger, fast wie ein Sohn verhielt. Schon beim ersten Gespräch hatten die beiden äußerlich und erlebnismäßig völlig verschiedenen Männer so viel gegenseitig Anziehendes und Gemeinsames entdeckt, daß man die Einladung Johns, nach Olney zu kommen, mit Freuden annahm. Mrs. Unwin fühlte sich nach dem Tode ihres Mannes in Huntingdon nicht mehr zu Hause. So hatten sie beschlossen, nach Olney überzusiedeln, um unter Johns geistlicher Betreuung sein zu können. Bis das Haus, das John für sie gemietet hatte, bezogen werden konnte, wohnten sie bei ihm und Mary. Während dieser Tage hatte John am Umgang mit den neuen Freunden immer mehr Gefallen gefunden.

»Die beiden scheinen sich sehr nahe zu stehen«, hatte Mary am ersten Abend nach der Ankunft gesagt. »Haben sie eigentlich vor zu heiraten? Ich meine, wenn die Trauerzeit vorüber ist?«

John dachte eine Weile nach; er war erstaunt, daß der Gedanke nicht auch ihm gekommen war.

»Ich glaube, er betrachtet sie mehr als Mutter. Du mußt denken, er ist zwei Jahre jünger als du, während Mrs. Unwin drei- undvierzig ist. Seine inneren und äußeren Verhältnisse sind etwas ungewöhnlich, und Mrs. Unwins Fürsorge scheint gerade das zu sein, was er braucht. Er sei überzeugt, sagte er mir, daß Gott ihn in ihr Haus geführt habe, und ebenso sicher glaube er, daß Gott ihn zu mir als geistlichem Betreuer gewiesen habe. Er ist Calvinist wie ich«, fügte er lächelnd hinzu, »sogar ein viel strengerer als dein armer Mann, der bei seinen calvinistischen Bekannten in dem Ruf steht, ein etwas schillernder Vogel zu sein.«

»Wie kam er eigentlich dazu, bei Unwins zu wohnen?«

»Der junge Unwin, Susannes Bruder, hatte ihn in der Kirche gesehen und sich dann mit ihm bekannt gemacht. Wahrscheinlich war die Familie der einzige Ort in Huntingdon, wo er sich zu Hause fühlen konnte. Seine anderen Standesgenossen teilten nicht seine religiösen Ansichten und gingen gänzlich anderen Interessen nach. Dabei hatte er früher selbst auch ein ganz oberflächliches Leben geführt und sich für den Glauben nur intellektuell interessiert. Dann kam sein zweiter furchtbarer Anfall von geistiger Umnachtung. Er spricht davon wenig. Die Angst vor der mündlichen Prüfung für eine Sekretärstelle im Oberhaus rief eine depressive Geistesstörung bei ihm hervor, so daß er mehrmals versuchte, sich das Leben zu nehmen. Zwei Jahre wurde er damals in eine Irrenanstalt in St. Alban eingesperrt.«

»Hat er eigenes Vermögen?«

»Sehr wenig. Ich glaube, die Verwandtschaft unterstützt ihn.«

»Na ja«, faßte Mary die Situation zusammen, indem sie sich zusammenkringelte, um kundzutun, daß sie zu schlafen gedachte, »jedenfalls schätzen beide dich sehr hoch, und das qualifiziert sie für meine Anerkennung. Mr. Cowper darf sich gratulieren, daß er mit dir befreundet sein kann.«

»Ein sympathisches Urteil«, lachte John. »Wenn ich mich mit ihm unterhalte, merke ich schon nach zwei Minuten, wieviel ich von ihm lernen kann. Ich rechne es mir zum Vorzug an, daß er hierher gekommen ist.«

John empfand diese neuen Freunde wirklich als Geschenk. Er hätte zwar nie zugegeben, daß, wenn Mary bei ihm war, er ein Bedürfnis nach anderer Gesellschaft spüre, aber trotzdem fühlte er sich bereichert. Jack Catlett hatte er trotz ihrer religiösen Differenzen eine starke Zuneigung bewahrt. Er war kurz nach Johns Niederlassung in Olney ganz plötzlich gestorben. Der Freund, der Jack hätte sein können, wurde John jetzt in diesem sensiblen Aristokraten mit seinen allzu lebhaften Augen geschenkt, ein Freund, der seine literarischen Interessen und seinen Sinn für Komik teilte, aber ebenso seine religiösen Überzeugungen und sein Verlangen, Gott zu dienen. Ein Jahr vorher hatte Cowper sich mit dem Gedanken getragen, Geistlicher zu werden.

Wenn John über Land reisen mußte, war für Mary der stille Humor, die Geduld und Freundlichkeit von Mrs. Unwin von unschätzbarem Wert.

John hatte nicht erwartet, daß William Cowper ihn so eifrig bei der Gemeindegarbeit unterstützen würde – es war eine freudige Überraschung, denn seine Arbeitswoche war sehr ausgefüllt. Neben der Morgen- und Abendandacht wurde jetzt im neuen Pfarrhaus jeden Nachmittag eine Gebetsversammlung abgehalten, an der bis zu siebzig Menschen teilnahmen. Montag abends leitete John die Männerbibelstunde. Am Dienstagabend kam die Gemeinde zur Gebetsversammlung. Mittwochs war Bibelstunde für die Jugendlichen, am Donnerstagnachmittag Katechismusunterricht für die Kinder, abends Predigtgottesdienst, an dem auch viele aus den umliegenden Dörfern teilnahmen. Freitags kam ein Kreis von Gläubigen zum Bibelstudium zusammen.

»Mr. Thornton gibt mir zweihundert Pfund im Jahr für wohlthätige Zwecke und Bewirtung von Gästen«, erklärte er Cowper bei einem seiner Spaziergänge, bei denen dieser ihn jetzt fast immer begleitete. »Sonst wüßte ich nicht, wie ich durchkommen sollte. Diese Unterstützung durch Thornton kam im richtigen Augenblick. Ich war nämlich gerade hier nach Olney übergesiedelt, als mein guter Freund Joseph Manesty bankrott machte; und damit waren alle meine Ersparnisse verloren.«

»Es wurden Ihnen doch mehrmals Pfarrstellen in London angeboten – aber Sie haben sie immer abgelehnt.«

»Ja, Marys Mutter vor allem hätte es gern gehabt, wenn wir nach London gezogen wären, weil es näher bei Chatham liegt. Aber wenn ich Olney verlassen hätte, ohne hier richtig Fuß zu fassen, hätte das nicht so ausgesehen, als wäre ich bloß aus Geldgründen in den Kirchendienst eingetreten? Und das, nachdem es so viel Mühe gekostet hatte, bis man mich überhaupt zuließ!«

»Aus welchen Gründen hat man Sie eigentlich abgewiesen?«

»Ich war nicht auf der Universität gewesen«, erwiderte John. »Ich hatte mich zwar in allen Studienfächern ausreichend vorbereitet, aber ich besaß keinen akademischen Titel, und das wurde als Hinderungsgrund angesehen. Allerdings, der wahre Grund

war wohl der, daß ich im Verdacht stand, methodistisch-freikirchliche Neigungen zu haben.«

»Aber wenn Sie über Skandalgeschichten geschwätzt, Beziehungen zu vornehmen Damen gehabt hätten, anstatt über Ihren Büchern zu sitzen, dann wären Sie natürlich geeignet gewesen!«

»Ich muß zugeben, ich hatte die Hoffnung schon so ziemlich aufgegeben. Wenn Lord Dartmouth sich nicht für mich verwandt hätte, würde ich wohl einen Ruf von den Presbyterianern oder einer anderen Freikirche angenommen haben. Das hatte ich eigentlich schon lange vor; Mary war dagegen, und ohne ihr volles Einverständnis wollte ich solch einen Schritt nicht tun.«

Cowper wandte den Blick von dem verblassenden Himmel ab. Über den Strohdächern der Stadt zog ein graues Wolkentuch herauf. Sein Gesicht hatte sich verdüstert.

»Unheimliche Gesichte und Stimmen, Höllenflammen, Wehe- rufe ...« sprach er leise vor sich hin. »Mr. Newton, ich war überrascht – enttäuscht kann ich nicht sagen, denn man würde nur zu gern vergessen, wenn man könnte – aber überrascht, daß Sie in Ihren Predigten so wenig von der Verdammnis, von den Schrecken der Hölle sprechen. Haben Sie nie das Gefühl, daß Sie bei den Leichtfertigen die Furcht vor Gott wachrufen müßten? Ich frage nicht, weil ich ein Urteil abgeben wollte, ich möchte nur von Ihnen unterwiesen werden, was ...«

Auch John war sehr ernst geworden. Er zögerte und suchte nach den rechten Worten, wie immer, wenn er über eine Frage von besonderer Bedeutung sprechen wollte.

»Früher habe ich auch so gedacht«, begann er langsam, »besonders im Anfang, in der Zeit meiner ersten christlichen Erfahrungen. Wenn ich sah, wie leichtfertig, wie gottlos viele Menschen dahinlebten und der Ewigkeit entgegentaumelten – natürlich legte sich mir das auf die Seele, wie hätte es auch anders sein können? Aber ich kann nicht sagen, daß meine Bemühungen erfolgreich gewesen wären, gerade bei denen nicht, die ich dadurch zu beeinflussen suchte, daß ich ihnen von den Gefahren für ihre Seele und von plötzlichem Tod sprach. Eigentlich brauchte ich ja nur an meine eigenen Erfahrungen zurückzudenken. Über solche Drohungen, wie sie manche Prediger meinen aussprechen zu

müssen, hätte ich nur gelacht. Nein, ich bin fest überzeugt, daß es in erster Linie unsere Aufgabe ist, das Evangelium zu predigen, und Evangelium heißt frohe Botschaft.«

Sie waren an der Straße zum Pfarrhaus angelangt, und Cowper, der schweigend neben John hergegangen war, blieb unentschlossen stehen. »Haben Sie ganz vergessen, daß Sie heute zu uns zum Tee kommen?« fragte John. »Mrs. Unwin und Mary werden schon auf uns warten.«

Cowper erwachte aus seinen Träumen. Als die Tür des Pfarrhauses sich geöffnet hatte und sie in die gastliche Diele eintraten, kehrte auch sein früherer Frohsinn zurück.

Während Mary am Teetisch präsierte und die Unterhaltung sanft dahinplätscherte mit kleinen Wirbeln von Gelächter, stand John am Kamin; äußerlich zwar an der Gegenwart beteiligt, ließ er seine Gedanken in die Vergangenheit schweifen, und es überkam ihn eine Woge tiefer Dankbarkeit.

Schon das Haus mit seinen großen, hellen Räumen: würde er sich je daran gewöhnen? Liebevoll schweifte sein Blick durch das geräumige Zimmer mit seinen vier großen Fenstern, die auf die Kirche und auf die Wiesen in der Ferne blickten, so groß, wie das ganze Erdgeschoß in seinem früheren Häuschen in Liverpool. Ein solches Pfarrhaus, für eine Dorfgemeinde eigentlich viel zu bequem und luxuriös, hatte er sich nie erbeten. Staunend bedachte er die Gnade, die ihm, dem barfüßigen, verachteten Ausgestoßenen von der Guineaküste, das alles hatte zuteil werden lassen. Damit kein Stolz in ihm aufwüchse, hatte er über den Kaminsims in seinem Arbeitszimmer die Worte gemalt:

»Weil du so wert bist vor meinen Augen, mußt du auch geachtet sein. Aber – gedenke, daß du Knecht warst in Ägyptenland, und daß der Herr, dein Gott, dich errettet hat.«

Und seine Freunde und Bekannten – zärtlich ruhten seine Augen auf den beiden, die für ihn zum Inbegriff für all die vielen anderen wurden: Cowper mit der unbewußten Eleganz seines Wesens, seiner gewinnenden Mischung von aristokratischer Ungezwungenheit, verfeinerter Gelehrsamkeit und dankbarer Demut, und Mrs. Unwin mit ihrer ruhigen Charakterstärke und Frömmigkeit. Ja, die Gnade ging manchmal seltsame und verschlungene Wege –

ausgerechnet ihm, dem einstigen Wüstling und Freidenker, waren diese beiden zugeführt worden, daß er ihre Seelen betreute, ihm, der auch jetzt noch oft – im Traum, im Wachen und sogar beim Beten – von Szenen und Erinnerungsbildern verfolgt wurde, über welche diese seine wohlgezogenen Freunde weniger erschrecken als verständnislos den Kopf schütteln würden.

»Die Post hat ein Päckchen Briefe für dich gebracht, John, und zwei für mich«, sagte Mary. »Elisabeth schreibt, Jackie wüchse fast zusehends von Stunde zu Stunde. Und Mutter ergänzt, Elisabeth könne sich an dem kleinen Ding nicht satt sehen! Georgies Frau sei zu Besuch dagewesen. Aber ich vergesse ganz –«, sie wandte sich an Mrs. Unwin, »diese Familienangelegenheiten sind für sie wenig interessant!«

»Und wie!« protestierte Mrs. Unwin. »Sie interessieren sich ja auch für meine Kinder.«

»Aber die kennen wir ja. Also gut, wenn Elisabeth im Sommer mit Jackie herkommt, werde ich Ihnen keine Neuigkeiten über sie ersparen, auch wenn sie noch so langweilig sind. – Mein anderer Brief ist von Thomas Jones, John«, fuhr Mary fort. »Deine ›Sechs Kanzelreden‹ und ›Omicron‹ seien für ihn und seine Freunde in Oxford eine Quelle der Kraft gewesen.«

Wie spurlos waren die Jahre an Mary vorbeigegangen, dachte John, wie mädchenhaft war ihre Figur geblieben. Durch Mrs. Unwins feines ovales Gesicht mit den zart geschwungenen Brauen und der schmalen Nase, durch ihre hoheitsvolle Gestalt in dem weiten schwarzen Kleid mit dem Spitzenfichu wurde Marys zarter und lebhafter Charme noch unterstrichen.

»Der junge Jones und sein Freundeskreis werden einige Ermutigungen brauchen, wenn die offizielle Ablehnung ihrer methodistischen Art weiter zunehmen sollte.«

»Vertreten Sie die Glaubensmeinungen Wesleys?« erkundigte sich Mrs. Unwin.

»Um Methodist genannt zu werden, braucht man von Wesley überhaupt noch nichts gehört zu haben«, sagte John trocken. »Methodist ist ein allgemein gewordenes Schimpfwort für alle die, die sich in der Predigt oder in ihren persönlichen Meinungen an die Lehren der Bibel halten. Diese jungen Leute in Oxford

möchten Geistliche werden. Aber weil sie zusammenkommen und gemeinsam beten, die Bibel lesen und geistliche Lieder singen, erhebt sich so viel Kritik und Opposition, daß ich sehr bezweifle, ob sie je ordiniert werden.«

»Bei manchen Evangelischen gelten wir auch deswegen als verdächtig«, bemerkte Cowper, als Mrs. Unwin sich ans Cembalo setzte und die anderen zusammenrückten, um als Einleitung zur Gebetsgemeinschaft wie üblich ein paar Lieder zu singen. »Neulich sagte einer von ihnen: ›Auf das Singen von menschlichen Dichtungen legt Gott in seiner Kirche keinen Segen.‹ Nur Psalmen lassen sie gelten.«

»Ich glaube, daß sie darin unrecht haben«, erklärte John. »Ich jedenfalls habe durch die Lieder beim Gottesdienst viel Segen empfangen.«

»Ich auch.« Cowpers Gesicht leuchtete auf. »Manchmal, wenn ich singe, überrascht mich ein plötzliches Licht, so wie an einem regendunklen Tag auf einmal die Sonne durchbricht.«

John horchte auf. »Wie poetisch Sie das gesagt haben. Ich überlege –«

»Ja?« fragte Cowper, als er zögerte. Mrs. Unwin, die in dem Notenbuch mit den Hymnen von Dr. Watts geblättert hatte, hielt inne. Auch Mary blickte wartend auf John.

»Mir schwebt schon seit längerem ein Plan vor, der mir sehr am Herzen liegt, aber allein kann ich ihn nicht durchführen: Lieder zu dichten, auf Grund von Schrifttexten und eigener geistlicher Erfahrung, vielleicht weniger für den Sonntagsgottesdienst, sondern als Vertiefung für Themen, über die ich in der Woche spreche. Und zwar hatte ich gehofft, ich würde jemand finden, mit dem ich es gemeinsam tun könnte –«

Gespannt betrachtete er das bewegliche Gesicht seines Freundes. Er hatte offen gesprochen. Vor allem war er an Cowpers Mitwirkung deshalb so interessiert, weil er hoffte, eine solche schöpferische Arbeit werde für dessen Geist heilsam sein, der noch immer ab und zu von Schwermut überfallen wurde. Er fuhr tastend fort:

»Vielleicht, hatte ich mir gedacht, könnten wir die Schrift durchgehen, und wenn uns ein Vers oder Abschnitt dazu anregt,

ein Lied dichten, durch das wir die Gedanken umschreiben und geistlich vertiefen. Dann für besondere Gelegenheiten, für die Jugendstunde –«

Auf Cowpers nachdenkliches Gesicht trat das ihm eigene offene Lächeln.

»Ja, mit Gottes Hilfe will ich es versuchen.«

Sir, Mr. Newton, Sir!« Es war Phoebes Stimme. Die schwerfällige Frau in mittlerem Alter kam immer außer Atem, wenn sie eilig die Treppe hinauf lief. Ihre Stimme klang aufgeregt und besorgt.

John lag noch im wohligen Halbschlaf im Bett, allerdings mit einem leisen Schuldgefühl, weil er länger als bis sieben Uhr liegengeblieben war, statt die Morgenstunden wie Wesley zum Beten zu benutzen. Sein Gewissen hatte er damit beschwichtigt, daß Mary, die in den letzten Wochen wieder mehrmals von ihrer undefinierbaren Krankheit gequält worden war und eine unruhige Nacht verbracht hatte, mit dem Kopf auf seiner Schulter fest schlief. Er versuchte, seinen Arm wegzuziehen, aber als er sich bewegte, öffnete sie die Augen.

»John? Es hat jemand gerufen.«

»Mr. Newton, Sir! Entschuldigen Sie, daß ich Sie wecke, aber Mrs. Unwins Lottie ist da. Sie möchten doch bitte nachher kommen. Dem armen Squire ginge es sehr schlecht.«

»Mr. Cowper!« rief Mary, als John aus dem Bett sprang und sich hastig anzog. »Ich habe es in der ganzen letzten Zeit gespürt, daß sich etwas über ihm zusammenbraute. Soll ich mitgehen?«

»Nein, Liebling, du mußt dich schonen. Judith wird dir den Tee bringen.«

Er steckte ihr die Bettdecke unter die Füße, denn es war ein kalter Januarmorgen, beugte sich zu ihr hinab und gab ihr den Kuß auf die Stirn, ohne den er nie von ihr schied. Dann eilte er hinaus.

Zwei Stunden später kam er auf dem viel benutzten Pfad, der durch den Garten und das anstoßende Feld führte, zurück. Mary hatte am großen Fenster an der Hinterfront gestanden und Ausschau gehalten. Sie lief zur Haustür, und die Frage auf ihren Lippen verstummte, als sie sein verstörtes Gesicht sah. Sie band ihm das Halstuch los und knöpfte ihm die alte Seemannsjacke auf, denn er stand benommen da und machte keine Anstalten, sich auszuziehen. Dann zog sie ihn zum Kamin ins Eßzimmer und ließ ihm ein verspätetes Frühstück hereinbringen.

»Erzähle, John«, sagte sie schließlich. Als er zweimal den Mund auftat und keinen Laut hervorbrachte, stand sie auf und trat zu ihm hin. »Du sollst nicht versuchen, mich zu schonen. Einmal

muß ich es ja doch erfahren. Ach, du siehst so niedergeschlagen aus.«

»Der arme William! Ich bin froh, daß du nicht mitgegangen bist, Polly. Er hat einen Selbstmordversuch gemacht. Mrs. Unwin hörte, wie er hinfiel, und konnte noch rechtzeitig in sein Zimmer stürzen. Das Messer war abgerutscht, so daß er sich nur eine Fleischwunde beigebracht hat. Aber seine wahnsinnige Verzweiflung war schrecklich anzusehen. Er ist überzeugt, Gott habe ihn endgültig verworfen. Ich habe nicht viel gesagt, besser hätte ich vielleicht ganz geschwiegen. Auf jeden Fall habe ich nicht gewagt zu gehen, bevor er sich einigermaßen beruhigt hatte.«

»Wie kann er sowas meinen?« fragte Mary. »Wenn je einer Gott geliebt hat, dann doch er. – Denk doch nur an die Gespräche. Und an seine Lieder –«

»Ich weiß es. Es ist eine schreckliche und rätselhafte Zulassung, Liebste. Trotzdem dürfen wir nicht daran zweifeln, daß Gott durch sie zu seinem Besten wirkt.«

»Haben sie den Arzt bestellt?«

»Ja. Er wird wohl höchstens einen Aderlaß verordnen. Wenn der Zustand anhält, reite ich nach St. Alban und spreche mit Dr. Cotton. Ob nicht vielleicht meine Elektrysiermaschine –«

»Der Versuch kann auf alle Fälle nichts schaden – wenn du ihn dazu bereden kannst.«

Es dauerte mehrere Monate, bis John ihn bereden konnte, und dann erwies sich die Behandlung als erfolglos und ebenso die Mittel, die der Arzt in Olney und später Dr. Cotton verordneten. Es begann eine lange, schwere Zeit, in der John, noch nicht neunundvierzig Jahre alt, zum ersten Mal etwas von Alter und Versagen der Kräfte spürte. Jede freie Minute widmeten sie der Fürsorge für den Kranken und Mrs. Unwin. Doch John war inzwischen zu einer so bekannten Persönlichkeit geworden – sowohl bei den anglikanischen Evangelicals wie bei den freikirchlichen Gemeinschaften –, daß er jede Woche fünf bis sechs Predigten zu halten hatte, teils in Olney und teils auswärts als Gastprediger; sein Haus war das Mekka des wachsenden Kreises religiöser Bekannter geworden und beherbergte fast immer

Gäste. Auch das Beantworten der vielen Briefe, die ihn um Rat und Hilfe angingen, erforderte ein großes Maß an Arbeit.

Der Winter verging; und mit dem Frühling kam ein neuer Einbruch in die ohnehin schon stark beschnittene Häuslichkeit. Cowper bat um Obdach im Pfarrhaus. Er und Mrs. Unwin siedelten am Ostermontag dorthin über, und als Cowper sich erst häuslich eingerichtet hatte, weigerte er sich, wieder auszuziehen. Wenn andere Gäste kamen, mußte man erklären, wie die Dinge standen, und sie abweisen.

Vierzehn Monate wohnten Cowper und Mrs. Unwin im Pfarrhaus. Als die Anfälle seltener wurden, versuchte John, seine Neigung zum Bücherlesen und zum Dichten wieder zu beleben. Einmal deutete er leise an, daß die gemeinsame Liederdichtung nun zum Stillstand gekommen sei, worauf Cowper kurz erwiderte: »Gott will keine Lieder von dem, den er verworfen hat.«

Es kam die Nachricht von Mrs. Catletts Tod. Fast unmittelbar darauf starb Georgies junge Frau an Schwindsucht.

Der Winter kam und mit ihm der Zwang zu noch engerem Beieinanderhocken. Die tägliche Gemeinschaft am Kaminfeuer, früher eine fröhliche Erholung, wurde jetzt zu einer zusätzlichen Belastung; auch an Tagen, wo er halbwegs normal war, sah man Cowper nie lächeln; an der Unterhaltung beteiligte er sich nur als Außenseiter; betrübt, aber hartnäckig schloß er sich von allem aus, von den Hausandachten, vom Liedersingen, ja sogar vom Tischgebet. Auf die andern wirkte dies natürlich sehr bedrückend. Selten hörte man in dem einst von soviel Fröhlichkeit erfüllten Haus ein Lachen. Selbst wenn Mary, deren Heiterkeit sich nie lange unterdrücken ließ, mit John allein war, sprachen sie nur leise, damit der Kranke den Klang ihrer Stimmen nicht mißdeutete.

Eines Tages Anfang April ging Mary in Johns Studierzimmer im Dachgeschoß, um nachzugehen, warum er nicht zum Tee heruntergekommen war, und fand ihn mit aufgestütztem Kopf an seinem Schreibtisch sitzen. Als sie eintrat, blickte er hoch, und auf seinem Gesicht lag der Ausdruck, den sie schon oft bei ihm gesehen hatte, der Ausdruck von Frieden nach langem inneren Kampf.

»Hier, John – weil du nicht kamst, habe ich die Post heraufgebracht; ich mag Briefe von zu Hause nicht aufmachen, wenn du nicht dabei bist. Wir wollen sie hier oben lesen.«

Sie öffneten den mit dem Poststempel Rochester und lasen gemeinsam.

»Also auch Elisabeth geht jetzt von Chatham weg. Ich ahnte es ja, daß das kommen würde.«

»Schottland ist nicht Guinea, Liebling, und ihr Mann hat lange auf diese Stellung gewartet. Wann fahren sie ab, am 2. Mai?«

»Ja, aber außerdem geht es Vater gesundheitlich nicht sehr gut. Ich glaube, ich muß doch hinfahren, wo er ausdrücklich sagt, er möchte mich sehen. Der Abschied von Betsy und ihren Kindern wird ihm sicher sehr schwer werden, besonders so kurz, nachdem Mutter gestorben ist. Aber es ist mir schrecklich, wenn ich dich allein lassen muß – gerade jetzt.«

»Doch, du mußt unbedingt hinfahren. Ich werde schon fertig werden. Gott wird seine Hand über uns halten.«

»Und uns ein glückliches Wiedersehen schenken«, sagte sie leise. »John, wenn – wenn sie wieder nach Hause gingen, könntest du dann mitkommen?«

»Aber sie sind noch hier, Liebste. Und du hast ja gehört, was Mr. Cowper gesagt hat, als Mrs. Unwin vorschlug, sie wollten vor Susannes Hochzeit hier ausziehen. Es war jammervoll anzusehen, wie er weinte und darum bettelte, noch hierbleiben zu dürfen.«

»Mrs. Unwin ist es übrigens unangenehm, daß sie dir so auf der Tasche liegen, John. Sie hat mir schon mehrmals gesagt, ich möchte dich bitten –«

»Ich kann nicht für Gastfreundschaft Geld annehmen, ich will es auch nicht. Gott hat es so gefügt, daß Cowper sich hier im Hause einigermassen geborgen fühlte, und –«

»Ich will ja auch gar nicht streiten, mein Herz. Aber Mrs. Unwin hat mir das Versprechen abgenommen, mit dir darüber zu sprechen, und das habe ich jetzt getan. Hier, dein anderer Brief ist von Mr. Thornton. Der ist bestimmt erfreulich«, fügte sie hinzu, denn schon öfters hatte ein Brief von Thornton gerade dann eine Geldsendung gebracht, wenn ihr Vertrauen auf Johns üb-

lichen Spruch »Der Herr wird schon sorgen« sich zu verflüchtigen begann. Ob der Brief tatsächlich erfreulich sein würde, schien ihrem Mann nicht so sicher; er hatte vor kurzem eine Besprechung mit seinem Wohltäter gehabt, es aber für richtig gehalten, Mary nichts davon zu erzählen. Als er Thorntons Brief – in einem freundlichen, aber festen Ton gehalten – rasch überflog, fand er seine Vermutung bestätigt. Thornton hatte die unangenehme Aufgabe übernommen, die auch von vielen anderen geübte Kritik an dem ungeordneten Zusammenleben von Cowper und Mrs. Unwin offen auszusprechen. Es werde allgemein, wenn auch im Flüsterton, darüber geredet, und alle seien der gleichen Ansicht wie er, daß es so nicht weitergehen dürfe.

»Wenn die beiden nicht aus dem Pfarrhaus ausziehen, dann müßten wir schließlich in ihr Haus ziehen«, sagte Mary erschrocken. »Was schreibt er? ›Wenn Mr. Cowper eine Frau wäre, würde sie ihn nicht so bedienen. Alle Forderungen der Schicklichkeit sind fallengelassen.‹ John, das ist nicht wahr. Und wenn doch, was können wir denn machen?«

»Nichts«, sagte John ohne Zögern. Sie sah ihn überrascht an.

»Würdest du etwas anderes tun, Polly, als was wir bis jetzt getan haben?«

»Nein, aber ich dachte, du würdest Mr. Thornton nicht gern verärgern.«

»Ach, Mr. Thornton wird es schon einsehen. Und selbst wenn sich herausstellt, daß er es doch nicht einsieht – ich kann die beiden nicht dazu zwingen, sich zu trennen, und ich würde es auch gar nicht versuchen. Erstens, glaube ich, ist die Betreuung durch Mrs. Unwin für Cowper unbedingt nötig. Ein Mann kann eine so hingebende Pflege natürlich niemals verlangen, aber nachdem Mrs. Unwin sie ihm freiwillig zuteil werden läßt, würde ich nicht wagen, sie ihm streitig zu machen. Und zweitens wissen wir ja viel besser als alle anderen, wie die Dinge tatsächlich liegen. Wenn wir die beiden wegschickten oder uns von ihnen distanzierten, würden wir damit stillschweigend aussprechen, daß ihre Beziehungen doch nicht so harmlos waren. Und wie könnten wir, du und ich, hier weiter leben, wenn wir uns ihnen gegenüber so treulos benähmen?«

Cowpers Befinden besserte sich nur sehr langsam. Aber am einundzwanzigsten Mai, kurz nach Marys Rückkehr aus Chatham, konnte John in seinem Tagebuch das große Ereignis aufzeichnen:

»Heute hat mein lieber Freund zum ersten Mal wieder gelächelt.«

Und acht Tage später schrieb er mit bewegtem Gemüt:

»Meine lieben Freunde Mrs. Unwin und Mr. Cowper, die seit dem 12. April vorigen Jahres als unsere Gäste bei uns gewohnt haben, sind in ihr eigenes Heim zurückgekehrt.«

Kriege und Kriegsgerüchte erfüllten die Welt in den unruhigen Jahren 1774–79. Die Kanonenschüsse in Amerika hallten auch in England wider, wo die Parteien sich genauso feindlich gegenüberstanden wie die Kolonien selbst. Der Konflikt griff auf andere Länder über, das ganze westliche Kolonialreich brach in Stücke. In Europa drohte Krieg zwischen Frankreich und Spanien. Wirtschaftskatastrophen zerschlugen die Vermögen der Reichen und ließen die Armen noch ärmer werden.

Ein bitterkalter Winter verschlimmerte auch in Olney die Lage. Die Spitzenkloppler konnten mit den vor Kälte steifen Fingern ihre Arbeit kaum noch weiterführen. Viele »erfroren sogar im Bett«, wie John in seinem Tagebuch berichtete. Der ohnehin schon bescheidene Verdienst ging immer mehr zurück, während die Lebensmittelpreise stiegen; eines Tages rotteten sich Männer vor dem Gasthaus zusammen und plünderten einen mit Mehl beladenen Wagen. Die Schwindsucht und andere Krankheiten forderten einen noch größeren Tribut als in normalen Zeiten.

Im allgemeinen aber wurde für die Bevölkerung in Olney nach Kräften gesorgt. Die Herde der hungrigen Schafe wurde von ihrem Hirten nicht nur mit geistlicher Nahrung versehen, er kümmerte sich auch um die Speise für den Leib. Wenn er Geld hatte, verteilte er es freigebig unter die Bedürftigen; und wenn es zu Ende ging, zögerte er nicht, bei seinen reichen Freunden Spenden zu sammeln. Man sah ihn in den dunklen, stickigen Arbeiterhütten ein- und ausgehen, wo manchmal in der gleichen Familie bis zu drei Beerdigungen aufeinanderfolgten.

In der Familie traten mancherlei Veränderungen ein: Marys Bruder George war gestorben. Sie und John adoptierten dessen fünfjährige Tochter Betsey, die sogleich zum Liebling aller wurde. Mr. Catlett erkrankte, und Mary mußte für drei Monate nach Chatham gehen, wo eine Fülle von schwierigen Problemen zu lösen war: Sie mußte den Vater überreden, nach Olney zu ziehen, das Geschäft und ihr Elternhaus verkaufen und den Kranken bei eisiger Kälte nach Olney überführen. Kurz darauf brach ihre Krankheit, für die die Ärzte noch immer keine Erklärung fanden, von neuem aus, heftiger als je zuvor, und hielt sie vier Wochen lang in ihrem Zimmer gefangen. Achtzehn

Monate nach seiner Übersiedlung nach Olney starb ihr Vater eines friedlichen Todes. Er war im Alter immer mehr zum Glauben durchgedrungen. Seine Kinder hatten sich den einstigen Zustand kaum noch vorstellen können, wo er ein starrköpfiger Konformist gewesen war.

John hatte fünf Bücher geschrieben; sie machten seinen Namen auch in Holland und Amerika bekannt, stießen teils auf Anerkennung, teils auf Ablehnung. Bei dem einen, dem »Abriß der Kirchengeschichte«, hielt er sich nicht für befähigt, es zu Ende zu schreiben, und veröffentlichte es in unvollendetem Zustand.

Im Oktober 1777 brach in Olney ein Brand aus, der schwerste, den die Stadt je erlebt hatte. John, der mit Mary in London war, eilte nach Hause. Mit Hilfe von Spenden, die vor allem von seinen reichen Londoner Bekannten kamen, brachte er einen Hilfsfonds von zweihundert Pfund zusammen, mit dem er die Familien der zwölf abgebrannten Häuser unterstützte. Die Katastrophe war schwer genug, die Nachdenklicheren aufzurütteln.

Dann bot ihm Thornton St. Mary Woolnot und St. Mary Woolchurch-Haw, die Kirche des Pfarrbezirks des Bürgermeisters, an. John, der den Brief vorlas, hob den Kopf, und Mary, die mit wachsender Spannung zugehört hatte, sah, wie in seine Augen der träumerische Blick kam, den sie den »Afrikablick« nannte. »Ein solcher Abschluß wäre in meinem Alter vielleicht ganz wünschenswert – Liebste, was meinst du dazu?«

Sie schob ihren Arm unter den Johns und schwieg.

»Die Menschen hier sind mir ans Herz gewachsen«, sagte er. »Ich habe mir gewünscht und dafür gebetet, daß ich hier bleiben und hier sterben könnte. Möge Gott mich davor bewahren, daß ich mich selbst betrüge, wenn ich denke, dieser Ruf sei von ihm. Ich falle so leicht auf etwas herein, wenn man in mir das Gefühl erweckt, ich wäre was – scheußlich!«

»Sollen wir mit Sir Cowper und Mrs. Unwin reden?«

Eine merkwürdige Besprechung, dachte John, als sie kurz darauf in deren Wohnzimmer saßen; hier hatte man sich in allen erdenklichen Gemütszuständen zusammengefunden, um Freud und Leid miteinander zu teilen, und nun besprach man ernsthaft die Möglichkeiten eines Auseinandergehens.

»Für uns würde es ein großer und empfindlicher Verlust sein«, sagte Mrs. Unwin aufrichtig. »Aber trotzdem fände ich es unrecht von mir, wenn ich Ihnen zuredete, diese Stellung abzulehnen, die ja wohl eine Ehrung bedeutet und Ihnen die Möglichkeit gibt, vielen zu dienen.«

»Wenn ich noch imstande wäre, aus Ihrer Seelsorge wie in glücklicheren Tagen Nutzen zu ziehen«, meinte Cowper, »dann wäre ich vielleicht egoistisch und bäte Sie zu bleiben. Und Ihre anderen Pfarrkinder – viele verkennen jetzt, was für einen Segen sie in Ihnen haben; wenn Sie weggehen, werden sie vielleicht dadurch aufgerüttelt.«

»Vor allem wünschte ich, daß Mr. Scott mein Nachfolger wird.« Es waren Johns erste Worte. »Im Predigen ist er mir sowieso schon über, und da er für die Leute neu ist, wird er sie vielleicht grade dort packen, wo ich selbst versagt habe.«

»Aber wie können wir daran zweifeln, daß dieser Ruf von Gott kommt?« sagte Cowper ernst. »Unter den Predigern der anglikanischen Kirche in London gibt es nur zwei Bibelgläubige.«

»Was wirst du tun, Liebster?« fragte Mary, als sie über die Wiesen wieder ihrem eigenen Garten zuschritten.

Er blieb stehen und blickte wehmütig über die Felder jenseits der Windmühle.

»Wenn ich nur für mich selbst zu wählen hätte – London ist alles andere als die Stadt meiner Träume.« Mary wußte, daß er ehrlich sprach. »Ich freue mich, wenn ich hinkomme, aber mehr noch, wenn ich wieder abreisen kann. Aber was meint mein Berater?«

»Du sagst immer, ich darf mich durch persönliche Gefühle nicht beeinflussen lassen«, begann sie, »deshalb darf ich nicht davon sprechen. Mir gefällt es hier sehr gut; wir haben viele Freunde; das Leben auf dem Land ist mir lieber als London. Aber ich denke, daß Gott dich vielleicht dort gebrauchen will –«

»Du darfst eines nicht verkennen, Mary: in London wird das Evangelium auch nicht bereitwilliger aufgenommen als in Olney. Auch in London werde ich auf Widerstand stoßen.«

Wenn John auf ein Zeichen wartete, so mochte das kleine Häufchen, das am nächsten Dienstag zur Gebetsversammlung

kam, darauf hindeuten, daß er in Olney keinen Einfluß mehr hatte, wenn nicht ganz nutzlos war. In einem kurzen, dankbaren Brief teilte er Thornton mit, daß er annehme; als er das Schreiben absandte, war ihm, als habe er sein Leben an einen anderen abgetreten.

Ein Glück war es für beide, daß dann alles rasch ging. Bei Johns offiziellem Abschied kamen so viele Menschen, wie er noch nie bei einer Gebetsversammlung erlebt hatte. Als sie ihm nachher die Hand drückten, stieg fast bei jedem die Erinnerung an irgendwelche freudigen oder schmerzlichen Erlebnisse in ihm auf.

Vor dem Essen ließ John in seinem Arbeitszimmer Mary den Brief lesen, den ihm ein junger Mann gegeben hatte. Er bat darin um eine ernsthafte Unterredung und betonte auf eine etwas nervöse Art, daß sie vertraulich sein müsse:

»Ich habe tausend Bedenken gehabt, ob ich mich Ihnen zu erkennen geben sollte oder nicht«, hieß es; dann mit entwaffnender Offenheit: »Aber jeder Gegengrund beruht nur auf Stolz«; und unterzeichnet war der Brief mit einem energischen, ausdrucksvollen Schriftzug

»William Wilberforce«

»Ist das etwa keine Gebeterhörung?« sagte Mary. »Seine Tante hat mindestens jeden Tag für diesen Jungen gebetet, seitdem seine Familie ihn von ihr getrennt hat.«

»Ob die Familie ihn tatsächlich von ihr getrennt hat, weiß ich nicht, jedenfalls hat sie alles getan, seine ›methodistische‹ Einstellung gründlich auszurotten. Und das ist ihr anscheinend durchaus gelungen. Wegen seiner Freundschaft mit Pitt und seinem Einfluß im Oberhaus wird ja viel von ihm gesprochen. Bei Thorntons war neulich die Rede von ihm, daß er für religiöse Dinge leider keinerlei Interesse mehr hat. Kein Wunder, wo er von allen verhätschelt wird, von der Königsfamilie bis zum Bischof von Canterbury. Er spielt leidenschaftlich gern, singt gut, hat schauspielerische Begabung und geht völlig auf in Politik und Vergnügungen.«

»Aber der Brief hier.«

»Da ist eben eine unvorhersehbare Kraft am Werk. Liebling, ich habe nicht Klatschgeschichten weitererzählt. Und auch bei Thorntons wurde das alles nicht berichtet, um Kritik zu üben, sondern weil man es betrüblich fand. Aber wir wollen für ihn beten. Und auch dafür, daß ich bei dem Gespräch mit ihm die richtigen Worte finde. Dieser junge Mann, Mary, ist vielleicht ein Werkzeug Gottes. Als Adliger könnte er auf Kreise einwirken, die man sonst kaum erreicht; er könnte eine Arbeit tun, zu der kein anderer in der Lage wäre.«

Ob dies wohl etwas ist von dem, was Jesus fühlte, als er den reichen Jüngling ansah und ihn liebte? dachte John. William Wilberforce saß ihm in seinem Arbeitszimmer gegenüber. Er machte

einen unglücklichen, befangenen Eindruck. Aber auch in der Befangenheit blieb seine Haltung so gelassen, elegant und ansprechend, daß der andere sich plump und unbeholfen vorkam. Von Statur eher klein, war sein Körperbau von so vollendetem Ebenmaß, daß er wie ein Idealbild wirkte. Auch die Stimme hatte einen schönen, warmen, echten Klang, und die Augen, obwohl zurückhaltend, blickten gerade und offen. Während John dasaß und wartete, betrachtete er den Besucher mit wachsender Sympathie.

»Ich sagte schon, der Stolz hatte mich zurückgehalten«, begann Wilberforce unvermittelt nach den einleitenden Bemerkungen. »Sie wissen ja, das Wort ›Pietist‹ bedeutet bei uns soviel wie unfein, und der Gedanke, einen solchen aufzusuchen, wenn auch so geehrt und geachtet wie Sie, Sir, erfüllte mich mit viel Widerwillen, daß – nun ja, der Stolz gab schließlich nach. Und so bin ich denn gekommen.«

»Und warum –?«

»Warum zu Ihnen? Oder warum überhaupt?« Sein Lächeln schwand und sein Gesicht wirkte blaß. »Zu Ihnen komme ich weniger deshalb, weil Sie meine Tante und meinen Onkel kennen, die Methodisten sind, sondern hauptsächlich, weil mein Freund und Tutor Isaac Milner sehr anerkennend von Ihnen gesprochen hat, von Ihnen und Ihrem freundlichen Beistand bei seinen religiösen Zweifeln. Er schilderte Sie als einen Mann von großem Wissen, der aber vor allem das Menschenherz kenne und frei von Parteigeist und Egoismus sei.«

»Ich will der liebenswürdigen Meinung Ihres Freundes nicht widersprechen, um bescheiden zu erscheinen«, sagte John rasch. »Gott sieht mein Herz, und er hat ein anderes und richtigeres Bild von mir. Aber jetzt reden Sie – was wollten Sie mir sagen?«

Obwohl von seiner eigenen Geschichte sehr verschieden, war die von Wilberforce im Grunde doch die gleiche. Statt der grellen Farben seiner eigenen Sünden und Abenteuer zeigte sie die zarteren Töne kleinerer Verfehlungen und Unterlassungssünden. Bei ihnen beiden war an die Stelle einer kindlichen Frömmigkeit der Unglaube getreten. Und hier wie dort hatte eine Hand sich mit zwingender Gewalt auf einen ablehnenden, selbstzufriedenen Sünder gelegt.

»Ich war mit Mr. Milner in den Ferien nach Frankreich gereist. Da an Büchern nichts Rechtes zur Hand war, las ich Doddridges *Rise and Progress of Religion*. Wir diskutierten darüber und beschlossen, gemeinsam das Neue Testament auf Griechisch zu lesen. Und da beginnt mein – Elend.«

Er schaute rasch zu John hinüber, als erwarte er Protest, aber als er dessen unverändert ruhigen, verstehenden Blick sah, fühlte er sich beruhigt. Es kam ihm plötzlich ganz natürlich vor, daß er, der verwöhnte und umschwärmte Liebling der glänzendsten Gesellschaftskreise Londons, hier bei diesem wunderlichen Heiligen saß und ihm sein Herz ausschüttete.

»Es ist schwierig zu erklären, Sir«, fuhr er fort. »Zuerst war es eine langweilige Arbeit, aber ich mußte notgedrungen weitermachen. Da ich das meiste schon so oft gehört hatte, machte es mir keinen Eindruck. Dennoch wußte ich, daß irgendwo ein Wort sei, das mich anging und das ich finden mußte. Ich stieß auf Lukas 11,13: ›So denn ihr, die ihr arg seid -<. Sie kennen es natürlich?«

Unwillkürlich hatte John eine Bewegung gemacht, als der andere diesen Vers erwähnte. Ein gespenstisches Schiff, von unberechenbaren Winden in gespenstische Meere getrieben. Eine hungernde, murrende, verängstigte Mannschaft – und ein anderer junger Mensch, der, zum Stillstand gebracht, sich in einer dunklen Kajüte durch dunkle Schriftstellen tastet, bis ihm plötzlich in diesem gleichen Vers ein Schlüssel übergeben wird, durch den sich ihm die Türe des Verstehens öffnet.

»Gottes Wege sind geheimnisvoll«, murmelte er leise vor sich hin und blickte Wilberforce lächelnd an. »Ja, sogar sehr genau kenne ich es. Und dann?«

Dann waren Glaube und Reue und gute Vorsätze gefolgt und die Heimkehr nach England, wo alles noch so war wie vorher und keiner seiner Freunde einsah, warum sich etwas hätte ändern sollen. Gesellschaftliche Verpflichtungen füllten seine Tage, angefangen von seinem täglichen Frühstück mit Pitt bis zu langen Abendeinladungen mit Tanz, Karten- und Theaterspielen. Ein Versuch, frühmorgens regelmäßig eine Andacht zu verrichten, endete in kalter Leere während dieser Stunde und

Müdigkeit am späteren Tage. Auch bei dem wieder aufgenommenen Besuch der Gottesdienste fand er nichts, was seinem Geist Nahrung oder Antrieb gab.

»Das Spielen habe ich aufgegeben, sehr zur Überraschung Gloucesters, weil ich ihm schon ein halbes Vermögen abgewonnen hatte. Meine Freunde finden mich stumpfsinnig, weil ich auch beim Theaterspielen nicht mehr mitmache. Ich fand, daß es nicht das Richtige für mich war. Aber ich kann mit niemand sprechen. Eines Abends nach dem Essen, als alle außer dem Erzbischof ziemlich aufgedreht waren, habe ich versucht, mit ihm zu reden, ihn um Rat zu fragen. Mr. Newton, er hatte nicht nur kein Verständnis: Er war peinlich berührt.«

John glaubte es ihm ohne weiteres. Er mußte an seine Ordination vor einundzwanzig Jahren denken und an die frivole Art, die die meisten der fünfzehn mit ihm Ordinierten an den Tag gelegt hatten. Er unterdrückte ein Lächeln, als er sich den Erzbischof vorstellte, wie er sich weltmännisch-höflich vorbeugte, etwa einen Vers von Horaz zitierend und als wohlzogener Herr entsetzt, daß jemand ihm im Ernst um einen seelsorgerlichen Rat bat.

»Aber was soll ich tun?« Der junge Wilberforce war aufgestanden und ging im Zimmer auf und ab. »Manchmal frage ich mich schon, ob das, was ich von Gott erlebt habe, vielleicht nur Selbsttäuschung oder Schwärmerei war. Ich finde nicht die Kraft, dem Druck zu widerstehen, den ich täglich fühle. Ich bin unglücklich, aber ich will nicht in den früheren Zustand zurückfallen, wo ich das übliche Gesellschaftsleben und seine Freuden befriedigend fand, Trotz der Zweifel und des Unglaubens weiß ich, daß Gott ... daß nie wieder etwas anderes mich befriedigen kann. Man kann nicht zwei Herren dienen, wie ich das bis jetzt versucht habe. Soll ich den Sitz im Parlament aufgeben? Sind das Hemmnis meine vielen Güter, wie beim reichen Jüngling? Müßte ich ›verkaufen, was ich habe‹, und mich in ein Leben der Armut und des Gebets zurückziehen? Dann wäre ich wenigstens von diesem ständigen Widerstreit befreit. Oder sollte ich studieren und Geistlicher werden? Als ich am Sonntag Ihre Predigt hörte und mit welcher ruhigen Gewißheit Sie über die Glaubensdinge

sprachen – Sie wissen nicht, wie sehr mich das Verlangen packte, auch soweit zu kommen. Ich hatte das Gefühl, daß ich dafür alles drangeben könnte. Aber zwei Tage später –«

Er brach mit einem Achselzucken ab und blieb stehen; in einer unbewußten bittenden Gebärde hatte er die Hände gefaltet.

John betrachtete ihn mit einer Ruhe, die seinem inneren Zustand keineswegs entsprach. Er wußte, daß sein Wirkungsfeld seine Grenzen hatte, und erkannte in diesem sechsundzwanzigjährigen Weltkind ein brauchbares Werkzeug für Gottes Hand, das ein Feld bearbeiten konnte, zu dem er selbst nicht den Zugang hatte. Dieses Gespräch konnte sehr bedeutsame Folgen haben.

»Sie haben von verschiedenen Möglichkeiten gesprochen«, sagte er behutsam. »Ist unter ihnen eine, zu der Sie sich gerufen fühlen?«

Die Hände lösten sich und sanken leer herunter.

»Nein, keine. Aber irgend etwas muß ich tun. Ich kann nicht so weitermachen wie bisher. Ich kann in meiner jetzigen Umwelt nicht so leben, wie es sich für einen Christen gehört.«

»Ist es Ihre eigene oder Gottes Macht, woran Sie Zweifel haben?« Wilberforce blickte ihn fragend und mit zusammengezogenen Brauen an. »Sie können nicht so weitermachen, sagen Sie. Richtig, weil Gott sich erbarmt, wird er es nicht zulassen. Aber heißt das, daß Sie den Posten, auf den er Sie gestellt hat, verlassen müssen?«

»Mich zum Beispiel«, fuhr er fort, als Wilberforce sich wieder hingesetzt hatte und ihn wartend ansah, »hat Gott an meiner Stelle sechs Jahre lang weitermachen lassen, obwohl es eine Tätigkeit war, auf die ich heute mit Abscheu zurückblicke. Aber er hat mir auf diesem Posten viele wertvolle Lehren gegeben, die ich in einer anderen Position nicht hätte lernen können. Als seine Zeit gekommen war – und nicht eher –, nahm er mich dort fort und ließ mich eine Stellung finden, bei der ich Zeit und Muße hatte, mich auf meinen geistlichen Beruf vorzubereiten.«

»Sie meinen den Sklavenhandel? Das hatte ich vergessen, aber als Kind habe ich davon gehört, daß Sie damit zu tun hatten.«

»Ja.« Johns Gedanken schweiften von dem eigentlichen Thema ab. »Gott führt uns Schritt für Schritt, so wie wir es vertragen.

Hätte ich damals so über den Sklavenhandel gedacht wie später, dann hätte nichts mich dazu bringen können, mich weiter darin zu betätigen. Meine religiösen Ansichten waren zwar noch ziemlich unklar, aber ich hatte ein empfindliches Gewissen, und ich hätte nicht gewagt, Gott dadurch zu mißfallen, daß ich meiner Erkenntnis entgegenhandelte.«

»Es gibt heute viele, bei denen sich das Gefühl gegen den Sklavenhandel auflehnt, aber ich fürchte, bloße Gefühle werden gegen eine so gute Einkommensquelle wenig ausrichten. Lord North hat den Sklavenhandel neulich als eine wirtschaftliche Notwendigkeit bezeichnet.«

»Vielleicht ist das Dunkel unserer Zeit die Hand Gottes, die sich zum Gericht gegen uns erhebt, weil wir unseren Wohlstand auf die Leiden von Mitmenschen gründen. Aber um auf Ihre Situation zurückzukommen: Es ist eine gefährliche Sache, Gott vorherzulaufen. Wenn er Sie aus dem öffentlichen Leben herausnehmen will, dann kann und wird er es Ihnen zu verstehen geben. Bis dahin ist es das Sicherste, auf der Stelle zu treten und zu ihm aufzublicken.«

»Aber mein Leben als Christ. Sie – verzeihen Sie, Sir, aber Sie können sich die Ablenkungen und Ausschweifungen kaum vorstellen.«

Nein? dachte John; ich kann mir noch ganz anderes vorstellen, was du nicht einmal in der Phantasie, geschweige denn in Wirklichkeit erlebt hast. Laut sagte er:

»Hat es Christen nicht sogar am römischen Kaiserhof gegeben? Sind die Reichtümer Seiner Gnade in Jesus Christus für die Bedürfnisse aller Menschen ausreichend außer für den Esquire William Wilberforce? Ich sage nicht, Sie sollen weiter einen schlechten oder genießerischen Lebenswandel führen. Aber Gott hat Ihnen schon bei manchen ihrer Gewohnheiten gezeigt, daß sie falsch für Sie sind, und er wird Ihnen zweifellos noch weitere zeigen, wenn Sie sich ernstlich bemühen, seinen Willen zu tun.«

»Sie werden mir also keinen Rat geben, was ich tun soll?«

»Ich werde Ihnen gern in allen Fragen, wo Sie Zweifel haben, meine Meinung sagen, Mr. Wilberforce, aber Ihre Weisungen kommen nur von Gott. Bei mir sind es jetzt dreißig Jahre, daß ich

mir so in Glaubensdingen Klarheit zu verschaffen suche und mir meine Meinung bilde. Ich erwarte keineswegs, daß sich dies bei Ihnen in ein oder zwei Jahren vollzieht. Ein älterer Christ sollte nie zu einem jungen sagen: ›Stell' dich auf den gleichen Standpunkt wie ich.‹ Das ist genauso, wie wenn ein Mensch auf dem Dach eines hohen Hauses steht und einem unten Stehenden zuzuft: ›Was für eine Aussicht! Nimm dir eine Leiter und komm auch herauf.‹

»Aber mein Glaube nimmt nicht zu. Er braucht Nahrung.«

»Ja, da kann ich ihnen Vorschläge machen. Sie müssen Prediger finden, die wahrhaft das Wort Gottes verkündigen, und wo Sie es hören, es in Treue befolgen. Dazu muß täglich eine Zeit der Stille für Bibellesen und Gebet kommen. Es werden zwar tausenderlei Versuchungen auf Sie eindringen, die Sie davon abhalten wollen – ich kann selbst ein Lied davon singen, aber ebenso kann ich bezeugen, daß Gott auch bei unseren schwächlichsten Bemühungen seinen Segen gibt.«

»Meine Zeit –«, begann Wilberforce.

»Keiner von uns kann sagen ›meine Zeit‹«, erwiderte John ruhig. »Alles, was wir an Zeit haben, ist uns von Gott geschenkt oder geliehen. Wenn Sie sie ihm zur Verfügung stellen, wird er sie so benutzen, daß sie auf die beste Art Ihrem Vorteil dient. Aber dazu würde ich an Ihrer Stelle offen mit Mr. Pitt reden.«

»Ich habe ihm geschrieben. Er konnte nicht verstehen, warum Christentum unvereinbar sei mit einem täglichen Leben, wir haben stundenlang geredet. Er wird mich für verrückt halten.«

»Vielleicht. Vielleicht auch nicht. Aber Sie sind mit ihm befreundet, und es wird für Sie die Lage erleichtern, wenn er Ihre neue Einstellung versteht, oder, sagen wir, sie anerkennt. Und weiter – aber vielleicht finden Sie mich zudringlich?«

»Ich hätte nicht um eine Antwort gebeten, wenn ich sie nicht hören wollte.«

»Sie brauchen verständnisvolle christliche Freunde. Und gerade solche finden Sie in Ihrer nächsten Nähe: Mrs. Wilberforce, ihr Bruder – und dessen Sohn Henry, ein junger Mann in Ihrem Alter, der Ihnen sehr gefallen wird – man kann gar nicht anders als ihn gern haben. Ich glaube, schon ein einziger Besuch in die-

sem Hause wird Sie überzeugen, daß das Glaubensleben nicht mit Stumpfsinn verknüpft sein muß.«

»Darf ich wiederkommen, Mr. Newton?« fragte Wilberforce, nachdem sie gemeinsam gebetet hatten; sein Gesicht war ruhig, in seiner Stimme klang ein leiser Ton von Demut.

»Wenn ich Ihnen auf irgendeine Weise in Glaubensdingen dienen kann, werde ich es immer als ein Vorrecht betrachten.« In einem plötzlichen Impuls legte John ihm die Hand auf die Schulter. »Mit den Worten Mardochoais, mutatis mutandis: ›Wer weiß, ob du nicht gerade um dieser Zeit willen zur königlichen Würde gelangt bist?«

Als der junge Abgeordnete das nächstmal im Studierzimmer am Charles Square erschien, hatte er Johns Buch »Eine wahre Geschichte« gelesen. Offensichtlich hatten diese Aufzeichnungen ihn davon überzeugt, daß John über die Macht der Versuchung gründlich Bescheid wußte, und so redete er diesmal offener mit ihm über seine Verfehlungen und Schuldgefühle. Besonders hatte ihn getröstet, was Newton in der »Geschichte« so ehrlich aufdeckte: das langsame Fortschreiten der Heiligung und des Sich-Zurückfindens nach Zeiten des Abirrens. Wilberforces Versuch, bei Pitt ein Zeugnis für den Glauben abzulegen, war mißglückt. Sein Freund, liebevoll und sittlich hochstehend, aber durchaus weltgesinnt, hatte in Williams Bemühen um geistliche Dinge keinen Sinn sehen können, obwohl er sich aus Höflichkeit bemüht hatte, ihn zu verstehen – was viel entmutigender wirkt als ausgesprochene Ablehnung. Auch ein Kirchenbesuch in seiner Pfarrgemeinde hatte sich als fruchtlos erwiesen. Er hatte der bei ihm stets vorhandenen Versuchung zur Prahlerei nachgegeben und darüber ganz vergessen, daß er hingegangen war, um Gott zu suchen. So langte er in einem recht verwirrten Zustand am Charles Square an. Aber Newton nahm sich seiner an. Er hatte das Gefühl, Gott hätte ihm vielleicht deshalb eigene Söhne versagt, damit er bei diesem jungen Mann und manchen anderen die Vaterrolle übernehmen könne. Als er ihn nach einer Stunde fortschickte, fühlte sich Wilberforce neu gestärkt.

Johns große Freude über die Gewißheit, daß Gott seine wirkende Hand an diesen jungen Mann gelegt hatte, wurde nicht

enttäuscht. Er schwankte zwischen Abscheu vor sich selbst und Hoffnung hin und her, verachtete seinen eigenen Snobismus und war von einem inbrünstigen Verlangen nach Rechtschaffenheit erfüllt. Aber es war etwas in das Herz des jungen Staatsmannes eingepflanzt, das sich in seinem Wachstum nicht beschränken lassen wollte. Die Furcht, als »schwärmerisch« verschrien zu werden, fiel allmählich von ihm ab, und er kam häufiger und offener in die St.-Mary-Kirche. In der Karwoche – im Dezember des Vorjahres war er zu John gekommen – nahm er zum erstenmal das Abendmahl. Und obwohl der Kampf mit seinem Ich noch nicht vorüber war, hatte er von nun an die Gewißheit, daß Christus gesiegt hatte.

Auch in seinem äußeren Leben machte sich die Wandlung bemerkbar. Durch die Familie Thornton wurde er in einen kleinen, aber verantwortungsbewußten Kreis eingeführt, von dessen Existenz seine vornehmen Freunde keine Ahnung hatten: Leute von Wohlstand und Geschmack, deren christliche Geistlichkeit auf gesellschaftlichen Rang wenig achtete und deren Menschenliebe ihnen weder Zeit noch Interesse für die glanzvollen Tändeleien ließ, mit denen sich seine anderen Bekannten ihre viele Zeit vertrieben. Es erstaunte ihn immer wieder, wie sehr die beiden Kreise voneinander verschieden waren, sowohl im Charakter wie in der Beschäftigung.

Der Vers aus dem Buche Esther, den John zitiert hatte, kam ihm selten aus dem Sinn. Ja, »um dieser Zeit willen« war ihm vielleicht die »königliche Würde« verliehen worden, aber welche Aufgabe war ihm dabei zgedacht? Was war das dringende Bedürfnis, die Forderung der Stunde, die er, durch seine besondere Situation befähigt und von Gott gelenkt, erfüllen konnte? Gegen die Verderbtheit der unwissenden, verrohten, kirchenfremden Massen, die in England einen großen Teil des Volkes ausmachten, kämpften Wesley und die Heerschar seiner Wanderprediger mit wachsendem Erfolg; der Einfluß Newtons – seiner Person und seiner Bücher – strahlte in viele Richtungen aus und bewirkte in der Staatskirche eine zunehmende Besinnung auf das Evangelium; durch Wesley und Whitefield waren auch einige der Hochgestellten bekehrt worden, und man spürte vie-

lerorts ein Ansteigen des moralischen Niveaus. Aber in die obere Gesellschaft war diese Flut nur wenig vorgedrungen; die Vornehmen lebten nach wie vor ihr leichtfertiges, oberflächliches, verschwenderisches Leben und hatten für Tugend und ernste Gesinnung nur Spott übrig.

Vielleicht, dachte er, war es seine Aufgabe, den Anstoß zu einer sittlichen Erneuerung und einer Änderung der Lebensart zu geben. Ein kühner Plan, dessen Umriß noch im Ungewissen schwebte und von dem er noch nicht wußte, wie man ihn verwirklichen könnte. Als er ihn Newton anvertraute, bestärkte ihn dieser. Die gleichen Gedanken waren ja John gekommen, als der junge Fremdling zum erstenmal in seinem Arbeitszimmer mit ihm gesprochen hatte. Und wenn Wilberforce dieses Ziel verfolgte, wer konnte sagen, wohin es führen würde?

Zunächst waren es unscheinbare Schritte, zu denen der gelenkt wird, der den Willen Gottes zu erfüllen sucht. Sein inneres Leben vertiefte sich und teilte sich auch anderen mit. Wenn er jetzt zum Gottesdienst in die St.-Mary-Kirche kam, kam er selten allein. Auch wenn sich wenige seiner vornehmen Freunde bekehrten, so wurde doch in seinem unmittelbaren Bekanntenkreis nicht mehr über »Fanatismus und Schwarmgeisterei« gespöttelt wie vordem; von seinem Frohsinn hatte er nichts eingebüßt, und allen Angriffen wußte er geistlich zu begegnen, nicht gehässig, aber treffend.

Später zeigten sich die Ergebnisse auch im öffentlichen Leben: etwa zwei Jahre nach der denkwürdigen Begegnung in St. Mary konnte er vor dem Parlament als der Vertreter einer zwar weit verbreiteten, aber unorganisierten und bis dahin einflußlosen Gruppe auftreten, die ein wichtiges Ziel erstrebte – die Abschaffung des Sklavenhandels.

Gegen Olney hatte sich Johns Dienst in manchem geändert. Der Schwerpunkt lag nicht mehr so sehr auf den Gemeindeveranstaltungen. Die arme und zahlreiche Gemeinde in Olney, wo es außerhalb der Kirche keine Belehrung und Zerstreung gab, hatte sie erfordert. Hier in London besuchte nicht einmal die Hälfte der hundert Familien seines Pfarrbezirks die Gottesdienste in St. Mary. Für die wenigen, die am Sonntagmorgen kamen, hielt er eine dreiviertelstündige Predigt, bei der er sie, wie er offen zugab, statt mit Fleisch mit Milch speiste. Am Sonntagnachmittag dagegen, wo er bei seinen Darlegungen mehr in die Tiefe ging, und bei der Predigt Mittwoch abends war die Kirche meistens bis zum letzten Platz gefüllt. »Unter meinen Hörern gibt es alle möglichen Arten, und bei meinen Beziehungen ist es genauso«, schrieb er an einen baptistischen Freund, »alle halten sich an Christus als das Haupt. Meine Veranlagung läßt mich hauptsächlich diejenigen Dinge betonen, in denen alle, die Gott kennen, übereinstimmen. Ich möchte sie überreden, daß sie einander lieben, sich ertragen und Streit und Zank vermeiden. Meine eigenen Ansichten verkündige ich klar, aber friedlich, ohne, andere zu bekämpfen. Deshalb hören sie mich alle, die kommen, ruhig an. Anglikaner und Dissenters, Calvinisten und Arminianer, Herrnhuter und Methodisten, und ab und zu, glaube ich, auch Katholiken und Quäker ... Die Verderbtheit der menschlichen Natur, die Göttlichkeit des Erlösers, die Einwirkungen des Heiligen Geistes, Loslösung von der Welt und Hingabe an Gott – das ist es, was ich für grundlegend erachte; und obwohl ich die ganze Menschheit lieben und ihr dienen möchte, kann ich keine Verbindung oder Gemeinschaft mit denen haben, die diese Grundsätze ableugnen. Wenn einer mit meinen Ansichten über die Erwählung nicht übereinstimmt, mir aber bezeugen kann, daß er wirklich von Gott gerufen ist, dann ist er mein Bruder. Wenn er sich auch vor der Lehre vom Beharren bis zum Ende zu fürchten scheint, aber durch die Gnade instandgesetzt beharrt, dann ist er mein Bruder. Wenn er Jesus liebt, so will auch ich ihn lieben.«

Sein entschlossenes Bestreben, mit allen Brüdern in Liebe zusammenzugehen, hatte nur teilweise Erfolg. Da er starke Bezie-

hungen zu den Freikirchen hatte und wegen seiner pietistischen Einstellung bei der Staatskirche wenig beliebt war, sagten die Pietisten: »Was tust du überhaupt dort?« Wenn er zu ihnen überträte, würde er durch sein wachsendes Ansehen ein starkes Bollwerk für sie sein bei der Bedrängung durch die Staatskirche. So schrieb er – um auf die wiederholten Kritiken zu antworten, vielleicht auch, um sich selbst über seine Stellung klarer zu werden – vier Jahre nach seinem Amtsantritt in London seine *Apologia*, ein kleines Buch in Gestalt von vier Briefen an einen freikirchlichen Pfarrer, dessen Gestalt von ihm erfunden war. Dort legte er mit großer Offenheit die persönlichen Gründe dar, weshalb er sich für die Staatskirche entschieden habe; durch Ereignisse sei er von Gott zu der Stellung geführt worden, die seinem Wesen und seinen Fähigkeiten am meisten entspreche und wo er Gott am besten dienen könne. Punkt für Punkt ging er auf die gegen die Anglikanische Kirche erhobenen Einwände ein, gab zu, daß deren Liturgie und religiöse Vorschriften in manchem unbefriedigend seien, wies aber gleichzeitig darauf hin, daß auch von den anderen Kirchen und Gemeinschaften keine frei von Irrtum sei, möge sie auch noch so sehr von ihrer Schriftgemäßheit überzeugt sein. Er bedauerte die Neigungen der Staatskirche zum autoritären Herrschen, die in den vergangenen Jahrhunderten zu vielerlei Verfolgungen geführt habe – aber auch in den Freikirchen seien solche Neigungen nicht unbekannt.

Als Antwort erschien eine Schrift mit dem Titel *Apologie und Schild für protestantische Dissenter*. Sie zerpfückte Stück für Stück seine Argumente und beschrieb mit solcher Genauigkeit die historischen Ungerechtigkeiten und gegenwärtigen Schlechtigkeiten der Anglikanischen Kirche, daß sein Herz sich beschämt wand. Aus der ganzen Schrift sprach ein verbitteter, grollender und schmähsüchtiger Geist. Im Gegensatz zu Johns Freimütigkeit und Demut gab sie nirgends Fehler in Lehre, Kult oder Gepflogenheit der pietistischen Gemeinschaften zu. Die nicht allzu sorgsam verhüllte Andeutung, Newton habe die Staatskirche gewählt, um üppiger leben zu können, konnte sein Gewissen nicht treffen. Viele Schlechtigkeiten gab es, deren er sich vor Gott immer wieder anklagen mußte; der Vorwurf der Gewinnsucht

aber konnte ihn nicht berühren, dafür hatte er schon allzu viele Aufstiegs- und Verbesserungsmöglichkeiten abgewiesen. Er widerstand der Versuchung, die Kontroverse in der Presse oder auf der Kanzel fortzusetzen, und empfing Gnade, für die verärgerten Brüder beten zu können.

Vielleicht war dieser Ärger noch dadurch verstärkt worden, daß zwischen ihm, dem unerschrockenen Anglikaner, und vielen führenden Pietisten eine Freundschaft mit gegenseitiger Achtung bestand. Zu den letzteren gehörte ein Ehepaar Taylor in Southampton, das ihn und Mary oft zu Gast lud. Die Taylors waren Kongregationalisten und hatten eine eigene Kirche gebaut, die dreihundert Menschen faßte. In ihr predigte John mehrmals in der Woche, wenn er bei Taylors zu Besuch war – sein Ansuchen, in der Anglikanischen Kirche predigen zu dürfen, war nämlich abgelehnt worden.

Auch Mary war mit Taylors und der kleinen Eliza in deren Kirche gegangen. »Wenn man Dich auffordern sollte, dort auch das Abendmahl zu nehmen«, hatte John ihr damals aus London geschrieben, »so hätte ich gerne, daß Du es tatest. Meine Frau und jeder, der zu mir gehört, hat meine volle Einwilligung, mit Pfarrer Kingsbury ›von diesem Brot zu essen und von diesem Kelch zu trinken‹, und er selbst ist herzlich eingeladen, Brot und Wein mit uns in St. Mary zu teilen ... Ich würde mich freuen, wenn solche Bezeugungen gegenseitiger Liebe und Einmütigkeit in den großen Wahrheiten des Evangeliums auch unter solchen geschähen, die zu verschiedenen Konfessionen gehören.«

Solches Predigen in kleinerem, mehr privaten Rahmen – in Wimbledon bei Mrs. Wilberforce, in Clapham bei Thorntons, bei Gemeindemitgliedern und Anhängern in London – trat an die Stelle dessen, was in Olney die Gemeindeversammlungen gewesen waren. Ebenso das Donnerstagstreffen in seinem Hause und die wachsende Zahl persönlicher Gespräche. Um hierbei besser erreichbar zu sein, bezogen John und Mary eine günstiger gelegene Wohnung in der Nähe seiner Kirche. Alle vierzehn Tage traf sich auf Johns Anregung eine Gruppe junger Männer zu Tee und Diskussionen; der Kreis erhielt nach einiger Zeit den Namen

»Eklektische Gesellschaft«, und die Themen reichten von der Frage: »Warum geraten Pfarrerskinder so oft schlecht?« bis zu der Überlegung: »Inwieweit darf man zur Förderung der Andacht Musik verwenden?«

Johns Schriften hatten seinen Namen bekannt gemacht, und sie fanden so viel Anklang, daß er immer wieder gedrängt wurde, mehr zu schreiben.

Sein schriftstellerischer Erfolg hatte eine überraschende Nebenwirkung. William Cowper bereitete auf Johns und Mrs. Unwins Drängen hin einen Gedichtband vor. Trotz der tausenderlei Beanspruchung seiner Zeit machte John sich zum Agenten des scheuen Einsiedlers, sammelte bei seinen Freunden Subskriptionen und kümmerte sich um alle Einzelheiten der Veröffentlichung. Der kleine Gedichtband brachte Cowper einen gewissen dichterischen Ruf ein und gleichzeitig eine Reihe menschlicher Kontakte, so daß er nicht mehr so ausschließlich auf John und Mary angewiesen war. Eine adlige Verwandte erneuerte die Bekanntschaft mit ihm und lernte ihn sehr schätzen, eine weitere Dame aus der eleganten Welt bemühte sich um seine Freundschaft, frühere Bekannte, die lange nichts mehr von sich hatten hören lassen, brachten sich wieder in Erinnerung, junge Literaten schrieben ihm und erbaten Ratschläge. Aber weder dies noch die sonstigen Auftriebe – die Einladungen des umwohnenden Adels, der Erfolg seiner beiden weiteren Bücher, die vorgesehene Übersetzung der Ilias – vermochte einen neuen schweren Nervenzusammenbruch zu verhindern. Acht Monate schloß sich Cowper von allen Menschen ab, mit Ausnahme von Mrs. Unwin, die mit der gewohnten selbstlosen Hingabe über ihn wachte. Als Mary von der neuen Erkrankung hörte, erbot sie sich, zu kommen und der alten Freundin zu helfen wie in den früheren gemeinsamen Zeiten in Olney. Ihr und Johns Angebot wurde dankbar abgelehnt. Aber sobald Cowper aus seiner geistigen Umnachtung erwachte, nahm er den Briefwechsel mit John und Mary mit vermehrter Herzlichkeit wieder auf. Erklärend schrieb er die folgenden bezeichnenden Sätze an John:

»Wenn ich unsere Korrespondenz wieder aufnehme, so bin ich in einer Hinsicht jetzt besser befähigt als früher: Ich meine, weil

ich jetzt zu wissen glaube, wer Du bist, während ich dies dreizehn Jahre lang nicht gewußt habe. Diese Erleuchtung, falls man es so nennen kann, läßt mich zwar bei vielen der mich bewegenden Probleme noch immer im dunkeln. Aber sie befreit mich von dem unangenehmen Argwohn, daß ich mich an einen Freund wende, den ich in meinen besseren Tagen geliebt und geschätzt habe, der aber in Wirklichkeit nicht mehr dieser Freund, sondern ein Fremder geworden ist. Jetzt kann ich Dir schreiben, ohne dabei das Gefühl von Schauspielerei zu haben und ohne mir irgendwelche Verstellung vorwerfen zu müssen.«

Sie hatten den Brief gleichzeitig gelesen. »Der arme Sir Cowper«, sagte Mary leise. »Und armer John! Aber vergiß nicht, Lieber – was auch geschehen wird, für dich ist es lange nicht so schwer zu ertragen wie für ihn, der ohne den Trost des Glaubens auskommen muß.«

Muß er das? fragte sich John bei all seinem Mitleid. Muß er das wirklich? Er dachte an seinen letzten Brief, in dem er ihm wieder zugeredet und klarzumachen versucht hatte, wie unberechtigt seine Vorstellung war, von Gott verworfen zu sein. Wie hatte es nur so weit kommen können? Vielleicht, wenn Cowper sich nicht so hartnäckig von allem ausgeschlossen hätte, vom Kirchengang, vom gemeinsamen Gebet zu Hause, wenn er – John schüttelte sein Haupt. Die Frage führte in unergründliche Tiefen. Wie hätte er sich dazu versteigern können, einem Christen wie Cowper seinen Irrtum klarzumachen?

Wilberforce wünschte, daß Newton etwas gegen den Sklavenhandel schrieb. Pitt hatte angeregt, er solle in der kommenden Sitzungsperiode einen Gesetzesantrag einbringen. Der Staatsrat, schrieb Wilberforce, werde Anfang nächsten Jahres eine Untersuchung durchführen, und er fragte an, ob Newton als Zeuge auftreten würde.

Im Februar erschienen die *Gedanken über den Afrikanischen Sklavenhandel*. Kurze Zeit darauf erlebten die Mitglieder des Staatsrats einen Auftritt, der in der Geschichte bisher einzig stand. Ihnen selbst kam das Ungewöhnliche vielleicht weniger zum Bewußtsein. Der Hauptbeteiligte empfand es um so stärker; mit erschreckender Deutlichkeit trat ihm vor Augen, in welch

krassem Gegensatz die beiden Charaktere standen, die in ihm so rätselhaft vereint waren.

»Reverend John Newton.« Der Name war nur einer unter vielen anderen auf einer langen Liste von Zeugen, die Wilberforce und seine Gesellschaft zusammengebracht hatten. Er war allen Mitgliedern des Staatsrats bekannt, aber auch ohne dies hätte das, was auf den Namensaufruf folgte, ihr Interesse geweckt: in der ersten Reihe entstand eine Bewegung – der Premierminister erhob sich, ging langsam, aber ehrerbietig auf den Berater seines Freundes zu, führte ihn zum Zeugenstand und begab sich, nachdem er Newton mit einigen lobenden Worten der Versammlung vorgestellt hatte, auf seinen Platz zurück.

»Der Rektor der Gemeinde von St. Mary Woolnoth und St. Mary Woolchurch Haw, ausgezeichnet durch Wissen und Frömmigkeit, von den Hohen und Niedrigen gleichermaßen geschätzt, Schriftsteller von Ruf, dessen Werke seinen Namen in ganz Europa und bis nach Amerika bekannt gemacht haben, Gelehrter, Philanthrop, Theologe: Meine Herren, es ist für uns eine Ehre ...« John stand da, während die Stimme durch den großen Saal hallte und die Hörer in ihren Bann zog, stand in seinem seidenen Talar und der Perücke vor den lässigen, spöttischen, neugierigen, gespannten Augen der Fragesteller. Er beantwortete ihre Fragen, erweiterte und belegte Angaben, die er in seiner Kampfschrift gemacht hatte, begegnete widersprechenden Behauptungen mit kurzen, überzeugenden Worten. Aber im Geist sah er die magere Gestalt des jungen Burschen in Seemannshemd und weiten Hosen vor sich, auf dem Rücken noch die bläulich geschwollenen Striemen, erfreut, daß er der Zwangsarbeit auf der *Harwich* entfliehen konnte, und wenig darum bekümmert, was für einem Handel die *Pegasus* diene. Er sah den zügellosen jungen Geschäftsführer, der die Jagd nach Vergnügungen und Sklaven so eifrig betrieb, daß er fast zum Afrikaner wurde. Er sah den gesetzten jungen Kapitän in dem einzigen ihm offenstehenden Beruf darum kämpfen, am Leben zu bleiben und seinen Unterhalt zu erwerben –, dann ungeschickt tastend Eindrücke sammeln; der auf einmal im Leid und Elend der Schwarzen wie auch der Weißen das Los der fallenen Menschheit

erblickte, aber mitfühlenden Herzens und mit wachsender Entschiedenheit danach strebte, zu diesem Elend nicht beizutragen, wenn er es vermeiden konnte.

Er sah die endlose Reihe seiner Logbucheintragungen, die er bei der Abfassung seines Manuskripts zu Rate gezogen hatte:

John Bridson, Obermaat: gestorben im Januar.

Robert Arthur, Schiffsarzt: gestorben am 17. August.

Andrew Corrigal, Zimmermann: gestorben am 11. Januar.

Ich mache die Erfahrung, daß Weiße, Schwarze und Mulatten alle gleichermaßen doppelzüngig und falsch sind. Mußte auf den Erwerb von mehr als zehn Sklaven verzichten, weil es an den allmächtigen Tauschmitteln fehlte, an Bier und Cyder. Ansak Selavakos, einer der afrikanischen Herrscher, kam an Bord und verbrachte den Abend mit mir, sehr zu meiner Befriedigung, denn er verfügt über eine große Portion gesunden Verstandes und ein höfliches Benehmen, wie es bei Angehörigen unserer eigenen Hautfarbe hier unten nur selten anzutreffen ist.

Fünf Weiße so schwach, daß sie sich nicht mehr versorgen können. Habe in dem Raum für die Jungen die eine Hälfte frei machen lassen für die Kranken.

Besuch von Mr. Clow und meiner ehemaligen Herrin P. J.

Fand King aus Charra an Bord der Schaluppe mit einer Ziege als Geschenk, mußte ihm aber 8 Gewehre verehren, den doppelten Wert.

Die Sklaven haben sich einen Marlpfriem verschafft; 20 hatten ihre Fesseln aufgebrochen; machte bei allen Männern die Hand- und Fußfesseln wieder fest und bestrafte 6 von den Rädelsführern. Sie machen noch immer sehr finstere und trotzig Gesichter und haben zweifellos Böses im Sinn.

Kann die Sklaven in den Räumen kaum warm halten. Es gab eine große Aufregung wegen Vergiftung. Irgendwie war in ein Wasserfaß ein Fetisch getan worden, um uns »totzuzaubern«.

Vielleicht kam es durch Johns Unparteilichkeit und sein Basiere auf eigenen Erfahrungen, daß sowohl seine mündlichen wie schriftlichen Aussagen eine stärkere Wirkung hatten als die Aufrufe anderer, obwohl sie mit mehr Leidenschaft an die Sache herangingen. Die Schriftstellerin Hanna More schrieb kraftvolle

Pentameter über die Schändung Afrikas. Cowper machte höhnische und leidenschaftliche Verse, zwar voll von edlem Idealismus, aber in der Sprache eines Menschen, der nie vor der Alternative gestanden hat, entweder einen widerwärtigen Beruf auszuüben oder zu verhungern. Andere, ebenso Hochgesinnte, opferten sich für die offenbar unerreichbaren Ziele und zahlten einen hohen Preis an Zeit, Gesundheit, Popularität und Ansehen. Ramsay zum Beispiel, ein Geistlicher in Jamaika, wurde von wütenden Pflanzern zu Tode geschlagen. Clarkson wäre von einer Rotte bezahlter Rowdys beinahe im Mersey ertränkt worden. Auch Wilberforce hatte mit solch entmutigenden Widrigkeiten zu kämpfen, daß er schwer krank war und die Ärzte ihm nur noch drei Wochen Zeit zu leben gegeben hatten.

Auf der anderen Seite war der Sklavenhandel für Millionen von Briten ein seit langem übliches und deshalb ehrbares Gewerbe. Außerdem spielte es sich in weiter Ferne ab. In der unmittelbaren Umgebung gab es so viel Unangenehmes und Peinliches, daß sich die phantastisch klingenden Erzählungen von den Leiden einer exotischen Rasse unwirklich anhörten. Gewiß wurden manche durch die erschienenen Kampfschriften, soweit sie eine sachliche Sprache führten, überzeugt. Viele hatten ein nachdenkliches oder mitfühlendes Herz und waren bereit, für Zucker und Rum höhere Preise zu zahlen und sogar Dividenden einzubüßen. Die flammenden Reden und pathetischen Schriften aber machten keinen Eindruck, besonders wenn darin jeder, der mit dem Sklavenhandel zu tun hatte, als niederträchtiger Schurke gebrandmarkt wurde. Viele kannten Schiffskapitäne, die im Sklavenhandel ihr Leben verloren hatten, freundliche, ehrbare Kaufleute, die Schiffe bauten und ausrüsteten; ehrwürdige Geistliche, die in Hafenkirchen Dankgottesdienste hielten, wenn Sklavenschiffe von der gefährlichen Reise zurückkehrten. Man wußte von sklavenhaltenden Plantagenbesitzern in Amerika, die genauso anständig und menschenfreundlich wie sie selber waren. Aber keiner schien sich im entferntesten Gedanken darüber zu machen, ob es recht sei, wenn er sich beim Erwerb seines Lebensunterhaltes einer solchen Einrichtung bediente, nur weil er selbst nicht den Anfang damit gemacht hatte und sie als einzelner nicht abschaffen konnte.

Auch John kannte solche Menschen: seine freundlichen Gastgeber in St. Cliff, seinen verehrten Wohltäter Joseph Manesty. Schon der Gedanke an diese Freunde, an sich selbst und seine Vergangenheit veranlaßte ihn, sich zu maßigen. Daher waren seine wohlüberlegten Argumente unwiderlegbar, und seine niederschmetternde Anklage besaß um so mehr Gewicht, weil er nicht die Extreme, sondern die Durchschnittsverhältnisse beschrieb.

Scheinbar harmlos begann er seine Ausführungen damit, daß er die bösen Auswirkungen des Sklavenhandels auf die eigenen Seeleute schilderte: den erschreckenden Verlust von jährlich mindestens fünfzehntausend Briten, die infolge von übermäßigen Strapazen, Tropen- und epidemischen Krankheiten oder Gewalttaten umkamen, und den schlechten Einfluß auf die seelische Haltung und den Charakter bei Offizieren und Mannschaften. In kluger Beschränkung illustrierte er die Gefühlsverrohung durch ein oder zwei prägnante Beispiele, sprach knapp, aber unverblümt über die schlimme Lage der Sklavinnen, widerlegte anhand eigener Erlebnisse die überhebliche Annahme der Weißen, daß es den Schwarzen an menschlichem Feingefühl oder angeborener Moral fehle. Durch all diese Hinweise bereitete er auf seinen eigentlichen, erschütternden Bericht über das Leben und Sterben der Sklaven vor. »Ich habe lange unter diesen angeblichen Wilden gelebt und mich viel mit ihnen unterhalten ... Was die Frauen betrifft – in Sherbro, wo ich die meisten Bekanntschaften hatte, habe ich viele Beispiele von Bescheidenheit und Zartgefühl erlebt, die auch einer englischen Frau nicht zur Schande gereichen würden.« Die glänzende Versammlung von perückengeschmückten hohen Herren, in der man gerade eine edelsteinbesetzte Tabakdose weiterreichte und bei Johns unformeller Zwischenbemerkung damit innehielt – das ganze prächtige Bild verblaßte plötzlich; er lag wieder in der Hütte in Afrika, halb verhungert und zu Tode erschöpft, und fühlte wieder die sanfte Berührung seiner kleinen Wohltäterin, die sich des von aller Welt Verlassenen annahm – wo mochte sie jetzt sein? Zu welchem Höllendasein hatte der schandbare Menschenhandel sie inzwischen verdammt? »Und doch ist das die Behandlung, die auf vielen unserer Schiffe, wie ich selbst gesehen habe, nicht nur zugelassen, sondern oft sogar gefördert

wird – die schwarzen Frauen waren schutzlos dem durch keinerlei Beschränkungen gehemmtten Verlangen eines jeden ausgeliefert, der sich an sie heranmachte.

Wenn ich einen Schwarzen einer unrechten und betrügerischen Handlung beschuldigt habe, hat er mir verächtlich geantwortet – soweit er sich verständlich machen konnte –: ›Was! Meinst du, ich bin ein weißer Mann?«

Dann schilderte er die Art und Weise, wie die Sklaven erworben wurden, und die Schuld, die europäischen Völker auf sich luden, indem sie begehrte Güter als Tauschmittel für Menschen boten und dadurch Anlaß zu blutigen Kriegen zwischen Eingeborenenstämmen gaben.

»Manche Leute nehmen an, beim Schiffshandel mit Sklaven würden diese weniger gekauft als vielmehr geraubt. Nun, den Schiffern muß man ohnehin genug zur Last legen, auch ohne daß man Beschuldigungen gegen sie erhebt, die nicht stimmen. Die Sklaven werden im allgemeinen gekauft und bezahlt.«

Wenn er Fehler zugab, wenn er weder alle Schiffskapitäne als brutale Menschen noch alle Eingeborenen als Tugendbilder hinstellte, so tat er es, um seinen nachfolgenden Beschreibungen und Zahlenangaben ein noch größeres Gewicht zu geben.

»Ihre Unterkunftsräume unter Deck sind manchmal weniger als fünf Fuß hoch, die Sklaven liegen in zwei übereinander angeordneten Reihen an den Schiffswänden wie Bücher im Gestell, manchmal so dicht gedrängt, daß man nur mit Mühe einen weiteren hineinzwängen könnte. Die so Zusammengepferchten sind außerdem noch angekettet, meistens an Händen und Füßen und immer zwei aneinander, so daß es schwierig für sie ist, sich herumzudrehen oder zu bewegen, sich aufzurichten oder hinzulegen, ohne sich oder den anderen zu verletzen. Wenn man die Sklaven des Wetters wegen nicht an Deck bringen und ihre Räume täglich säubern kann, sind die Hitze und der Gestank kaum für den zu ertragen, der nicht daran gewöhnt ist«, fuhr er fort. Die erlesenen Mitglieder einer Gesellschaftsschicht, die sich mit ihrer vornehmen Sauberkeit brüstete, begriffen plötzlich, daß dieser Geistliche in seiner tadellosen Kleidung lange Zeit daran gewöhnt gewesen war. Vorsichtig gerechnet, schätzte John, daß

ein Viertel der gekauften Sklaven (rund die Hälfte, fünfzehntausend jährlich) zugrunde gehe, ehe sie den Boden Amerikas betreten hätten. Rechne man die hinzu, die nach der Ankunft bis zum Abschluß des Verkaufes stürben, erhöhe sich die Sterbezahl auf die Hälfte. Unter den Sklavenhaltern, gab er zu, gebe es zwar manche, die human seien und bei denen sich die Sklaven verhältnismäßig wohl fühlten; für die meisten aber seien die Verhältnisse, in die sie kämen, über alle Maßen elend und erbärmlich. Auch das habe er durch eigene Beobachtungen eindeutig feststellen können.

»Der Herr in Antigua, dem mein Schiff im Jahre 1751 zugewiesen war, ein Plantagenbesitzer, erzählte mir, man habe genaueste Berechnungen angestellt, um herauszufinden, welches die empfehlenswerteste, das heißt sparsamste Methode bei der Sklavenhaltung sei:

Entweder ihnen Arbeit in mäßigen Grenzen zuzuteilen, sie gut zu verpflegen und sie so zu behandeln, daß sie sich bis ins Alter am Leben halten können; oder aber ihre Kräfte bis zum letzten auszubeuten, mit wenig Ruhezeit und knappster Verköstigung und sie auf diese Weise aufzubrechen, bevor sie nutzlos und arbeitsunfähig würden; und dann neue zu kaufen.

Nun, diese tüchtigen Rechenkünstler hatten festgestellt, wie er mir sagte, daß die zweite Art die bei weitem billigere sei; er konnte mir verschiedene Landgüter nennen, von denen man kaum je gehört habe, daß ein Sklave dort länger als neun Jahre am Leben geblieben wäre.«

Johns Stimme schwankte. Aber da er sich fest vorgenommen hatte, die Wirkung seines Vortrages nicht durch Gefühlsregungen zu gefährden, unterdrückte er das und fuhr mit etwas rauher Stimme fort:

»Ich hoffe, es wird für mich immer ein Anlaß zu demütigenden Überlegungen sein, daß ich einstmals als aktives Werkzeug in einem Handel mitgewirkt habe, an den ich jetzt mit Schauern denke. Selbst wenn die Aussagen, die ich hier gemacht habe, wertlos, unbrauchbar sein sollten, so bin ich doch durch mein Gewissen verpflichtet, meine Schande öffentlich zu bekennen, obwohl dieses Bekenntnis zu spät kommt, um das Leid und

Elend, an dem ich früher mitgewirkt habe, zu verhindern oder wiedergutzumachen. Ich habe aus eigenem freien Willen gesprochen, von keinem andren Motiv geleitet als vom Gefühl der Menschlichkeit und der Rücksicht auf die Ehre und die Wohlfahrt meines Landes. Eine Blutschuld liegt auf uns, und dieses Blut schreit wider uns: ein Schrei, der sich durch immer neue Opfer verstärkt, die hinzukommen, Tausende, Zehntausende, fast sollte ich sagen Hunderttausende von neuen Opfern Jahr für Jahr.

Es war nicht mein Ziel, beleidigend gegen irgendeinen einzelnen zu reden; dennoch durfte ich mich in diesem Fall nicht davor fürchten, die Wahrheit auszusprechen und dadurch viele zu beleidigen – falls es tatsächlich viele geben sollte –, die aus materiellen Gründen für die Beibehaltung eines Handels eintreten, der so frevelhaft, so grausam, so unmenschlich, so zerstörerisch ist wie der Sklavenhandel.«

Meine liebe –«, schrieb John und hielt inne. Wie oft, in wieviel Hunderten von Briefen an Mary hatte er diese Worte schon geschrieben. Auch wenn er in seinen Tagebüchern von ihr sprach, nannte er sie fast immer »meine liebe Mary«. Doch das Wort sagte ihm zu wenig. Er setzte die Feder wieder aufs Papier und fügte hinzu »süße –«. Ja, auch dieses Wort traf auf Mary zu, weit mehr, als er es sich in den Anfangszeiten seiner Ehe hatte träumen lassen. Es spiegelte die echte, ungezwungene Freundlichkeit ihres Herzens, in dem bei allem, was geschehen mochte, nie ein Rest von Bitterkeit oder Eifersucht zurückblieb. Und doch hatte »süß« einen unangenehmen Nachklang, von etwas Fadem, Billigem, das man leid wird. Wie ein wertloser Rubin aus rotem Glas im Vergleich zu einem echten, teuren Stein; »teure –«, fügte er hinzu, und dann – indem er daran dachte, wie sie bei diesem Namen immer protestierte und ihn dennoch gern hatte – »schöne«.

»Aber John, in meinem Alter?« sagte sie oft, wenn er dieses Wort gebrauchte. Aber es war angemessen, so wenig er das in seiner Jugendzeit gedacht hätte. Wie überheblich sprach man doch, wenn man jung war. Er hatte es vorher nie erfahren, was es bedeutet, wenn man dreiundsechzig Jahre alt ist. Daher hatte er auch nicht wissen können, daß eine Ehefrau mit neunundfünfzig noch so schön aussehen kann wie am ersten Tag. »Wir stehen jetzt im neununddreißigsten Jahr unserer gemeinsamen Regierung«, hatte er vor kurzem an Mrs. Taylor geschrieben. »Marys Gesundheit ist noch immer sehr schwankend.« Doch die häufigen und schmerzhaften Zeiten des Unwohlseins taten ihrem Charme keinen Abbruch. Vielleicht verfeinerten sie ihn sogar. Sie verhinderten, daß sich über Marys Gesicht jene Maske von freundlich-unbeteiligter Gelassenheit schob, die das Alter auf das Antlitz von so vielen Frauen legt. Was Mary von den anderen unterschied, hatte immer im Ausdruck gelegen, in dem unerwartet hervorsprudelnden Lachen, und dieser Charme erlosch auch dann nicht, wenn sie krank war und monatelang ihr Zimmer nicht verlassen konnte.

John nahm die Feder wieder auf und vervollständigte die Anrede seines Briefes. »Meine liebe, süße, teure, schöne Mary –«, lautete sie jetzt. Er war früh aufgestanden, damit er den Brief zur

Poststelle bringen konnte, bevor sein reichbesetztes Tagesprogramm anfang.

»Es war eine sichere und gute Reise mit angenehmer Gesellschaft zum Plaudern. Durch Gottes Güte bin ich um drei Uhr wohlbehalten hier angekommen. Man hat mich sehr bestürmt, bis Samstag zu bleiben, aber mein Verlangen, Dich zu sehen, und mein Versprechen, daß ich Freitag wiederkommen würde, haben gesiegt ...«

John hielt inne, um vor Gott kurze Rückschau auf das zu halten, was er seit seiner Ankunft in Colchester am Montagabend erlebt hatte. Er hatte es gelernt und sich zur Gewohnheit gemacht, diese Art des aus dem jeweiligen Tun sich erhebenden Betens zu üben, sooft sein Herz und die äußeren Umstände ihn dazu antrieben ... Ja, er fühlte, es war recht gewesen, trotz des Drängens der Familie Routley nicht länger in Colchester zu bleiben. So konnte er wie jeden Freitagabend seine Ansprache in der »Gesellschaft« halten. Ebenso sein Entschluß, nicht die Einladung nach St. Alban, sondern die nach Colchester anzunehmen – auch darin erkannte er eine Führung. Mit dem jungen Sandwell hatte er gestern abend ein fruchtbares Gespräch führen können, und er hatte reiche Spenden für seinen Unterstützungsfonds empfangen. Nun konnte er der verarmten Familie von Ellis Williams eine wirksame Hilfe zukommen lassen. Auch sein Kummer über den Tod des kürzlich gestorbenen Hilfspfarrers in Yorkshire war durch den Erhalt der vierhundert Pfund gelindert worden, sie würden die Notlage von dessen mittelloser Witwe erleichtern. Gott sei Dank, daß er daran gedacht und beim Abendessen von ihr gesprochen hatte – ohne zu ahnen, daß die Spenden so reichlich sein würden. Auch Mary würde sich freuen. Er schilderte ihr kurz die Menschen, die er kennengelernt hatte und wie ihre Herzen angerührt und ihre Börsen aufgetan worden waren.

Was ihn in Olney oft bedrückt hatte, Überheblichkeit und Widerstand innerhalb der Gemeinde, spürte er hier in London fast gar nicht. Gewiß, das Ärgernis des Kreuzes hatte nicht aufgehört, aber es kam hier nicht so grob zum Ausdruck. Daß er beim Sklavenhandel mitgewirkt hatte – dieser Schuldposten, den

ihm sein Gewissen vorhielt, war nicht abgegolten – er konnte auch nie abgegolten werden –, aber Gottes Fügung hatte ihm die Möglichkeit gegeben, etwas zu tun, was die Last dieser Schuld verminderte. William Wilberforce, der kürzlich in Cambridge mit Betsey zusammengetroffen war, hatte erzählt, wie günstig sich die Tausende von Exemplaren seiner Kampfschrift überall auswirkten.

Nichte Betsey – auch sie gab Grund zum Danken. Noch immer empfindlich und launisch, hatte sie doch in der letzten Zeit gelernt, ihre Gefühle besser im Zaum zu halten und auch, dann ein freundliches Gesicht zu machen, wenn ihr etwas nicht paßte. Mit ihren neunzehn Jahren wurde sie eine kluge Gefährtin und große Stütze für Mary. Die Familie Venn, bei der sie in Cambridge zu Besuch gewesen war, hatte sich in einem Brief sehr lobend über sie geäußert, und er und Mary hatten bei diesem Bericht so gestrahlt, als wäre sie ihr richtiges Kind gewesen. Mit Venns zusammen hatte sie im August dann William Cowper besucht, und – es war ein weiterer Grund zum Dank! – Johns Liebe und Achtung für Cowper war unverändert, weder Zeit noch Entfernung noch Cowpers neue Freundschaften hatten ihr Abbruch getan. Zwar ahnte er, daß die unstete Fröhlichkeit, die früher Williams Briefe an ihn gekennzeichnet hatte, jetzt in Briefe an andere strömte, während für ihn die düsteren und schwermütigen Dinge übrigblieben. Die glücklichen Wochen des Besuchs, dem ersten Wiedersehen nach Jahren, hatten viel von der früheren Herzlichkeit wiederhergestellt. Er und Cowper hatten stundenlang miteinander geplaudert und diskutiert, und Marys Anwesenheit hatte wie früher ihre wohltuende Wirkung auf Cowpers noch immer zur Schwermut neigenden Seele ausgeübt.

Betsey verbrachte den Abend und die Nacht bei einer alten Schulfreundin. John paßte das ausgezeichnet. »Ich sehe sie ja morgen«, sagte er vergnügt, als Mary sich neben ihm in einen Sessel niederließ. »Ich hatte es schon kaum mehr gehofft, daß wir diesen Abend ganz für uns hätten.«

»Ich wollte auch gern mit dir allein sein.« Sie sagte eine Weile nichts. John hatte in den letzten fünf Tagen viel reden müssen und genoß das verbindende Schweigen. Die Neuigkeiten und

was sonst von Interesse war, hatten sie sich schon gesagt. Die Briefe hatten Zeit bis morgen. Niemand klopfte an die Tür, in der Gemeinde war kein dringender Besuch zu machen. Körperlich spürte er keine Müdigkeit, überließ sich aber zufrieden der Entspannung und schlummerte fast ein.

»John«, sagte Mary.

Irgend etwas rüttelte ihn wach, er wußte selbst nicht was, denn ihre Stimme war ruhig und sie bewegte nicht den Kopf – irgend etwas wie in früherer Zeit auf See, wenn er manchmal ohne Grund aufgewacht war und gewußt hatte, daß auf dem Schiff etwas nicht in Ordnung war. Plötzlich sah er sich ruhig und heiter die Straße nach Tor Bay dahinwandern und an die Biegung kommen, hinter der das Verhängnis über ihn hereinbrach. Das gleiche Gefühl hatte er jetzt – er war an einer Kurve angelangt, hinter der eine unbekannte Gefahr lauerte.

»Ja, Liebste?« sagte er und wartete.

»Ich weiß nicht, wie viele Male«, begann sie, und ihre Stimme klang beinahe fröhlich, obwohl die Hände, die sie gefaltet in den Schoß gelegt hatte, sich zusammenkrampften, so daß die Finger weiß wurden, »wie viele Male du mir schon gesagt oder geschrieben hast, daß wir – daß wir – daß es eines Tages –« Sie gab es auf, einen umschreibenden Ausdruck zu finden, und wandte ihm ihr Gesicht zu; es war gelassen, sogar heiter, aber sie blickte ihn nicht an. Ihre nächsten Worte kamen wie ein Schlag; sie brachten Furcht mit sich, aber keine Klärung.

»Ich bin gestern bei Dr. Warner gewesen.«

»Bei Dr. Warner?« Der Chirurg, der John vor zwölf Jahren wegen eines Tumors an der Hüfte operiert hatte, war mit ihnen befreundet und wegen seiner Tüchtigkeit bekannt.

»Erinnerst du dich an den kleinen Knoten, den ich in Liverpool bekam, als ich auf den Gartenzaun gefallen war?«

Johns Lippen wurden weiß. Er konnte sich erinnern – in der Zeit danach waren zuweilen Schmerzen aufgetreten, aber schon seit Jahren hatte sie nicht mehr davon gesprochen; daß sie an irgendeiner Stelle ihres Körpers Schmerzen hatte – nervöse Störungen, sagten die Ärzte –, kam bei ihr so häufig vor, daß er an den Knoten nicht mehr gedacht hatte. Als er jetzt den liebenden,

beredten Blick ihrer Augen sah, schob er sanft seine große Hand unter ihre linke Brust, befühlte mit zitternden Fingern die Stelle und zog seine Hand mit einem Schauer zurück.

»Liebste, wie lange hast du das? Wie kann das möglich sein, daß ich nichts gemerkt habe? Und warum hast du nichts gesagt?«

Mit einer hilflosen, bittenden Gebärde griff sie nach seinen Händen und erwiderte ganz ruhig:

»Ich weiß es selbst noch nicht lange. Bevor wir im Sommer nach Olney fuhren, hatte ich da Schmerzen, und ich merkte, daß es größer geworden war. Und warum ich nichts gesagt habe – deswegen bin ich gestern zu Dr. Warner gegangen. Ich habe ihn gefragt, ob er mich operieren könne, während du in Manchester wärest; dann hättest du vorher gar nichts zu erfahren brauchen, erst wenn es vorüber war.«

Der Schmerz preßte ihm die Kehle zusammen.

»Was hat er gesagt –?«

»Er hat gesagt –«, ihre Stimme hatte wieder den fremden gequälten Ton, aber das Gequälte rührte daher, daß sie ihn schonen wollte –, »er wagt es nicht. Das – das Gewächs wäre schon so groß wie eine halbe Melone.«

»Aber was kann man tun? Und wie ist es mit den Schmerzen?«

»Er empfiehlt Ruhe und innere Entspannung«, sagte Mary, zum erstenmal leise lächelnd. »Und er sagt, wenn die Schmerzen schlimm werden, kann man sie mit Laudanum lindern, das für mich viel schlimmer ist als alle Schmerzen, wie du weißt.«

Der Tumult in Johns Herzen war so groß, daß er nicht zu sprechen wagte. Nicht nur Kummer, auch tiefe Scham erfüllte ihn. Er hätte Worte des Trostes haben, hätte wieder aussprechen müssen, was er vorausschauend so oft gesagt hatte: von der Krise, vom notwendigen Vertrauen, von der Unterordnung unter Gottes Willen. Den starken Trost der Schrift hätte er spenden müssen, wie er es in ähnlichen Fällen so manches Mal getan hatte, nicht mechanisch, sondern mit aufrichtigem, überzeugtem Herzen. Und nun wußte er nichts anderes zu tun, als betäubt und verzagt dazusitzen; mannhaft einzig darin, daß er sich mit eiserner Willenskraft im Zaum hielt, damit nicht ein unbeherrschter Ausbruch Marys Kummer noch vergrößerte.

Sie wußte es. Der Schrei seines Herzens erreichte sie, als sei er an ihr Ohr gedrunen. Und dann war sie es, die die tröstenden Worte fand. Um den Abgrund unausgesprochener Furcht, der zwischen ihnen lag, zu überbrücken, stand sie auf und trat vor ihn hin, nahm sein Gesicht in ihre Hände und blickte ihm mit einem Ausdruck, den er nie vergaß, in die Augen.

»Bedenke, Lieber«, sagte sie und ihre Stimme zitterte leise, »es muß ja nicht unheilbar sein, nur weil der Chirurg es nicht heilen kann. Aber wenn es – wenn es doch unheilbar ist – ach, John, vergiß nicht, auch dann erweist der Herr mir große Freundlichkeit. Viel lieber möchte ich sterben, als ohne dich zurückbleiben.«

Er zog sie an sich, und sie weinten zusammen, weinten, bis die Spannung wich und er wieder einigermaßen ruhig sprechen konnte.

Sie schlief an diesem Abend früh ein; in der Nacht vorher hatte sie sicher überhaupt nicht geschlafen, nur gegrübelt, wie sie ihm die Nachricht schonend mitteilen könne. John lag reglos da, ins Dunkle starrend, und mühte sich, seine Gedanken zu einem halbwegs klaren Beten zu sammeln.

Eines Tages würde es so kommen. Schon manchmal hatte er der Tatsache, daß einer von ihnen allein zurückbleiben würde, ins Auge geblickt. Trotz seiner häufigen Krankheiten und Unfälle hatte er angenommen, daß er der Überlebende sein würde. Viele Male, wenn Mary wieder plötzlich von einem heftigen Ausbruch ihrer Krankheit überfallen wurde oder lange Zeit schwach war, hatte er gemeint, der Zeitpunkt sei gekommen – und Gott jedesmal gedankt, daß er den Schlag hinausschob, bis er fähig wäre, ihn zu ertragen. Eigentlich hatte während seiner ganzen Ehe dieses lange hinausgezögerte Schwert über ihm geschwebt.

Aber noch war er nicht fähig, den Schlag zu ertragen! Er griff in seiner Angst nach Sätzen aus seinen eigenen Liedern – Lieder, die er in der Fülle des Glaubens gedichtet hatte und die wahr waren, und wenn für andere wahr, dann sicher auch für ihn.

Da alles, was mich trifft,
zu meinem Besten dienen muß,
so ist das Bitter süß ...

Er versuchte, an die empfangenen Gnadenerweise zu denken und sein Herz zur Dankbarkeit aufzurufen. Doch er fühlte nichts von Dankbarkeit in seinem Herzen, fühlte nichts als ein tobendes, angsterfülltes, jämmerliches Chaos. Und was habe ich anderen gepredigt, dachte er verzweifelt, wie viele Trauernde habe ich ermahnt, auch das Bittere froh und dankbar anzunehmen! Was für ein Heuchler bin ich! Als wenn der Tod nicht etwas Unausweichliches und das Verlierenmüssen nicht das Schicksal aller wäre. Selbst Heiden, ohne Gott und ohne Hoffnung in der Welt lebend, haben ihn mit Würde getragen. Wie beschämend, daß ich all dies weiß und es selbst nicht beherzigen kann!

O Herr, laß mich meinen Stand nicht entehren. Laß mich nicht Schande über deinen Namen bringen. Und laß nicht zu, Barmherziger, daß ich sie im Stich lasse, wenn bei ihr der Glaube durch die Schwäche in Anfechtung gerät. Nimm deine Gnade nicht von mir. Denn ohne dich kann ich nichts tun. Du siehst es, ich kann nichts tun, als mich hin und her werfen wie ein Büffel im Fangnetz.

Wenn du mit dem Fußvolk gelaufen und müde geworden bist, wie willst du dann mit Pferden wetteifern?»

Diese beunruhigende Frage – einer von Johns Lieblingstexten kam ihm in den folgenden Monaten oft in den Sinn. Nach der Trostlosigkeit jener ersten Nacht folgte eine kurze Zeit der Ruhe, wo die Angst nicht mehr so drückend auf ihm lastete und ein leiser Hoffnungsschimmer auftauchte. Bei Mary zeigten sich keine alarmierenden Symptome, und Dr. Benamer erklärte, ihr Zustand sei keineswegs hoffnungslos; man kenne eine Reihe von Fällen, wo derartige Gewächse wieder verschwunden seien oder zum mindesten sich nicht weiter vergrößert hätten.

John und Mary hatten beschlossen, Betsey nichts zu sagen. Sie hatte während ihrer Schulzeit eine Zeitlang unter krankhaften Angstzuständen gelitten. Daß der Gedanke an den Tod sie verfolgte, war nicht sehr verwunderlich; noch ehe sie vierzehn Jahre war, hatte sie erleben müssen, daß der Tod zehn ihrer nächsten Angehörigen dahinraffte.

Aber sie begann etwas zu ahnen, vielleicht infolge eines Dienstbotengetuschels oder wegen Johns unbewußter Wachsamkeit oder der vermehrten Fürsorge, die Mary jetzt ohne Widerspruch geschehen ließ. Auf ihre ängstlichen Fragen hin sagte John ihr dann die Wahrheit. Er war dankbar, daß es ihm gelang, in gefaßtem Ton mit ihr zu sprechen und sich selbst, indem er ihren heftig ausbrechenden Kummer besänftigte, zu vergessen. Aber obwohl John und Mary sich bemühten, sie abzulenken und zu unterhalten, verlor sie immer mehr den Appetit und bekam häufig Weinkrämpfe. In bereits geschwächtem Zustand wurde sie von einem Nervenfieber überfallen, das sie tage- und nächtelang hin und her warf, sie verfiel in Delirium und redete irre. Noch bevor dieses Fieber überstanden war, erkrankte sie an Typhus, der in jenem Winter in ganz London grassierte.

Was der Arzt Mary verordnet hatte, Ruhe und Schonung, wurde restlos unmöglich gemacht. Johns Vorschlag, zu Bekannten aufs Land zu gehen, wies sie zurück. Er redete ihr dann zu, sie solle Betseys Pflege ihm und den Dienstboten überlassen, doch auch dies brachte sie nicht über sich. »Unser Kind, John. Sie verlangt nach mir«, sagte sie, und es stimmte auch, denn im Deli-

rium klammerte sich Betsey angstvoll an sie. Als das Frühjahr fortschritt, wurde Betsey wieder gesund. Aber bei Mary hatten Sorge und Anstrengungen der Pflege deutlich ihre Spuren hinterlassen. Mit Kummer sah John ihre abgemagerte Gestalt, ihre tiefliegenden Augen, ihr mattes Lächeln wie ein zerfetztes Banner über einer belagerten Zitadelle.

Eines Nachts im April, nachdem er zum dritten Mal aufgeweckt worden war durch ihre rührenden Bemühungen, sich herumdrehen, ohne ihn zu stören, hörte er, wie sie in Schluchzen ausbrach.

»Ach, John, es tut mir so leid, so furchtbar leid«, sagte sie weinend, als er sie in den Arm nahm und zu trösten versuchte.

»Es ist mir schrecklich, daß ich dich so quäle, aber es tut so weh, ich kann nicht stilliegen. John, bete für mich. Ich kann kaum mehr beten.«

Alle Fürbitte, die John je getan hatte, schien im Vergleich zu diesem Ausgießen seiner ganzen Seele matt und kraftlos. Körperlicher Schmerz war ihm nichts Unbekanntes. Aber lieber hätte er die schlimmsten aller früheren Schmerzen noch einmal durchgemacht als dieses jetzige Leid. Am nächsten Tag ging er zu Dr. Benamer und flehte ihn an, ihm ein Heilmittel zu sagen. Es sei keines bekannt, erklärte der Arzt betrübt, aber wenn er bereit sei, ein neues unerprobtes Schmerzmittel zu probieren – vielleicht könne dies einige Erleichterung bringen. Zu Johns unaussprechlicher Freude bewirkte sein Gebet oder die Arznei eine Besserung, die die kühnsten Erwartungen des Arztes übertraf. Mary kam langsam wieder zu Kräften, und im August konnte sie zum erstenmal seit neun Monaten wieder ausgehen.

Ermutigt durch die fortschreitende Genesung übergab John die Gemeinde seinem neuen Hilfspfarrer und nahm Mary und Betsey mit an die See zu einem Besuch bei Taylors. Dieser September wurde friedlich und idyllisch. Die Seeluft, das Umher-schlendern in dem nahen Wald, geruhsame Stunden im sonnigen Garten, der Besuch von Freunden und Bekannten: alles schuf eine Atmosphäre wie von Schalttagen, eingeschoben zwischen eine ungewisse Vergangenheit und eine gewisse Zukunft.

»Wohlbehalten heimgekehrt«, meldete Johns Tagebuch am Sonntag, dem dritten Oktober. Noch erwärmt von der stillen Ferienluft bestand Mary darauf, am nächsten Morgen zum Gottesdienst zu gehen, ebenfalls am Dienstag. Am folgenden Sonntag jedoch zeigte sich, daß die neue Nervenkraft schon verbraucht war. Schmerzen habe sie fast gar nicht, versicherte sie John, aber bei jeder kleinsten Anstrengung habe sie das Gefühl zusammenzubrechen, und auch langes Stehen oder Sitzen ermüde sie.

Aber trotz ihrer Schwäche war sie fast immer heiter und trug mehr zur Ablenkung bei als John. Selbst als sie immer weniger Appetit hatte, eine starke Abneigung erst gegen Fleisch und Fisch, dann auch gegen Geflügel bekam, so daß sie nur noch kleine Vögel essen konnte, und ihr Leib fast mit jedem Tag mehr verfiel, war sie es immer, die mit ihrer Heiterkeit die schlaffe Haltung der anderen beschämte.

So verging der Winter, das Frühjahr und der Sommer. Sooft ihr Zustand und das Wetter es zuließen, machte sie kurze, immer kürzer werdende Spazierfahrten in einer Kutsche. Freunde besuchten sie und fanden dann selber Trost bei dieser Kranken, die wenig sprach, aber regen Anteil an den Sorgen der Besucher nahm.

Dann bekam sie die Gelbsucht und mit ihr einen Widerwillen gegen fast alle Speisen. »Mary kann manchmal etwas Obst zu sich nehmen«, schrieb John an Mrs. Taylor. »Wenn Ihre Spaliere ein paar Pfirsiche hergeben und Sie eine Ananas übrig haben ...« Aber auch die Gelbsucht konnte Marys Mut nicht erschüttern. Sie machte scherzhafte Bemerkungen über ihre Gesichtsfarbe, und nur John, welcher wußte, mit welcher rührender Sorgfalt sie ihr Gesicht vor der Sonne geschützt hatte, um ihre weiße Haut zu bewahren, ahnte die leise Wehmut, die hinter ihrer herausfordernden Frage steckte.

»Du hast immer gesagt, wenn ich dich nicht aus Afrika wieder in die Heimat gezogen hätte, dann hättest du eine Schwarze geheiratet. Wärest du auch dann wiedergekommen, wenn du gewußt hättest, daß ich eines Tages gelb würde?«

Zu Johns großer Beruhigung ließ sie sich durch nichts davon abhalten, jeden Tag ihre stille Zeit zu halten und in der Bibel zu

lesen. Der Ort für die Hausandacht hatte gewechselt und war Marys abnehmenden Kräften gefolgt: von Johns Arbeitsraum ins Wohnzimmer, vom Wohnzimmer in ihr Schlafzimmer. Aber ihrer eigenen Bibel sah man mit jedem Tag mehr an, daß sie viel benutzt wurde, und mit jedem Tag mehrten sich die mit Bleistift angestrichenen Stellen.

Draußen in der Welt, wo John weiter seiner Arbeit nachging, deren Freuden und Forderungen kaum je die dunkle Wolke der Besorgnis für einige Minuten wegschoben, außer wenn er predigte – in der Welt ereigneten sich unterdessen mehr Dinge von Bedeutung als gewöhnlich. Dem Parlament wurde der erste Antrag auf Abschaffung des Sklavenhandels vorgelegt. Auf der Galerie sitzend hörte John zu, wie sein junger Freund, bleich vor Anspannung und Erregung, eine meisterhafte Rede hielt; sie dauerte dreieinhalb Stunden. »Ich habe nicht im Sinn, irgend jemand anzuklagen«, sagte er, »sondern ich will die Schande auf mich selbst nehmen. Wir sind allesamt schuldig ...«

Aber trotz seiner Beredsamkeit wurden nur hundertdreiundsechzig Ja-Stimmen erreicht gegen hundertdreiundachtzig Nein-Stimmen. Die bedrohlichen Ereignisse in Frankreich schienen britischen Gemütern wichtiger als die verspätete Herstellung der Gerechtigkeit in Afrika. Zwei Monate, nachdem Wilberforce gesprochen hatte, zerbrachen die Tore der Bastille. Da schon die Befreiung der Leibeigenen rapide Fortschritte machte, hatten viele die schwärzesten Bedenken, nun auch noch die Schwarzen von der Knechtschaft zu befreien. Die Amerikaner verherrlichten die Französische Revolution und priesen sie als das Ergebnis ihrer eigenen, die den Weg zur Freiheit gebahnt habe, fuhren selber aber fort, ihren Reichtum auf der Arbeit schwarzer Sklaven aufzubauen. Beim Fall der Bastille hatte John zunächst frohlockt, aber dann schüttelte er den Kopf, als das Pendel nach der andren Seite ausschlug, und auf die grausamen Exzesse der Herrscher ebenso brutale Ausschreitungen der Befreiten folgten. In der Begeisterung für die Freiheit ließen viele Prediger sich verführen, auf der Kanzel über Politik zu sprechen. John weigerte sich standhaft, von der Verkündigung des Evangeliums abzugehen und statt dessen soziale Reformen zu predigen, denn durch sol-

che, sagte er, konnten Sünder nicht erlöst noch innerlich gewandelt werden. Als ein Geistlicher ihm vorwarf, warum er seine Kanzel nicht zum Sprachrohr der Politik mache, schrieb er ihm: »Wenn schon alle anderen Brüder über die Ereignisse der Zeit sprechen, dann sollte man doch zulassen, daß *einer* von der Ewigkeit spricht.«

Auch diese Art zu predigen wirkte sich auf die Dauer aus. Hanna More schickte John ihre beiden neuen Bücher: *Welchen Einfluß haben die Sitten der Hochgestellten auf die menschliche Gesellschaft?* und *Die Religion der eleganten Welt*. Die Bände fand man bald in der Bibliothek jeder feinen Dame und vieler vornehmer Herren. Die Autorin aber war enttäuscht, weil sie die Vornehmen, für die sie geschrieben waren, nur selten dazu veranlaßten, sich zu bekehren. »Die Gräfinnen lesen meine Bücher zwar, aber sie ziehen keine Konsequenzen. Sie begreifen überhaupt nicht, was damit gemeint ist, sich das rechte Auge auszureißen. Ja, lesen schon! Sie geben auch vieles zu: ›Sehr richtig!‹ sagen sie, wenn ich abfällig über ihre Einstellung schreibe. Aber sich ändern –«

»Ich habe gepflanzt, Apollos hat begossen, aber Gott gibt das Gedeihen«, zitierte John. »Ich kannte früher einen Gärtner; er prahlte immer damit, daß er sagte, er könne Salat säen und ihn erntereif haben, wenn das Fleisch durchgebraten sei. Gott arbeitet meistens nicht in solchem Tempo.«

»Ach, ich wünschte, meine Klause in Mendip und Ihr Pfarrhaus lägen näher beieinander, Mr. Newton. Aber da das leider nicht der Fall ist, würde ich mich riesig freuen, wenn Sie beide mich im Sommer dort besuchten.« Sie brach ab, weil sie plötzlich den Ausdruck von Johns Gesicht bemerkte, blickte rasch zu der gebrechlichen Gestalt seiner Frau hinunter, die am Fenster auf dem Sofa lag, und wußte nicht, wie sie weitersprechen sollte. Aber Mary rettete die Situation.

»Dr. Newton und ich danken Ihnen sehr und werden Ihre Einladung obenan auf unsere Liste setzen«, sagte sie mit feierlicher Betonung. John rückte unruhig hin und her.

»Liebste, ich habe dich doch gebeten, nicht davon zu sprechen.«

Erleichtert und interessiert wandte sich Hanna More wieder zu John.

»Dr. Newton? Erzählen Sie mir doch. Ich war im Gloucester House, wo man ja alles erfährt, nur nicht das Wichtige.«

Mary lächelte triumphierend.

»Sag es ihr, John. Sonst tue ich es. Und das wird noch peinlicher für dich, weil ich dann groß auftrete.«

»Die Universität von Princetown«, fügte sich ihr Gatte, »hat es für richtig gehalten, mich mit dem Titel eines Ehrendoktors zu belegen. Und da die Presse die Öffentlichkeit davon in Kenntnis gesetzt hat, kommt eine Flut von Briefen, adressiert an einen Dr. Newton, der mir aber leider unbekannt ist. Ich bin fest entschlossen, keinen Dokortitel anzunehmen, es sei denn, er würde mir von einer Universität in Sierra Leone verliehen. Die trostlose Küste von Afrika: das war die Hochschule, auf die mich zu schicken Gott gefallen hat, und einen Zusammenhang mit einer anderen kann und darf ich nicht anerkennen.«

John richtete sich leise auf und stützte sich auf seinen Ellenbogen. Schon vor langem hatte es vom Turm der Stephanskirche sieben Uhr geschlagen, aber John hatte sich nicht gerührt, um Mary nicht zu wecken. In der letzten Zeit war ihr Schlaf ziemlich gut gewesen, aber meistens wachte sie auf, bevor es Zeit für ihn war, aufzustehen. Jetzt ging ihr Atem ganz regelmäßig, und obwohl er ihr Gesicht in der Morgendämmerung des Oktobertages nur undeutlich sehen konnte, schien es ihm, daß sie ruhig schlief.

Nach einer lang geübten Methode und mit einer Geschmeidigkeit, die bei seiner wachsenden Körperfülle bemerkenswert war, kroch er vorsichtig aus dem Bett und begab sich in das nebenan liegende Ankleidezimmer. Als er seine Toilette beendet hatte, zog er den Bettvorhang beiseite und kniete neben der noch Schlafenden nieder. Sie beteten immer zusammen, ehe er hinausging, aber heute mußte er unten mit einem jungen Amtsbruder frühstücken, der von Skrupeln geplagt war und ihn um Hilfe gebeten hatte. Wenn keine andere Zeit zur Verfügung stand, benutzte John jetzt häufig die Frühstücksstunde für solche seelsorgerlichen Gespräche. Mary hatte sich noch immer nicht bewegt. John betete leise, dann verließ er, sich an der Tür noch einmal umschaugend, das Zimmer. Bevor er hinunterging, bat er Betsey, auf Mary achtzuhaben, wenn sie aufwache.

Als der junge Pfarrer sein Herz erleichtert hatte und gegangen war, hatten Betsey und Sally die Kranke auf ihr Sofa gebettet. Ihr Befinden sei anscheinend wie gewöhnlich, hatte man ihm während des Frühstücks gemeldet. Sehr ruhig, sagte Betsey, als er hinaufging.

Die Art, wie Mary ihn begrüßte, war in der Tat sehr ruhig. Als er sich besorgt nach ihrem Befinden erkundigte, antwortete sie in ziemlich gleichgültigem Ton. Mit der gleichen, bei ihr ganz ungewohnten Interessenlosigkeit hörte sie auch seine Antworten an, als sie obenhin gefragt hatte, wie das Gespräch verlaufen sei und was für ein Programm er heute habe. Als John verwirrt überlegte, warum ihr Wesen so verändert sei und ob sie vielleicht neue Schmerzen oder Beschwerden vor ihm zu verbergen suche, bemerkte er, daß die Bücher, die sie sonst immer in Greifweite

neben sich hatte, heute am anderen Ende des Tisches lagen, und griff nach ihnen, um sie näher zu ihr hinzurücken.

»Bemüh dich nicht, John. Ich brauche sie nicht.«

»Ich lege sie dir auf alle Fälle hin«, sagte er aufmunternd und seine Sorge verbergend. »Sind deine armen Augen müde? Soll ich dir etwas vorlesen?«

»Nein, meine Augen sind nicht müde.« Wann hatte er je erlebt, daß Mary in gereiztem Ton mit ihm sprach? »Ich bin es leid – alles. Und ich sehe auch keinen Sinn darin, daß ich in der Bibel lese. Sie sagt mir überhaupt nichts.«

Wie willst du es mit Pferden aufnehmen? Die Worte klangen John ironisch in den Ohren, als er ein paar Tage später, nach einem weiteren peinlichen Gespräch, sich in sein Studierzimmer einschloß und auf und ab gehend sich bemühte, den bohrenden Kummer wenigstens einigermaßen zu bewältigen, bevor er zum Sonntagnachmittagsgottesdienst ging und vor die Gemeinde trat. Marys Zustand hatte sich rapide verschlechtert. Hatte sie früher nur Zweifel geäußert, ob die Verheißungen der Schrift auch für sie gälten, so behauptete sie jetzt, sie könne nicht daran glauben, daß die Bibel wahr sei oder daß es überhaupt Wahrheit gebe. Was die Gewißheit ihrer eigenen Errettung betraf, so hatte sie sich dazu schon immer sehr ängstlich und zögernd geäußert; aber angesichts ihres aufrichtigen Interesses für das Evangelium, ihres ernsthaften Verlangens, am Werk des Herrn mitzuarbeiten, und vieler Äußerungen im Gebet und in Briefen war John zu der glücklichen Überzeugung gelangt, nur eine große geistliche Bescheidenheit halte Mary von der vollen Heilsgewißheit ab. Jetzt erklärte sie – völlig gleichgültig –, Gewißheit habe sie nie gehabt; wenn sie es je gemeint habe, so habe sie sich geirrt; wahrscheinlich habe sie sich dann künstlich hineingesteigert, um ihm eine Freude zu machen.

Solche Dinge sagte sie ihm nur privat, aber trotzdem mußten auch die anderen merken, daß ihre Haltung sich verändert hatte. Bei den häuslichen Gebetsgemeinschaften – John wußte nicht, wie er einen seit so langem feststehenden Brauch hätte fallenlassen können – zeigte sie sich derart unbeteiligt, daß es ihm fast unmöglich wurde, diese Andachten zu halten. Seine schlichten, aus

dem Herzen kommenden Gebete, mit denen er jeden der Hausbewohner vor den Gnadenthron brachte, kamen ihm unecht und geschraubt vor.

Und nun ruhig vor die Öffentlichkeit treten, während er im Innern aufgewühlt und hin und her geworfen wurde, anderen Menschen Trost zu predigen, während er, wenn Mary in ihrem jetzigen Seelenzustand stürbe, in seinem eigenen Gram untröstlich sein würde, das ging wahrlich über seine Kräfte. Gott konnte keine Kraft von ihm erwarten, wenn er sie ihm nicht selber gab ...

Er hielt erschrocken inne und erkannte, wie weit sein persönlicher Kummer ihn gebracht hatte. Bisher war er immer imstande gewesen, trotz der inneren Belastung alles, was sein Amt von ihm verlangte, zu tun.

Ja, Herr, ja. Aber wie kann ich jetzt hingehen und predigen? Ich habe kein Gefühl für die Wahrheit, die ich verkündigen muß. Ich wäre nicht viel besser als ein Heuchler. Ich vertraue auf dich; ich weiß, daß deine Verheißungen wahr sein müssen. Und dennoch ...

Plötzlich traf ihn der Gedanke mit ungewöhnlicher Kraft: Gottes Verheißungen müssen wahr sein. Bei so vielen und so oft schon habe ich es an mir erfahren, daß ich jetzt nicht daran zweifeln kann. Er hat verheißt, mir zu helfen, wenn ich willens bin, mir helfen zu lassen.

»O Herr«, sagte er, »du siehst, Herr, wie hilflos ich bin. Mach du mich willens, Herr, laß mich wollen – ohne Vorbehalt, daß du mir helfen mögest.«

Kurz darauf verließ er das Haus und ging langsamen, aber festen Schrittes die Coleman Street hinunter. Eine halbe Stunde später sah die Gemeinde ihren Pfarrer zu der altvertrauten Kanzel hinaufsteigen.

»Fürchte dich nicht, du Würmlein Jakob, du armer Haufe Israel«, las er, und keiner der Anwesenden hätte es der Predigt, die dann folgte, anmerken können, daß er den Text erst beim Hinaufsteigen aufgegriffen hatte; »denn ich helfe dir, spricht der Herr, und dein Erlöser ist der Heilige in Israel.«

Ohne Übersteigerung, sondern in der einfachen Gewißheit, daß Gott ihm seinen Beistand zugesichert habe, tat John seinen

Dienst auch weiterhin ohne jedes äußere Zeichen von Verstärkung, obwohl es schien, als ob mit jedem neuen Tag die Trübsal einen neuen Höhepunkt erreichte. Marys Schwäche hatte spürbar zugenommen; nur noch mit großer Mühe konnte sie den kurzen Weg vom Bett zum Sofa und zurück gehen, und es war immer zweifelhaft, wie der Arzt gesagt hatte, ob sie die nächste Nacht noch überleben würde. Um so schrecklicher war es für John, daß sie es nicht ertrug, wenn man vom Tod sprach; daß sie Pläne machte, Anweisungen für die Weihnachtsfeier gab, von einer Frühjahrsreise sprach, die sie machen wolle und sich im übrigen fast nur für lange nicht getragene Kleider interessierte.

In all der Verwirrung und Bitternis fand John nur einen einzigen Lichtschimmer – in einem Umstand, der ihm im Anfang nicht weniger düster vorgekommen war als alles andere: nicht nur Gott gegenüber hatte Marys Haltung sich gewandelt, auch ihr Verhältnis zu ihm selbst hatte sich von Grund auf verändert; ihre frühere liebevolle Zärtlichkeit war wie weggeblasen, sie reagierte mit keinem Lächeln, keiner Geste, wenn er sie berührte, es war ihr gleichgültig, ob er bei ihr sitzenblieb oder fortging. Aber in den vierzig Jahren, die zurücklagen, hatte jeder Tag neu gezeigt, daß Mary ihn liebte. Die Frau, die ihn jetzt so kalt behandelte, war also gar nicht Mary. Und deshalb, folgerte er in angstvoller Logik, war auch die nicht seine Mary, die behauptete, sie habe keinen Glauben. Es konnte nur eine fremde Macht sein, eine Macht, die sie durch die Pein und Schwachheit ihres seit so langem schon gequälten Fleisches in Versuchung führte. Und starb sie in diesem Zustand, so würde es keinen Unterschied machen. »Fragen Sie mich nicht, wie ein Mensch gestorben ist, sondern wie er gelebt hat«, hatte er einem Neugierigen geantwortet, der ihn nach den letzten Worten eines Freundes auf dem Sterbebett befragt hatte. Und dies entsprach auch jetzt seiner Überzeugung.

»Doch um meinwillen, Herr, laß sie nicht in diesem Zustand sterben!« Es war kurz vor Morgengrauen, der sechzehnte Tag von Marys Verstörung. Die Mädchen hatten abwechselnd die Nacht über gewacht. Als er um vier geweckt worden war, hatte Mary ruhig geschlafen.

Draußen auf der Straße war noch Dunkelheit, aber von der Kerze auf dem Tisch fiel etwas Licht herüber. Plötzlich sah er, daß Marys Augen offen waren, und trotz des matten Lichtscheins wußte er, als sie sich ihm zuwandten, daß der unbestimmte Schleier, der sie bisher verdunkelt hatte, nicht mehr da war.

»Du Ärmster«, sagte sie, und bei dem altvertrauten warmen Ton in ihrer Stimme spürte John, daß er aus einem langen, grauenhaften Traum erwachte, »wieviel Schlaf wird dir genommen, wenn du immer so an meinem Bett sitzt! Komm, du mußt dich gleich wieder hinlegen. Ich komme schon zurecht.«

In der Dankbarkeit, der Erleichterung darüber, daß sie endlich wieder sein war, vermochte John die Wochen, die nun folgten, mit Gleichmut zu ertragen. Nach einen oder zwei Tagen konnte Mary, von zwei anderen gestützt, ihre kleine Reise vom Bett zum Sofa machen. Am darauffolgenden Morgen fanden sie sie unfähig aufzustehen. Der Krebs, sagte Dr. Benamer, habe die Wirbelsäule angegriffen, so daß die Beine und der Leib gelähmt waren. Die Bücher, in denen sie wieder zu lesen versuchte, konnte sie mit ihren schwachen Händen nicht mehr halten. Aber interessiert hörte sie zu, wenn John oder Betsey ihr vorlasen, sie folgte ihm aufmerksam bei seinem Beten und nahm die Bemühungen und Nachtwachen der anderen, zwar manchmal leise protestierend, dankbar an. Alles dies war wieder Mary. Das ganze Haus hatte das Gefühl, als habe jemand einen schweren Vorhang fortgezogen, um wieder Licht hereinzulassen.

Deshalb, o Herr, verbietest du Abgötterei, dachte John, als er eines Morgens auf sie niederblickte. Nicht um uns etwas zu versagen, sondern um uns zu bewahren. Wenn ein Abgott so verfallen kann wie sie, und wenn ich, ihr Abgott, keine Macht habe, ihr zu helfen, was würde dann aus uns und unserer Erbärmlichkeit, wenn der eine seine ganze Stütze nur im andern hätte? Aber habe Mitleid, ich bitte dich, mit meiner armen Leidenden ... Dann sagte er, als sie ihm mit einem liebevollen Lächeln ihre Hand hinstreckte:

»Du leidest schrecklich.«

Marys Augenbrauen zogen sich vor Nachdenken zusammen.

»Ja, ich leide wirklich, aber nicht *schrecklich*«, entgegnete sie. »Lange nicht so sehr, wie ich vor einem Jahr gedacht hatte. Und dank Gottes Güte kann ich ja noch immer meine Hände gebrauchen.«

Es griff John ans Herz, wie er sie so hilflos daliegen sah. Er hatte ihr eine schmerzliche Mitteilung zu machen und überlegte hin und her, wie er ihr den Schock ersparen könne.

»Liebling, du weißt doch, an wessen Krankheit wir in der letzten Zeit so viel gedacht haben?«

Ja, sie wußte es. Seit dem Tode ihrer Angehörigen in Chatham, und außerhalb des Hausstandes hier in London, stand ihrem Herzen niemand so nah wie ihrer beider Freund und Wohltäter John Thornton.

»Ich glaube, eigentlich hätte ich dir besser nichts gesagt«, fuhr er fort, »es ist nur so, daß man mich gebeten hat, bei der Beerdigung zu dienen, und wenn ich es tue, werde ich fast fünf Stunden fort sein.«

»Ja, du mußt unbedingt hingehen«, sagte Mary, und der Eifer gab ihrer Stimme wieder Energie. »Liebster, du weißt ja, ich möchte unter keinen Umständen, daß du meinetwegen hierbleibst. Du mußt hingehen, aber ... solange ich es noch kann, darf ich dich um etwas bitten?«

Er nickte.

»Ich werde ihn nicht lange überleben. Und denk dran, Liebster, was ich dir gesagt habe, daß der Herr auch darin mir Freundlichkeit erweist.« Ihre Stimme wurde wieder matter. »Früher habe ich immer gedacht, ich möchte in Olney begraben werden – du weißt, wo Vater ist. Jetzt macht es mir gar nichts aus, wenn nur du an dem Tag, da Gott uns wieder zusammenbringt, in meiner Nähe liegst. Aber meinen Ring« – sie hielt ihre durchsichtige Hand hoch – »ich habe ihn nie ausgezogen, seit du ihn mir angelegt hast – erinnerst du dich noch?«

Er lächelte schmerzlich. Ihm war, als sei es erst gestern gewesen.

»Wenn ich nicht mehr da bin, möchte ich, daß du ihn anziehst und trägst.« Sie küßte seine Hand, die ihre umschloß. »Das wollte ich dir sagen. Du brauchst nicht zu sprechen. Jetzt, wo ich's gesagt habe, bin ich ganz glücklich und zufrieden.«

Sie wußte, daß er nicht sprechen konnte. Als er das Haus verließ, hatte er die bange Ahnung – wie in diesen Tagen immer, wenn er fortging –, daß sie bei seiner Rückkehr nicht mehr leben würde.

Aber seine Vorahnung hatte ihn getäuscht. Noch vier Wochen sollte Marys Leiden dauern. Auch an John und seine Fähigkeit auszuharren stellte diese weitere Frist die härtesten Anforderungen. Es war, als sollte gezeigt werden, daß Gott denen, die sich auf ihn verlassen, Kraft gibt zu ertragen – nicht nur bei plötzlichen und kurzen Prüfungen, sondern auch, wenn sie sich lange ausdehnen, und als sollte den skeptischen und resignierten Menschen ein Beispiel dafür gegeben werden, daß seine Kraft gerade in der Schwachheit mächtig ist.

Sonntag, den 12. Dezember 1790. John war im Begriff, sein Arbeitszimmer zu verlassen und zum Morgengottesdienst zu gehen, als sein Blick noch einmal auf das Datum seines angefangenen Briefes fiel. Genau vor achtundvierzig Jahren, auch an einem 12. Dezember, hatte er Polly zum ersten Male gesehen. Erinnerungen strömten auf ihn ein, und er setzte sich, durch ihre Bitterkeit und Süße ein wenig unsicher auf den Füßen geworden.

»Madam schickt mich, Sir.« Phoebe klopfte an und öffnete fast im gleichen Augenblick die Tür. »Sie möchte Sie sehen.«

Es war der Abschied – John wußte es sogleich, als er ins Zimmer trat, obwohl sich nichts verändert hatte. Er nahm die Hand, die Mary ihm entgegenstreckte, und wußte, daß er sie zum letztenmal ergriff. Er kniete nieder, und wie ehedem wollten die Worte, wenn am nötigsten gebraucht, nicht kommen. Nur die Tränen kamen und lähmten seine Kehle, aber Mary strich sanft über seinen Kopf und drückte seine Hand, als bitte sie ein letztes mal um Kraft für ihn.

»Mein Herzlieb«, flüsterte sie leise, »mein Herzlieb.«

Dann fand er seine Stimme wieder und betete und wußte nicht, welche Worte sich zusammenfügten zu diesem letzten gesprochenen Gebet, bei dem er ihre Seele der Obhut des himmlischen Vaters, dem Erbarmen des Erlösers anbefahl. Er blieb auf den Knien, bis ein sanfter Druck ihrer Hand ihn aufblicken ließ.

»Zeit für die Kirche.« Er konnte ihre Worte kaum verstehen.
»Leb wohl, mein Lieb.«

Ihre Stimme versagte. Mühsam und mit steifen Gliedern stand er auf, legte seine Hand auf Marys Stirn und flüsterte den Segen, den sie besonders liebte. »Der Herr segne dich und behüte dich; der Herr lasse sein Angesicht über dir leuchten und sei dir gnädig; der Herr erhebe sein Angesicht über dich und gebe dir Frieden.«

Er erreichte die Tür, brachte es aber nicht über sich, hinauszugehen. Bevor Marys Kraft von ihr gewichen war, hatte sie oft, wenn er betete, geflüstert: »Herr, lieber Herr, lieber Heiland, allmächtiger Gott«, und zwar mit einer Zärtlichkeit, wie er sie früher bei ihrem Beten nie gehört hatte. Und in diesem Augenblick durchdrang ihn, stärker als ein körperlicher Schmerz, ein sehnsüchtiges Verlangen: zu wissen, daß er sie nicht allein ließ.

Ihre Augen waren ihm gefolgt. Sie begegneten den seinen, als er sich umwandte und zu ihrem Bett zurückkam.

»Liebste Mary«, sagte er und betete im stillen, daß seine Stimme fest bleiben möge, »ich weiß, an wen du geglaubt hast. Aber wenn deine Seele, wie ich hoffe, Frieden hat, wird es für mich ein großer Trost sein, wenn du es bekunden kannst und zum Zeichen deine Hand hebst.«

Es verstrichen einige Sekunden, bis die Erwiderung kam. Dann hob Mary ihre Hand, aber – bis zum letzten ihrer Art getreu – ging sie noch ein Stückchen weiter und schwenkte sie ein paar mal leise hin und her.

Nachwort

Dezeember. Weihnachten 1807. Mit zweiundachtzig Jahren noch ein Weihnachten hier verleben? Wenn es dein Wille ist, barmherziger Gott, laß es mich bei meiner Mary verleben ... in deiner Gegenwart. Aber nicht wie ich will, sondern wie du willst.

Siebzehn Jahre, seit sie mich verlassen hat. Wie gnädig verhüllt uns der Herr die Zukunft. Nie hätte ich geglaubt, daß ich siebzehn Jahre leben könnte ohne Mary; daß ich es ertragen würde, in diesem Haus zu bleiben, in ihrem Zimmer zu schlafen, ja, in dem gleichen Bett. Doch ich habe keine einzige trübe Nacht gehabt. Ich wäre jederzeit mit Freuden aus dem Leben geschieden; und doch konnte ich meines Weiterlebens froh werden. Solange ich in der Welt tätig war, hatte ich ein ständiges Gefühl der Leere; es hat mich angetrieben, in noch engerer Verbundenheit mit dir zu wandeln, Herr.

Jedes Jahr – das sehe ich, wenn ich jetzt zurückschaue – jedes Jahr hat mir etwas von der Güte des Herrn im Lande der Lebendigen gezeigt. Jedes Jahr bis jetzt, und wie kann ich an seiner Weisheit zweifeln, wenn ich sie in allem anderen erfahren habe? Bis zum letzten Jahr konnte ich sogar noch predigen. Sie rieten mir, ich solle aufhören – aufhören, bevor ich mich dazu gezwungen sah. Das war der junge Cecil! Vielleicht hatten sie recht – ich weiß, zuletzt bin ich öfters abgeschweift. Aber solange die Menschen in die Kirche kamen und mich hören wollten – sie war immer voll –, solange glaubte ich mich verpflichtet, vor sie hinzutreten – als ein Zeugnis dafür, was Gott in seiner wunderbaren Gnade tun kann ... an dem größten aller Sünder.

Noch immer habe ich vieles zu lernen. Es ist etwas Großes, wenn man lernt, sich beiseite stellen zu lassen. Ich habe gebetet und muß weiter darum beten, daß ich vor den Sünden des Alters bewahrt werde, die mich bei anderen Männern so betrübt haben: Ungeduld, Reizbarkeit, Neid, Anmaßung, Herrschsucht. Ich habe gebetet, Gott möge mir die Freude schenken, zu erleben, daß andere vortreten, um für ihn zu wirken.

Die Zeiten sind sehr dunkel. Das sagen alle. Auch ich habe es gesagt. Aber für das Auge des Glaubens sind sie um vieles lichter als in meiner Jugend. Auch darin, daß das Evangelium die Herzen der Menschen erweicht hat für die Unterdrückten. Wilberforce kümmerte sich zuerst nicht im geringsten um die Versklavung von Negern, erst dann, als der Herr ihm seine eigenen Ketten zerbrach. Ach, daß ich den Erfolg noch miterleben möchte ... Ja, die Verwirklichung mag noch fern sein, aber das Unterhaus hat sich endlich für die Abschaffung entschieden, und eines Tages muß sie kommen. Ich danke dir, daß du diesen jungen Mann bewahrt hast. Ich danke dir für seine Freundschaft.

Und für alle meine Freunde, alle. Es waren viele, und wie freundlich waren sie ... Sir Cowper ... wie groß muß sein Erstaunen gewesen sein, als der Tod seine lange Umnachtung beendete. Heiliges Erstaunen – so hat Johnson seinen Ausdruck beschrieben, als er ihn auf dem Totenbett sah.

Mrs. More ... Ich muß ihr schreiben. Nein, ich habe ihr wohl schon geschrieben, vor langem; hoffentlich habe ich ihr Trost geben können. Was für ein böses Ding ist das Menschenherz, daß ihre Bemühungen, den Armen zu helfen, so viel Verleumdungen und Haß hervorgerufen haben. Aber du, Herr, kannst sie bewahren. Sie ist dein, eine, die von der Welt viel Beifall erntete, bis sie sich von ihr getrennt hat. Und so auch Wilberforce. O Herr, so geht es den Deinen allen, wenn sie eine hohe Stelle in der Welt haben. Ich danke dir, daß du sie unversehrt hindurchgeführt hast.

Ich danke dir auch dafür, daß seit den letzten Jahren mich die Schändlichkeiten meines Herzens weniger beunruhigen. Bei den Menschen gelte ich als rechtschaffen, aber du kennst mein Inneres! Nie, hatte ich gedacht, würde ich aus dem siebenten Kapitel des Römerbriefes herauskommen! Aber hier hat sich wieder deine Weisheit erwiesen. Christus ist mir zur Gerechtigkeit gemacht; ich brauche mich nicht als Gerechten zu *empfinden*, ich weiß mich trotzdem von ihm angenommen, ebenso wie Wesley ... und Whitefield. O Herr, ich danke dir für beide und für das, was ich von ihnen gelernt habe. Ach, vergib deinem Volk. Daß zwei solche Männer sich entzweien konnten, sich strei-

ten und mit ihnen Tausende von Menschen! Wie leicht hätte auch ich dem Parteigeist verfallen können. Mehre, o Herr, die Zahl wahrer Bibelchristen, die auch bei anderen Gemeinschaften das Positive sehen und ihren Geist und ihre Liebe nicht auf die eigene Gruppe beschränken.

Segne unsere Missionsgesellschaft! Sei mit meinem jungen Freund Buchanan, wenn er jetzt nach Indien geht, und mit William Carey ... und mit Johnson in Australien.

Die Überraschung meiner kleinen Neger in Clapham, als ich zu ihnen auf Sherbro sprach! Lieber Herr, mach sie zu deinen Jüngern und sende sie nach Afrika zurück, daß sie ihre Brüder bekehren. Sicher ist dies die erste Kolonie, welche Christen mit keinem anderen Motiv gegründet haben, als Gutes zu tun. Und Dank deiner Güte ist sie in Sierra Leone, dem Land, wo ich mich dem Teufel verkauft und später in meiner Unwissenheit gegen meine Mitmenschen gesündigt habe ...

Seine Gedanken verschwammen zu einem Kaleidoskop von Bildern: Betseys betrübt, lebhaftes junges Gesicht, als sie nach Marys Tod zu ihm kam und fragte, ob sie ihm nützlich sein könne; ihre tägliche Nähe als Hausmutter, Sekretärin; Wagen, Postkutschen, wenn sie in den ersten Jahren seiner Einsamkeit in Ferien gefahren waren, nach Cheddar, nach Rochester, nach Southampton, nach Olney; ihre im allgemeinen heitere Stimmung und die Beschämtheit, wenn sie von ihrer nervösen Angst überfallen worden war wie damals, als sie sich beim Gewitter in Hanna Mores Kleiderschrank versteckt hatte; wie sie ihn schüchtern fragte, was er von dem jungen Optiker halte, der in der Nähe der Börse seinen Laden hatte und so regelmäßig nach St. Mary kam; ihr verstörtes, eingefallenes Gesicht, als sie schrie, ihr Bekenntnis zum Glauben sei Heuchelei gewesen und Gott habe sie zum Ziel seiner Rache ausersehen. Betseys Taschentuch, wie es an ihrem Fenster in der Irrenanstalt flatterte, als er während jener furchtbaren Jahre ihres Eingesperrtseins jeden Tag, ob Regen oder Sonnenschein, dorthin gegangen war und auf ihr Zeichen gewartet hatte.

Ein Seufzer der Dankbarkeit brach aus ihm hervor. Du hattest Mitleid mit uns beiden, daß du sie zurückgeführt hast. Segne nun sie und ihren Mann. Laß sie so glücklich werden, wie Mary und

ich es waren; aber bewahre sie vor der übermäßigen Zuneigung, die uns so viel unnütze Angst und Pein bereitet hat.

Es ist, als hätte ich meine Ausbildung in einer Nervenlinik erhalten. Jedenfalls waren unter denen, die mich um Rat fragten, ungewöhnlich viele Nervenranke.

Die Freude des Erlöstseins. Dank sei dir, wunderbarer Herr, der du mir bewiesen hast, daß sie fortbesteht, wenn alle Erdenfreuden dahinschwinden. Ach, wie handgreiflich wahr ist es doch: wenn jemand nicht von neuem geboren ist, kann er das Reich Gottes nicht sehen.

Dezember. Es war Dezember, als ich Mary kennenlernte. Und Dezember, als sie von mir ging. Werden wir auch im Dezember wieder vereinigt werden ... aber bei Gott gibt es keinen Dezember.

O Jesus, mein Hirt und Freund, du Prophet, Hoherpriester und König, nimm meinen Lobpreis, daß du in jenen drei letzten Tagen und Nächten deine Hand so gütig über mir gehalten hast; daß Mary wie in sanftem Schlummer lag; daß selbst ihre Todesseufzer den Frieden ihres Angesichts nicht trübten. Ach, Herr, warum weine ich jetzt, wenn ich damals soviel Kraft bekam und nicht in ein unmännliches Klagen ausbrach?

Wenn ich dreimal predigen konnte, während sie zu Hause auf dem Totenbett lag? Wenn ich mit anzusehen vermochte, wie man sie auf die Bahre ...

Der Text – der Text, den ich für dieses traurige Ereignis herausgesucht habe, als ich zu predigen begann. Jetzt ist die Zeit gekommen. Meine Freunde möchten es mir ersparen; sie meinen es gut; wissen sie nicht, daß ich jetzt predigen muß – oder nie mehr? Wenn ich jetzt nicht predige, dann zeigte das, daß ich noch immer einen Abgott hätte. Die Kirche ist sehr voll, obwohl es Weihnachtstag ist. Wie still sie sind! Laß ihnen diesen Tag zum Segen und zum Trost in ihren eigenen Kümernissen werden. Wahrlich, es ist dein Werk, daß ich nun endlich diese Worte des Propheten mit Gefaßtheit nachsprechen kann:

»Der Feigenbaum wird nicht grünen, und wird kein Gewächs sein an den Weinstöcken; die Arbeit am Ölbaum ist vergeblich, und die Äcker bringen keine Nahrung; und Schafe werden aus

den Hürden gerissen, und werden keine Rinder in den Ställen sein ...« – mit andren Worten, alle Freude, Trost und Halt des Irdischen ist restlos weggenommen –, »... aber ich will *dennoch* in dem Herrn frohlocken, will fröhlich sein in dem Gott meines Heils.«

Will fröhlich sein – nein, ich *bin* es!

O barmherziger und gnädiger Herr! Sicher – sicher – ist dein Wagen gekommen!